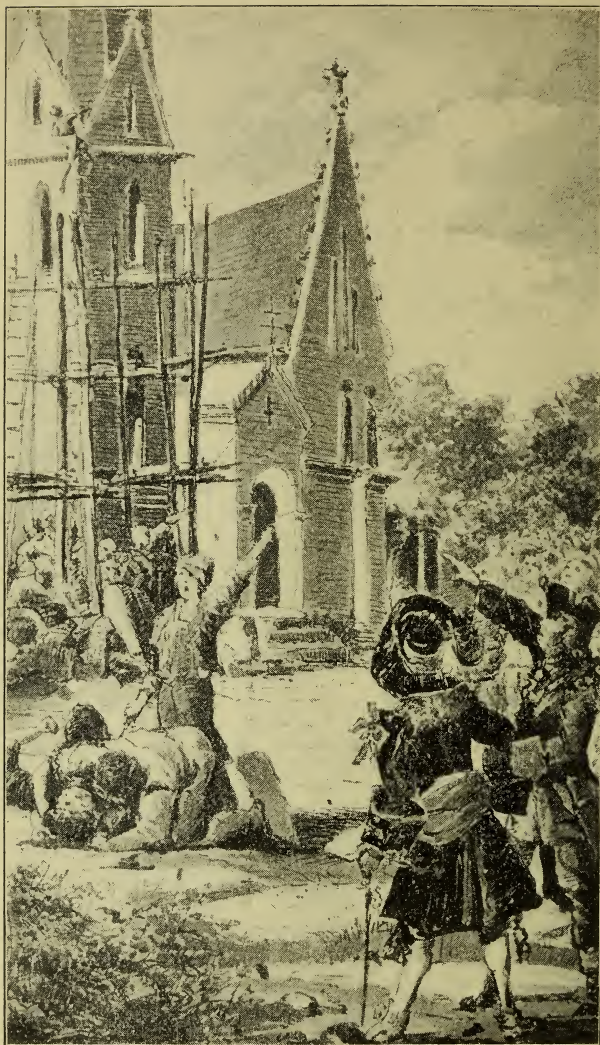
H. Smidt's Marine Romane



Verlag von R. Jacobsthal, Berlin.



Heinrich Smidt's

Marine-Romane

Herausgegeben

von

Wilhelm Noeldechen.

Illustriert

von

Alexander Marcks und E. Zardetti v. Bayer, Marinemaler.

Magdeburg.

Craunke & Schlombach, Verlag.

Admiral de Ruyter.

Roman

von

Heinrich Smidt.



Mit Illustrationen

von

E. Zardetti v. Bayer.



1. Band.



Magdeburg.

Graunke & Schlombach, Verlag.

Druck von F. Hoede, Magdeburg.

I.

Der Seiler-Junge.

(März 1617.)

Es war um das Jahr 1617 im März. Auf den Werften von Vlissingen gestaltete sich ein reges Leben. Die hohen Transportschiffe erhielten einen neuen Farbenschmuck, ihre Takelage wuchs zusehends in die blaue Luft hinein und von der Gaffel wehte die stolze Flagge der sieben vereinigten Provinzen. In den großen Magazinen arbeiteten die Matrosen unter der Aufsicht ihrer Offiziere und rollten die Proviantfässer nach den Booten, während an der andern Seite, die nach der Stadt zuführte, tausend Hände beschäftigt waren, die nötigen Wasservorräte herbeizuschaffen. Auf den großen Seilerbahnen der Gebrüder Lampsin lagen Taue aufgeringelt, vom schwersten Ankertau bis zum leichtesten Kabel in solcher Menge, daß eine Flotte zehn Jahre daran genug hatte, und doch wurde überall so fleißig gesponnen, als könne keine Heringsbüse auslaufen, bevor sie nicht hier neue Fangleinen und Angelschnüre gemacht hatten.

Der Werkmeister, ein stämmiger vierschrötiger Kerl, hatte seine Augen überall; er stieß die Seilergesellen in die Rippen, wenn sie den Faden nach seiner Meinung

nicht glatt und fein genug spannen, und ließ ein kurzes Tauende unsanft auf den Rücken der kleinen Seilerjungen niederfallen, wenn sie das Rad nicht stets im vollen Schwunge drehten.

Da kam ein kleines, zusammengedrücktes Männchen mit breitkrämpigem Hute und weiten Schifferhosen daher. Sein Oberkörper war in eine abgetragene Friesjacke geknöpft und in jeder Hand trug er einen Korb mit wohlgepfropften Bierkrügen. Er nahte schüchtern dem polternden Werkmeister und fragte leise, ob vielleicht neuer Vorrat nötig sei?

„Was da? Was giebts?“ rief dieser und rannte in seinem Eifer den kleinen Bierzapfer beinahe über den Haufen. „Aha! Seid Ihr's, Adrian de Ruyter? Euer Bier wird alle Tage schlechter und die Stüber werden immer seltener. Wenn Ihr Euch nicht bessert, und der Verdienst nicht bedeutender wird, habt Ihr meine Kundschaft am längsten gehabt.“

„Ach, lieber Herr!“ entgegnete Adrian de Ruyter und setzte die schweren Körbe auf die Erde, „das solltet Ihr nicht sagen. Euer Verdienst mag nicht so groß sein, wie Ihr ihn wünscht und verdient, aber mein Bier ist gut und es ist nicht wohlgethan, so verächtlich davon zu reden, weil ich dadurch meine Kundschaft verliere, denn was Ihr thut, machen die andern nach. Ist ein saures Brot, das Brot eines Bierzapfers, der sich viel herumstoßen lassen muß und oft das Seinige verliert durch die Bierprobe und schlechte Zahler.“

„Nun, flennt nur nicht wie ein altes Weib!“ brummte der Werkmeister, „und setzt mir ein Dutzend von den Krügen in meinen Schuppen; meine Grete wird

Euch das Geld geben, und Euch nicht durch Borgen ruinieren! — Frisch, fort an die Arbeit!"

Er trieb damit einige Seilergesellen vor sich her, die ebenfalls herbeigekommen waren, um einen Krug Bier zur Erquickung zu erhaschen. Der Bierzapfer bediente seine Kunden mit möglichster Schnelligkeit, und gut gelaunt über die vielfachen unerwarteten Barzahlungen, griff er nach einem größeren Kruge, reichte ihn dem Werkmeister und sagte flüsternd: „Das ist ein besonderer Tropfen für Euch; habt die Güte, und sagt mir, was macht mein Sohn? Führt er sich gut auf und profitiert er im Gewerke?"

„Hört, Adrian!" sagte der Werkmeister rasch. „Behaltet Euer Bier, ich kann Euch nichts dafür zu Liebe sagen. Euer Michael ist dumm und bleibt dumm und wird bald aus der Bahn gejagt werden. Was Ihr ihm heute sagt, hat er morgen vergessen; sobald er zur Arbeit geht, ist er schläfrig und träge, gilt es aber, einen dummen Streich zu machen, ist er allemal der Anführer, er und der verdammte Negerjunge Jan Compannei. Dieses schwarze Ungetüm hat Euern Jungen vollends verdorben. Wenn der Michael nächsten Sonnabend fortgejagt wird, könnt Ihr einen Bierzapfer aus ihm machen; das ist alles, wozu der niederträchtige Junge taugt."

„Herr Werkmeister!" sagte Adrian de Ruyter tief gekränkt, „dergleichen Worte müßt Ihr nicht sagen. Wir sind arme Leute, wir de Ruyters, vom Großvater her, aber wir sind ehrlich und brav und es ist nichts Niederträchtiges in uns. Mein Michael ist auch gut und brav und niemals hat er etwas Unrechtes gethan."

„Zum Teufel mit Eurem Michael!“ schrie der Werkmeister. „Ich dulde ihn nicht länger auf der Bahn! Er oder ich!“

Der Werkmeister hatte sich in Zorn gesprochen und stieß noch heftigere Drohworte aus, als von der äußersten Reede her ein Schuß fiel, und ein großer Dreimaster mit breitem Bord unter vollen Marssegeln langsam heransteuerte. Die Seilergesellen steckten die Köpfe zusammen, den neuen Ankömmling beschauend, und sich ihre Bemerkungen zuflüsternd. Der Werkmeister aber hatte bei diesem Ereignis all seine Heftigkeit vergessen und rief: „Hurra! Das ist Admiral Jacob Heemskerk! Nun giebts Bestellungen und Arbeit vollauf! Nicht zu gedenken der lustigen Geschichten von gesunkenen und geenterten Schiffen, von abgeschossenen Beinen und gespaltenen Köpfen, denn wo der Jacob Heemskerk seine Jungens hinschlagen läßt, da wächst kein Gras mehr. Er ist der beste Offizier in der Flotte und fürchtet selbst den Teufel nicht, das habt Ihr Anno 1607 vor Gibraltar gesehen, oder hättet es doch sehen können, wenn Ihr Courage genug gehabt hättet, dabei zu sein. Frisch, Jungens! Dem müssen wir bei seiner Heimkehr ein lautes Hurra bringen!

Die Seilergesellen folgten seiner Anweisung und voll Begeisterung für seinen Seehelden, unter dessen Befehlen er einst stand, bemerkte er es nicht, daß alle Räder aufhörten sich zu drehen, sondern plauderte ruhig weiter von türkischen Schebecken, spanischen Galionen und dem Ruhm der niederländischen Flagge.

Unterdessen hatte der Bierzapfer seine Körbe aufgenommen und war unter einen Schuppen getreten, wo einer der Radjungen, ein leichtes, behendes Bürschchen von kaum zehn Jahren, mit einem Negerknaben in Streit geriet. Obgleich dieser Letztere von starkem Wuchse war und ein Paar kräftige Fäuste emporstreckte, während seine Augen wie ein Paar Kohlen glühten, zeigte der Junge doch nicht die geringste Furcht, sondern dem Gegner keck entgegentretend, sprach er laut: „Sage es noch einmal, verdammter Schwarzer! Sage es nur noch einmal! Was weißt Du davon, und was hast Du mit den Spaniern und Franzosen zu schaffen, da Du doch hier bist und niederländisch Brot ißt! Was! Uns sollen die Spanier unterkriegen? Ich will es nicht! Ich leide es nicht! Sieh die großen Fluiten, die draußen liegen und den Dreimaster, der dort einsetzt! Sieht mir recht darnach aus, als ob er einen Spanier an Bord kommen ließe!"

Der Neger grinste: „Hollandaise nicks! Spaniol groß! Portugaise groß! Franzoß groß und stark! Hollandaise viel Prügel!"

„Da, Du Hund von einem Neger!" schrie der Radjunge. „Noch einmal! So! Und noch einmal! Frisch, Du schwarzer Satan! Ich schlage Dir Deine weißen Zähne ein, wenn Du noch einmal Spaniol oder Portugaise sagst!"

Leicht und gewandt hatte er den Schwarzen gefaßt. Dieser, der sich eines so raschen Angriffs nicht versah, fiel zu Boden und schlug um sich, umsonst den Kleinen von sich abwehrend, der ihn wie eine Katze zerkrallte. In diesem Augenbl cke kam der Bierzapfer herbei und

riß die Jungen auseinander: „Wollt Ihr Frieden halten, Ihr unnützen Buben?“ rief Adrian erbost. Ist's nicht genug, daß Ihr von Euren Vorgesetzten braun und blau geschlagen werdet, müßt Ihr Euch auch selbst noch das Fell gerben? Schäme Dich, Michael, daß Du mir solche Schande machst.“

„Vater!“ antwortete Michael, sich den Schweiß von der Stirn wischend. „Vater! der verdammte Schwarze hat schon wieder auf unsere Flagge geschimpft und seine Spanier und Portugiesen in den Himmel erhoben . . . .“

„Bleib mir mit Deinem Gewäsch vom Leibe!“ entgegnete der Vater ärgerlich. „Was gehen Dich die Spanier und unsere Flagge an? Drehe Du Dein Rad, wie ich mein Bier verkaufe, und damit holla!“

„Oho, noch lange nicht!“ rief der kleine Uebermut und nahm eine Stellung an, als sei er jetzt schon Herzog und erster Admiral der General-Staaten.*) „Ich habe es ihm gegeben, und will es ihm noch besser geben, wenn er wieder auf uns schimpft! Wir sind Niederländer Vater! Du und ich!“

Jan Compannei hatte sich aufgerafft, schlich sich heran und sagte: „Hollandaise viel bange! Hollandaise viel laufen!“

„Da fängt er schon wieder an, Vater!“ rief Michael und wollte sich auf seinen Gegner stürzen, aber der Vater hielt ihn zurück und sagte: „Junge! Bringe mich nicht auf! Ich habe vorhin mit dem Werkmeister gesprochen, er ist sehr unzufrieden mit Dir.“

*) Generalstaaten-Regierung der Niederlande.

„Das ist er immer!“ sagte Michael leichthin.

„Er hat's aber ernsthaft gesagt! Hat meinen Krug Bier nicht angenommen und versichert, er werde Dich nächstens wegjagen.“

„Meinetwegen!“

„Was? Deinetwegen? Ja, nun sehe ich es ein, daß Du wirklich ein Taugenichts bist. Junge! Junge! Ich bin ein ehrsamer Mann, der keinen Burschen in seiner Familie haben will, der von seinem Brotherrn weggejagt wird. Alle Deine elf Brüder und Schwestern sind wohlgeraten, sie arbeiten tüchtig und führen sich gut auf, so daß ich und Deine Mutter unsere Freude daran haben, aber Du bist ein unnützer Bube, der nicht einmal dazu taugt, ein Rad zu drehen.“

„Nein Vater! Ich kann's auch nicht!“ rief Michael. „Wenn ich erst von dieser Bahn weg bin, will ich Gott danken und sie sollen lange warten, ehe sie mich wieder hier zu sehen kriegen. Vater! Weißt Du was? Heute Nacht hat mir geträumt, ich wäre groß, hätte einen Degen an der Seite, einen Federhut auf dem Kopfe und stände auf dem Hinterdeck eines Dreimasters! Vater! Wenn das wahr würde!“

„Ach, daß Gott erbarm!“ sprach der Alte betrübt vor sich hin. „Warum muß denn gerade ich mit einem solchen Jungen gestraft werden? Sein Geschäft läßt er liegen, und träumt ungewaschenes Zeug von großen Dingen, die uns noch in Ungelegenheiten bringen könnten, wenn die vornehmen Herren darum wüßten; denn was man träumt, daran hat man wachend gedacht! Was würde wohl der Admiral denken ....“

„Ich will's ihm selbst sagen, Vater!“

„Ach, Du ungeratner Junge! Wolltest Dich unterstehen, einen so vornehmen Herrn anzureden? Wolltest Dich nicht tief bücken und ihm hundert Schritte aus dem Wege gehen? Gut! Mit uns ist es aus! Ich ziehe meine Hand von Dir ab, und wenn Du hier weggejagt bist, brauchst Du auch nicht mehr zu mir in's Haus zu kommen.“

„Vater“ rief Michael. „Vater! Das mußt Du nicht sagen! Ich bin Dir gut; Dir und der Mutter und den Brüdern und Schwestern. Aber ich kann nicht ausdauern beim Raddrehen und will ein Seemann werden, muß ich auch mein Lebtage ein kleiner Schiffer bleiben. Laß mich hinaus, Vater, hörst Du? Am Lande thue ich Dir nicht gut, aber am Bord will ich geduldig sein, wie ein Lamm!“

„Wenn's Gottes Wille ist, kann ich nichts dazu oder dagegen thun!“ antwortete der Vater: „Sieh Du selbst zu wie Du's treibst. Ich habe außer Dir noch elf Kinder zu versorgen! Kannst Du da nicht aushalten, wohin ich Dich gestellt, so sieh zu, daß Du Dich anderswo unterbringst; ich habe keine Bekanntschaft mit Leuten, die für solche Bursche, wie Du bist, einen Degen und einen Federhut in Bereitschaft halten. Geh mit Gott.“

Der Bierzapfer Adrian de Ruyter entfernte sich und Michael lehnte sich gegen das Rad, mechanisch nach dem Handgriff desselben fassend. Da schlich sich unbemerkt Jan Compannei heran, umfaßte ihn unversehens und warf ihn zu Boden, indem er höhnend rief: „Tot Hollandaise! Hurra vor Spaniol und Portugaise!“

Wie ein junger Tiger sprang Michael de Ruyter vom Boden auf und warf sich auf seinen Gegner. Ein erbitterter Kampf begann, der einen unglücklichen Ausgang genommen hätte, wenn nicht einige Seilergesellen herbeigekommen wären und sie auseinander gerissen hätten. Der Werkmeister aber schwang sein flinkes Tauende und rief: „Nun seid Ihr reif! Du und der Schwarze! Ich will ein Exempel statuieren, daß Euch für alle Zeit und Ewigkeit die Lust vergehen soll, einen solchen Aufruhr auf der Bahn zu veranlassen. Erst halb tot geschlagen und dann mit Euch hinaus ins Elend, wie es sich für solche Taugenichtse gehört“. Auf seinen Wink hatten sich ein paar der Gesellen des Negers bemächtigt, und er selbst streckte seine gewichtige Hand aus, um Michael zu fassen. Dieser aber entsprang ihm und lief einige Schritte weiter: „Ihr dürft mich nicht schlagen! Ich habe mich bloß gewehrt, als der Schwarze mich hinterrücks angriff! Ihr dürft mich nicht schlagen! Dafür nicht!“

„Willst Du mir vorschreiben, was ich thun darf und was nicht?“ schrie der Werkmeister. „Den Augenblick kommst Du hierher und empfängst geduldig Deine Hiebe, oder es setzt das dreifache. Willst Du nicht? Warte Bursche! Wenn ich Deiner habhaft werde!“

„Versuchts, ob Ihr es könnt!“ lachte Michael und lief dem Ausgange der Bahn zu. Der zornige Werkmeister flog mit lauten Schimpfworten und geschwungenem Tau hinter ihm her. Aber lange hielt er die Jagd nicht aus, der Schweiß perlte von seiner Stirn: sich verschnaufend blieb er stehen und sagte zu den

umstehenden Gesellen und Arbeitern: „Wer mir den Burschen bringt, so daß ich ihn tüchtig abstrafen kann, soll morgen einen freien Tag haben“.

Ein lautes Hurra ertönte und die wilde Meute stob auseinander. Eine grausame Verfolgung begann, und weil sie den raschen Knaben nicht erreichen konnten, suchten sie ihn durch Geschrei und Steinwürfe einzuschüchtern. Aber unermüdlich stürmte er fort, von der Bahn herab, in die engen Straßen der Stadt, sprang über Gassen und Verschläge und stand endlich atemlos still am Eingange des Kirchhofes zu St. Marien.

Die Kirche zu St. Marien war ein altehrwürdiges Gebäude und eine Zierde der Stadt Vlissingen. Ihr schlanker Turm ragte hoch empor und zeigte sich schon in weiter Ferne den ansegelnden Schiffen als ein freundliches Wahrzeichen. Jetzt war der Turm bis fast zur Spitze mit einem Gerüst umgeben, und viele Maurer und Zimmerer waren beschäftigt, die schadhaften Stellen auszubessern. Die Mittagsglocke läutete; die Gesellen und Handlanger kletterten die Leiter herab, um sich mit Speise und Trank zur zweiten Hälfte des Tagewerkes zu stärken. Sie drängten dem Ausgange zu, wo Michael an einem Pfeiler lehnte, und hießen ihn mit barschen Worten aus dem Wege gehen. Verwirrt vom wilden Lauf trat er schweigend beiseite und drängte sich an den Mauervorsprung, um ihren forschenden Blicken zu entgehen; da tobten seine Verfolger heran, lärmend und schreiend: „Haltet den Dieb! Haltet den Dieb!“

„Oho!“ sprach der Vorderste der Gesellen. „Habt Ihrs gehört? Ein Dieb wird verfolgt! Frisch! Nehmt

Euch zusammen! Wohin ist der Kerl gelaufen, den Ihr sucht?"

„Zu Euch! Zu Euch!" rief der erste der Verfolgenden, ein schäbiger Bursche der etwas von der Physiognomie eines entsprungenen Sträflings hatte. „Es ist einer von unserer Werft! Ich bitte Euch, haltet ihn für mich! Es setzt einen freien Tag, wenn ich ihn bringe".

„Dann ists dieser Junge da!" sprach der Geselle sich umwendend, und wies auf Michael de Ruyter. „Frisch, Pieter! Pack ihn an die Gurgel und wirf ihn den Leuten über die Mauer zu. So jung und schon ein Dieb! Warte, Dein Galgen ist auch bald gezimmert".

„Ich bin kein Dieb und lasse mich nicht greifen!" sagte Michael, noch atemlos der Kirche zueilend, während seine Verfolger sich über die niedrige Kirchhofsmauer schwangen, und die Gesellen, beide Arme in die Seite gestemmt, der Verfolgung wie einem Schauspiele zusahen.

„Seht nur, wie er sich um die Gerüste schlängelt!" sagte einer der Gesellen. „Gebt Acht! Er wird sich gleich die Nase an der Mauer zerquetschen!"

„Scheint mir nicht!" antwortete ein anderer. „Er hat die Leiter erreicht und steigt schnell empor. Donnerwetter, der Junge mag ein Dieb sein, oder nicht, aber das Klettern versteht er!"

„Oho!" rief ein dritter. „Da sind sie schon am Fuße der Leiter, und er ist noch nicht zur Hälfte hinauf. Seht, wie sie hinter ihm herfliegen! Der ist geliefert! Viele Hunde sind des Hasen Tod!"

„Nein, nein! Er ist doch oben! Er hats gewonnen! Hurra! Warum bückt er sich denn nun wieder und macht nicht, daß er weiter kommt? Junge! Sieh Dich vor!“

„Was macht er denn da? Wahrhaftig, er hat das Tau gelöst, womit wir das Ende der Leiter befestigt haben! Kopf weg! Es giebt ein Unglück!“

In der That hatte Michael die Leiter losgemacht, die in ihrem unteren Teile mit Menschen bedeckt hin und her schwankte; er lief mit dem daran geknüpften Tau nach einer Seite und riß es so heftig an sich, daß die Leiter sich neigte und mit sämtlichen darauf stehenden Leuten auf das Steinpflaster niederstürzte.

Ein Schrei der Ueberraschung und des Schreckens ward rings umher gehört. Die Gefallenen richteten sich von ihrem Sturze auf und klagten über schwere Beulen, die sie davon getragen, während Michael von seiner sicheren Höhe auf die Verwundeten hinabschaute und in ein lautes Gelächter ausbrach. Die Gesellen vergaßen ganz das Mittagessen, welches ihrer harrte, und alle Vorübergehenden hemmten ihre Schritte, um den Vorgang mitanzusehen.

Aber völlig sicher war die Stellung des jungen Michael nicht. Er stand auf dem Gerüste, welches die ersten Turmlöcher umschloß. Einige seiner Verfolger waren in die offene Kirche gedrungen und eilten die Turmtreppen hinan, um sich so ihres Gegners zu bemächtigen. Michael vernahm sie früh genug, und begann höher zu steigen. Schon war er über die Gerüste hinaus und seine Verfolger hatten längst ihre Jagd eingestellt, als Michael an der glatten Turmwand

auf einem schmalen Vorsprung erschien, und, eine eiserne Klammer ergreifend, sich schwebend in der Luft hielt.

Mit sich sträubendem Haar schauten die Untenstehenden zu dem Turme hinauf. Die Volksmassen hatten sich verdichtet, und in dem wogenden Gedränge bildeten sich Parteien. Die Einen jubelten laut, daß der Junge sich selbst gefangen und nun seinen Verfolgern in die Hände fallen, oder auf die Straße hinabstürzen und das Genick brechen müsse. Andere hatten Mitleid mit dem Verfolgten und bezeigten nicht übel Lust, seine Gegner anzugreifen und aufzuhalten, um ihm Zeit zur Flucht zu geben. Noch andere, ehrsame Bürger der Nachbarschaft, gingen begütigend von einem zum andern und suchten Frieden zu stiften. Stampfen, Schreien, Toben, Singen erhob sich an allen Ecken des sonst so stillen Kirchhofes und hier und da wurden schon Rippenstöße und Faustschläge ausgeteilt.

Da erschien ein stattlicher Mann auf dem Schauplatze, Mynheer Cornelius Lampsin, am Arm eines Offiziers im Dienste der Marine der General-Staaten. Er sah die tobende Menge, sah den Knaben auf dem Vorsprung des Turmes stehen, und fuhr barsch auf einen der Seilergesellen los:

„Was hast Du hier zu gaffen, statt bei Deiner Arbeit zu sein, und was ist's mit dem Jungen da auf dem Turm?“

Der Geselle, der so unerwartet seinen strengen Gebieter vor sich sah, wagte nicht zu lügen, sondern bekannte, weshalb sie auf Geheiß des Werkmeisters den Knaben bis hierher verfolgt hätten.

Diese Erklärung ward von den Umstehenden vernommen, und die Wage schwankte. „Was? So ist der Junge kein Dieb? Er flüchtet nur, um sich Eurer grausamen Behandlung zu entziehen? Die Pest an Euren Hals! Wir wollen Euch lehren, wie man Kinder quält!“

Ein Paar Vlissinger Matrosen packten den Seilergesellen von hinten, hoben ihn hoch empor und warfen ihn, unter rohem Beifallsruf, über die Kirchhofsmauer; die übrigen Gesellen schlichen sich heimlich fort, während eine Abteilung der Scharwache erschien und den gaffenden, schreienden Pöbel nach allen Seiten auseinander trieb.

„Ach, daß Gott erbarm!“ sprach ein Mann, die Hände zusammenschlagend, in der Nähe des stolzen Mynheer. „Muß ich so etwas von meinem Jungen sehen?“

„Ist das Euer Junge?“ fragte der Mynheer rasch.

„Ach Gott ja!“ entgegnete jener. „Ich bin ein armer Bierzapfer, Adrian de Ruyter genannt, und mein Michael da oben verdient wöchentlich sechs Stüber mit Raddrehen auf Eurer Werft. Aber der Junge thut es mit Unlust; er hat keine Gaben dazu, und will mit Gewalt Seefahrer werden“.

Der Offizier hatte mit Teilnahme den Jungen betrachtet, der so keck und sorglos auf der gefährlichen Stelle stand, als stehe er auf festem Boden. „Eine verdammte Bravour steckt in dem Burschen!“ sagte der Offizier zu Mynheer Lampsin. „Ich möchte wissen was man bei richtiger Leitung aus ihr ziehen könnte. So

leicht, so schwindelfrei, so gelenkig! Ihr seht wenig Matrosen auf den Raaen unserer Staatenschiffe, die das können".

„Wenn Ihr das meint, so trifft sichs gut, daß der Junge Lust zum Seemann hat. Ihr könnts ja mit ihm versuchen".

„Das werde ich. Aber erst gilts, ihn von der Höhe herab auf die ebene Erde zu bringen".

Einer der Gewerksmeister, der sich eingefunden hatte, erbot sich, mit einigen Gesellen hinaufzusteigen und für das Herabkommen des Knaben zu sorgen. Nach einer Viertelstunde erschienen sie auf der Höhe des Gerüstes und der Meister rief: „Holla, mein Junge!"

„Zurück!" rief Michael. „Ich habe Euch schon von weitem gesehen. Wenn Ihr hier heraufkommt, lasse ich mich fallen".

„Bist Du des Teufels?"

„Bin des Teufels! Will mich nicht unschuldig schlagen lassen. Habe nichts böses gethan".

„Sei vernünftig, Kind! Deine Verfolger sind schon weg. Wir meinens gut mit Dir und wollen Dich in Sicherheit bringen! Du sollst nicht wieder auf die Werft zurück; ich sage es Dir, der Zimmermeister Kilian Wesselt".

„Ist das wahrhaftig wahr?"

„Gewiß und wahrhaftig!"

„So will ich kommen!"

„Halt, Junge, halt! Laß uns erst für eine Vorkehrung sorgen, und halte Dich so lange fest! Frisch, Leute richtet diese Rüststangen . . . Junge! Willst Du oben bleiben! . . . Da glitscht er schon an der Mauer

herab! . . . Um Gotteswillen! . . . Er bricht den Hals! Still, Leute, still! . . . Sprecht nicht! Winkt ihm nicht! Er könnte sich erschrecken".

Still und atemlos sahen die Männer zu dem Michael auf, wie er seine Finger an dem Gesimse festkrallte, den Fuß an die Mauer stemmte und langsam aber sicher den senkrechten Pfad herabklomm, indem er sich an die Löcher klammerte, die das Unwetter seit Jahren in die Mauer gerissen hatte. Als er so weit gekommen war, daß die Gesellen ihn fassen konnten, sank er erschöpft in ihre Arme.

„Mit dem ist Gott der Herr sichtbarlich!" sprach der Meister vor sich hin, und gab Acht, daß der Knabe sorgsam in den Turm und die Treppe hinabgetragen wurde.

Mynheer Lampsin und der Offizier hatten ein ernstes Gespräch geführt, das kaum zu Ende war, als der Meister ihnen den Knaben vorstellte. Der Vater stand dabei, hatte aber in Gegenwart so vornehmer Herren nicht den Mut, über die Rettung des Sohnes seine Freude laut an den Tag zu legen. Michael sah keck zu dem Offizier auf, der ihn scharf fixierte und mit freundlichem Tone sagte: „Hast Du Lust zur See, und willst Du auf einem Schiffe der General-Staaten Dienste nehmen?"

„Ach gar zu gern, lieber Herr!" rief Michael de Ruyter mit leuchtenden Augen. „Wenn Ihr mich wollt, gar zu gern. Aber ich bin jetzt noch auf den Werften von Mynheer Lampsin".

„Ich entlasse Dich", erwiderte dieser.

„Das ist schön! Das ist schön!“ rief Michael in die Hände klatschend. „Vater, nun gehts an Bord, und Ihr braucht dem Werkmeister nicht mehr Euren Krug Bier zuzustecken, damit er mich nicht so unbarmherzig schlagen soll. Hurra! Wann geht es denn los, Herr Kapitän und wann darf ich an Bord kommen?“

„Heute noch!“ entgegnete der Offizier, „wenn Dein bisheriger Herr es erlaubt“.

„Ach ja, erlaubt es! Nicht war, Mynheer, Ihr habt nichts dagegen, daß ich heute abend noch an Bord gehen kann?“

„Ich erlaube es Dir! Und damit Du stattlich erscheinen kannst, will ich Dir zu Deiner Ausrüstung zehn Gulden schenken! Komm nach einer Stunde in mein Haus, um sie Dir zu holen“.

Mynheer Lampsin entfernte sich mit dem Orlogs-Offizier*), Michael aber sprang seinem Vater um den Hals: „Habt Ihrs gehört? Zehn Gulden! Pah! Aus dem Gelde mache ich mir nichts! Ihr sollt mit mir teilen, Vater, und die Geschwister sollen fünf Stüber jeder haben. Nun gehts an Bord, an Bord!“

„Wie es Gottes Wille ist, Kind! Wer hätte das heute morgen noch gedacht? Aber wenn Du oben auf dem Verdecke stehst, denke nur um Himmels willen nicht an Federhüte und goldene Degen. Sei demütig und bescheiden, Kind, sonst holt Dich der Böse in Deinem Hochmut“.

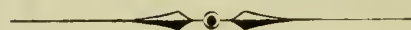
Der Knabe hatte unterdessen den Vater rasch mit sich fortgezogen, und sie erreichten den Eingang des

*) Offizier eines Orlogs, d. h. Kriegsschiffes.

Werft, wo die Boote der Kriegsschiffe anlegten, und dem gegenüber sich das stattliche Wohnhaus des Mynheer Lampsin befand. Hier kauerte der Neger Jan Compannei am Boden und rief zu Michael herüber: „Tod Hollandaise! Hurra vor Spaniol und Portugaise!“

Eine helle Glut überflog das Antlitz Michael de Ruyters; seine Hände ballten sich, aber eben so schnell verflog die Aufwallung und er sagte lachend: „Schimpfe Du nur! Hättest Du es vorhin nicht gethan, säße ich noch an meinem Rade und könnte nicht an Bord gehen. Aergerts Dich, daß Du mir zu meinem Glücke hast behilflich sein müssen? Vater, gieb ihm ein Fünfstüberstück und einen Krug Bier; aber erst wenn ich an Bord bin, ich will nichts weiter mit ihm zu thun haben“.

Damit ging er in das Haus des Mynheer Lampsin und zwei Stunden später fuhr er mit hochklopfendem Herzen in einer Staatsschaluppe auf die Reede von Vlissingen hinaus.



II.

Der Seemann.

(Juni 1640.)

Vor den Reepschlägereien der Gebrüder Lampsin zu Vlissingen lag ein Gasthaus, „zum goldenen Anker“ genannt, wo die Matrosen der Flotte, die Arbeiter der Bahnen und der Arsenale verkehrten, und wo zu jeder Zeit eine bunte, lustige Gesellschaft anzutreffen war.

An einem Nachmittage, als eben die Vesperzeit eingeläutet war, stand ein Haufen Seemannsvolk vor der Thür der Schenke und schaute nach einem Staatenschiffe, das auf die hohe See hinauskreuzte. An Bord desselben befand sich ein Halbmatrose, der vordem auf den Bahnen gearbeitet, und dann zur See übergetreten war. Die Seilergesellen hielten sich über ihn auf und verspotteten den ungetreuen Kameraden, da sie sich nicht mehr in dem Bereiche seiner starken Fäuste wußten.

„Nur gemach! Nur gemach!“ rief eine muntere Theerjacke. „Es ist schon früher einer vom Spinnrade weggelaufen und hats zu großen Dingen gebracht; will sagen zum Steuermann und Führer eines Kapers gegen die Parlez-vous!“

„Pah!" brummte der Bahnmeister. „Ihr meint den Bierzapfers-Jungen, den Michael! Ist auch nichts Rechtes. Bald zu Orlog, bald zur Kauffahrtei, dann als Grönlandsfahrer und als Kaper. Alles bunt durcheinander, wie der Hanswurst auf der Kirmes. Wenns was Rechtes mit ihm wäre, hätte er wohl bei einem Dinge ausgehalten. Zur Kauffahrtei mag es noch sein, aber nach Grönland, wo sie Walfischtran trinken und Robbenspeck fressen, pfui Teufel!"

„Meinst Du, Bursche!" sagte eine tiefe Baßstimme und eine gewichtige Faust fiel auf die Schulter des Bahnmeisters. Dieser fuhr in die Höhe und erblickte einen Kerl von sechs Fuß vor sich, der mehrere Jahre Harpunierer am Bord eines Grönlandsfahrers gewesen war. „Ich schneide Dir die Ohren ab, wenn Du despektierlich von Grönland sprichst. Ich war in jenem gesegneten Jahre Speckkönig und Flenser am Bord des „Ormus", auf dem der Michael als Schaluppenmeister mitfuhr. Es war ein guter Kamerad, und was die Bravour anlangt, so muß ich sagen, daß er es mit jedem aufnahm, der nur irgend an Bord war; und wenn er nicht gewesen wäre, stände ich jetzt nicht hier und rauchte meine Pfeife".

„Wie das? Wie das?" fragten mehrere Neugierige, und Jener sagte: „Ich will's Euch erzählen!"

Der Seemann hört gern einen lustigen Schwank, noch lieber aber ein Heldenstückchen zur See, darum drängten sich jetzt alle um den Harpunierer.

„Seht, Jungens!" sagte dieser, „die Sache ist die: Wir lagen in der Davis-Straße mehr als zwanzig Tage lang von Eisblöcken umgeben. Das Schiff

konnte keinen Fuß breit von der Stelle und den ganzen Tag mußten wir mit Aexten und Brechstangen zur Hand sein, daß die Schollen uns nicht den Bug durchsägten. Wollten wir nicht zu Tode frieren, durften wir nicht einen Augenblick still sitzen, und wenn wir durstig wurden, bekamen wir ein Stück Süßwassereis in den Mund. Es hat's mancher hineingesteckt, der es nicht wieder herausbekommen konnte und ist zur Eispuppe gefroren. Nun, da war der Michael immer oben auf, und es war doch keine Zeit zum Lustigsein, denn es ging mit allem Vorrat auf die Neige. So weit man sehen konnte, war eine dicke Eisdecke, und nur von der Bramsahling aus konnte man in weiter Ferne einen Streifen freies Wasser erblicken. Da kam eines Tages — ach was, Tag! Es wird in dem Grönland niemals Tag, und ich möchte wissen, warum sie es grünes Land nennen, da es nur Eis und Schnee und weiße Bären hat. Genug, der Kapitän kommt um die erste Nachmittagswache auf's Deck und kollert mit den Füßen einen roten Stein vor sich her. Wir sind neugierig und recken die Hälse aus. Der Kapitän aber ruft lachend: „Das ist unser Rest Rotwein, und die sollen ihn haben, die freiwillig auf Kundschaft ausgehen".

Da rief Michael, der Schaluppenmeister: „Auf Kundschaft geh ich aus, und den roten Eisklumpen da mögt Ihr meinen Kameraden geben. Ich komme nicht eher wieder bis ich etwas Rechtes erfahren habe". Dies gesagt, sprang er in das Want des großen Mastes und erreichte den Mastkorb; von diesem aus enterte er den größten Eisberg, der uns eng einklammerte, und

ließ sich daran hinabgleiten. Donner, Ihr Leute! Es blieb keiner gleichgültig dabei, und ob uns gleich die Kälte baß zusetzte, überlief uns doch eine fliegende Hitze. Längere Zeit hörten wir nichts als das Zerbröckeln der Eiszacken, worauf er beim Herabsteigen trat, aber endlich erscholl von unten her ein lautes „Halloi!“ und gleich darauf sahen wir ihn in höchster Eile nach der Gegend hinlaufen, wo der blaue Wasserstreifen gelegen war. Er hatte nichts bei sich, als eine Flinte und ein langes Messer, wie es der Grönlandsfahrer immer führt, und viele Faden leichtes Leinenwerk, wie es der Schaluppenmeister für den Notfall um den Leib zu tragen pflegt. Der Michael war weg, und der rote Eisklumpen, der den Wein vorstellte, war unser; aber es hatte keiner die Courage, sich ein Stück davon abzuschlagen, denn daß ich es nur sage, wir schämten uns, daß wir den Michael hatten allein gehen lassen. Nun, die Jungens steckten hier und da die Köpfe zusammen, und das Ende vom Liede war, daß sich noch ihrer zehn oder zwölf aufmachten, wobei ich auch war. Als wir das Schiff im Rücken hatten, liefen wir alle eine Strecke gerade aus und wollten dann wie der Kapitän es uns geheißen hatte, je drei und drei nach verschiedenen Kompaßstrichen auseinander kreuzen. Von dem Michael sahen wir nichts; der war entweder weit voraus, oder in eine offene Stelle gefallen, oder sonst verunglückt. Da, als wir über den Weg beraten, den jeder von uns einschlagen soll, erhebt sich plötzlich der Wind; der Himmel verfinstert sich; es entsteht ein Schneetreiben, so dicht, daß wir nicht drei Schritte vor uns hinsehen

können, und zu gleicher Zeit vernehmen wir das Brüllen eines weißen Bären. In demselben Augenblicke hielten wir Alle unsere Messer bereit, denn Ihr müßt wissen ein solcher Bär ist ein rasendes Ungetüm, und würgt mit jeder Tatze zwei Christenmenschen in einer Minute. Während wir nun dastanden und durch lautes Schreien den Bären zurückzuschrecken suchten, vernahmen wir von Bord her einen Kanonenschuß, welches ein Signal war, daß wir zuückkommen sollten. Weil nun in dem Schneetreiben doch nichts zu untersuchen war, traten wir, um des Bären willen, aufs Geratewohl den Rückzug an. Wir gingen Mann vor Mann vorwärts; aber wir hätten das Schiff doch nicht wiedergefunden, wenn sie nicht von Zeit zu Zeit am Bord einen Schuß abgefeuert hätten, worauf wir dem Schalle nachgingen. Als wir endlich mit genauer Not am Vordersteven anlangten, hörte der Schneefall auf und der Mond schien klar und hell, so daß man weit und breit umhersehen konnte. Aber von dem Michael war nicht die geringste Spur zu entdecken, worauf der Steuermann mit einem Fluche beteuerte, daß ihn der Teufel geholt haben müsse.

Wir gingen allmählich unter Deck, und während wir uns in unsere Pelze und Decken hüllten, dachten wir immer an den armen Burschen, der auf dem Eise zurückgeblieben war und konnten nicht einschlafen. Da vernahmen wir nach Mitternacht vom Verdeck her ein lautes Angstgeschrei; die Klappe, welche in das Zwischendeck führt, ward plötzlich aufgerissen und die beiden Wachtmänner sprangen mit einem Satz zu uns herunter. „Was giebts, Leute?“ schrieen wir, zugleich uns alle aufrichtend.

Die beiden Männer standen im Schein der Laterne, bleich wie der Tod und klapperten mit den Zähnen. Endlich faßte sich einer von ihnen ein Herz und sagte: „Erbarmt Euch! Es ist ein Bär auf dem Verdeck!“

„Ihr seid nicht klug!“ sagten wir andern.

„Es ist ein Bär da!“ schrie die Wache gottesjämmerlich.

„Das ist nicht wahr!“ sagten wir.

„Es ist aber doch wahr!“ sagten die andern. Da war nun nichts weiter zu thun, als nachzusehn, ob die beiden Kerls geträumt hatten oder nicht, und als wir uns anschickten, hinaufzusteigen, fiel es uns schwer aufs Herz, daß wir einen Bären in unserer Nähe hatten brüllen hören, und daß dieser unserer Spur gefolgt sein könne. Das war ein zweiter Schreck, denn keiner hatte nun den Mut, zuerst hinaufzusteigen, und sich von dem Bären beim Kopfe nehmen zu lassen. Die Wachtleute sagten aus, sie seien, nach Ordre, einer am Backbord, der andere am Steuerbord, auf und ab gegangen; da sei plötzlich etwas Weißes am Bugspriet erschienen und habe über die Reeling weggeguckt, worauf sie deutlich erkannt, daß es ein Bär sei. Nun losten wir unten, wer der erste sein sollte, der zweite, der dritte und so weiter. Da traf sichs, daß ich der erste sein mußte, und setzte den Fuß mit schwerem Herzen auf die Leiter, denn es konnte ja sein, daß ich nun auch der erste wäre, der die Tatzen des Bären an seiner Kehle fühlte. Das blanke Messer in der Hand, kroch ich durch die Luke mit zitternden Knieen, aber ich kam unverletzt nach oben und die

andern alle. Der Bär saß aufrecht auf der Ankerspille und rührte kein Glied. Wir steckten die Köpfe zusammen und flüsterten, ob es nicht geraten sei, dem Ungetüm gleich einige Kugeln auf den Pelz zu brennen; da hob der Bär die Tatzen in die Höhe und schlug ein lautes Gelächter auf. Wir wußten nicht, was wir dazu sagen sollten; der Bär aber sprang von der Ankerspille, kam auf uns zu und schlug das Fell auseinander. Da sahen wir nun, daß es unser Schaluppenmeister war.

Unterdessen war auch der Kapitän auf das Verdeck gekommen und mit ihm die Steuerleute. Michael ging zu dem Kapitän und sagte: „Hier bin ich!“ — Der Kapitän fragte: „Was für einen Pelz hast Du da?“ — Und Michael antwortete: „der ist mein, Herr! Es war nach dem Schneegestöber und der Mond schien klar und hell gegen die Eisberge, daß ich weit umherschauen konnte. Da kam ein stattlicher Bär mit rotglühenden Augen auf mich los; er ging aufrecht und breitete die Tatzen aus, als wolle er mich erdrücken. Oho, heute noch nicht! Wer soll denn die Nachricht an Bord bringen, daß der Wind sich hier umgesetzt hat, und daß, wenn er durchsteht, binnen vierundzwanzig Stunden das Eis seitwärts treiben und uns freie Bahn machen muß? Also legte ich meine Flinte an und zielte so gut, daß die Kugel seinen Kopf traf und er augenblicklich purzelte. Aber er raffte sich wieder auf und kam mit einem Wutgeheul auf mich los. Mein Messer war indessen zur Hand und flugs saß es ihm zwischen den Rippen. Wir katzbalgten uns noch ein wenig auf dem Eise, denn er riß mich im Fallen mit

sich, aber bald hatte ers überstanden und ließ es geduldig geschehen, daß ich ihm das Fell über die Ohren zog und mir umhing. Darauf schlang ich meine Schaluppenleine um das Tier und zog es hinter mir her. Wenn Ihr über den Bug klettern wollt, könnt Ihr einen stattlichen Braten sehen". — Das erzählte der Schaluppenmeister Michael; der Kapitän schüttelte ihm herzlich die Hand, und wir gingen, um den Braten in Sicherheit zu bringen. — Was nun aber die eingezogene Kundschaft betrifft, so traf sie genau ein, denn der Wind stand durch, binnen zwei Tagen hatten wir freies Wasser und steuerten frisch und wohlgemut durch die Davisstraße. Als wir nach Hause kamen, war's mit dem Frieden aus, die Franzosen regten sich und die edelmögenden Herren teilten Kaperbriefe aus. Unser Schaluppenmeister aber, der auch schon ein paar Jahre zu Orlog gefahren hatte, kriegte den „Zobel" und zog damit auf gut Glück hinaus."

Die Erzählung des Grönlandsfahrers wurde mit großem Beifall aufgenommen und mehrere andere Schwänke erzählt, die der Michael bald in Brasilien und in der Ostsee, bald in Ostindien und in Holland selbst verübt haben sollte. Da trat ein alter Orlogsmann herzu, der seinen Gnadengulden am Strande zu Vlissingen verzehrte; er hatte einen Stelzfuß, einen Lederarm und eine tüchtige Schmarre im Gesicht; seine Pfeife hatte er durch die Hutschnur gesteckt und den Bierkrug in der Hand! ‚Sage Euch, es ist eine Sünde und Schande, daß der Kerl bei all seinen Tollheiten mit gesunden Gliedmaßen davon gekommen ist, denn wer ihn so ansieht, glaubts ihm garnicht, daß er dies oder jenes

gethan. Wärs nicht besser, man könnte es ihm gleich ansehen und sagen: „Da schaut her! Den Arm verlor er bei Ostende, das Bein da auf Godwins-Banks, das Auge da vor Cadix und das Ohr im Gefecht bei Malta? Und zuletzt, als ihm die Brust gespalten wurde . . .“

„Kerl! Halt ein!“ rief komisch zürnend ein lustiger Londonfahrer. „Du machst dem Michael den Garaus, ehe wir es uns versehen, und daran ist uns gar nichts gelegen. Da bittet lieber den Ankerwirt, daß er Euch noch einmal den Spaß von den Lorrendrayern erzählt, den er gestern abend zum Besten gab“.

„Ja, Ankerwirt, erzähle, erzähle!“ riefen die andern.

‚Gut, Jungens, ich wills!“ sagte der Ankerwirt, „und ich gebs Euch in zwei Worten. Liefen da einige wohl ausgerüstete Kaper aus, die sollten auf die Dünkirchener Kauffschiffe kreuzen. Zwei dieser Kaper segelten zusammen; das waren Michael de Ruyter und Joost van Sluys. Kamen aber nicht aus ihren Löchern heraus, als sie unsere Schiffe mit der Flagge der Vereinigten Provinzen sahen, und die Kreuzer hatten gute Tage. Daran war ihnen aber nichts gelegen, und Michael rief zu dem Joost van Sluys hinüber: „Es sind ihrer genügend da, um aufzupassen, daß die Mäuse in ihrem Loche bleiben; wie wäre es denn, wenn wir auf einen Kreuzzug gingen, und einige Lorrendrayer wegzufangen suchten?‘ „Das wollen wir!“ antwortete Joost und beide segelten straff neben einander hin, um die Lorrendrayer zu suchen. Ein solcher Kerl, wißt Ihr, hat seinen Namen daher, weil er dem Feinde

verbotene Waren, Waffen und Munition zuführt, und unsere edelmögenden Herren zahlen fortwährend ein gutes Prisengeld, wenn unsere Kaper solche Jungens aufbringen. Dauerte auch nicht lange, da zeigte sich ihnen ein Schiff, das hielt ruhig nach Dünkirchen seinen Kurs und Joost van Sluys, der vorauf segelte, stieg bei ihm an Bord. Zeigte sichs, daß es ein Hamburger Schiff war, das mit einer Ladung Salzfische nach Lissabon ging. Mit den Fischen war es richtig und mit den Papieren auch; der Joost hatte sich alles angesehen. Darum ließ er den Hamburger ungehudelt seinen Kurs steuern, und kam zu uns zurück, um uns Bescheid zu sagen. Aber dem Michael wollte es nicht in den Kopf, der Hamburger hielt viel zu sehr nordwärts, um nicht auf die flandrische Küste Absicht zu haben, das sagte er seinem Maat geradezu. Der wollte das aber nicht Wort haben und nahm es gewaltig übel, daß der Michael es ihm nicht zutraue, er könne einen ordentlichen Kauffahrer von einem Lorrendrayer unterscheiden. Darüber gerieten sie in Streit und es endigte damit, daß der Joost Segel machte und sich um den Michael nicht weiter kümmerte. Gut, dachte der, bist Du nicht mit mir, bin ichs allein, und gedachte den Hamburger einzuholen, weshalb er seine Befehle erteilte. Aber die Leute, die unter ihm dienten, waren von der Behauptung des Joost van Sluys so fest überzeugt, daß sie es nicht der Mühe wert hielten, unnütze Anstrengungen zu machen, und weigerten den Dienst. Erst brauste Michael auf, als er aber sah, daß es nichts fruchtete, ließ er von ihnen ab und ging in seine Kajüte. Die Kühlte war aber so flau, daß der Ham-



burger nicht weit kommen konnte. Nun waren alle Leute auf dem Mitteldeck und der Back versammelt, und berieten miteinander, was sie ferner thun wollten, wenn der Kapitän etwas befehlen würde, was ihnen nicht genehm sei. Da rief Michael seinen Steuermann, auf den er sich wohl verlassen konnte, und sagte ihm, daß er den Mann am Steuer ablösen möchte. So kam der letzte Verdächtige vom Hinterdeck. Nun trat Michael bis an den großen Mast und fragte die Leute, ob sie sich noch nicht eines Besseren besonnen hätten? Sie schwiegen still, aber der Segelmacher trat vor und sagte: „Sie wollten nicht, und er weigere sich für alle!" — „Thust Du's für alle, mein Junge", antwortete Michael, „so mußt Du auch für alle daran glauben!" Damit zog er unter seiner Jacke ein Pistol hervor und schoß den Rebellen durchs Herz. Dann ging er ruhig nach der Kajütstreppe und sagte: „Hört Ihr da! Wollt Ihr alles thun, was ich Euch befehle, oder sollen wir mitsammen in die Luft fliegen? Die Pulverkammer ist nicht weit'. — Da krochen sie alle zu Kreuz, und es währte nicht lange, so waren sie dem Hamburger zur Seite. Michael ging in die Kajüte, und wie schon Joost van Sluys es gesagt hatte, die Papiere waren in bester Ordnung. Der Kapitän war über diesen neuen Aufenthalt sehr verdrießlich, und sagte, er werde gehörigen Ortes Beschwerde führen. „Das mögt Ihr thun", sprach Michael. „Aber sagt mir doch, was Ihr so dicht unter der flandrischen Küste zu suchen habt, wenn Ihr nach Lissabon wollt? Ich bin gewiß, daß Ihr eine falsche Karte habt, die Euch ins Unglück führt". Damit ging er an den Tisch, suchte emsig auf der

Karte, und fand bald ein geheimes Fach, von welchem der Schieber sprang. Als der Hamburger Kapitän dies sah, fiel er in die Kniee und schrie um Erbarmen. Michael aber ging auf das Verdeck und befahl seinen Leuten, einige Fische bei sich an Bord zu nehmen. Als darauf ein paar Lagen weggeräumt waren, kamen Kisten mit Pulver und sonstiger Kriegsbedarf an das Tageslicht. „Nun, Jungens!“ sagte Michael, „wie schmeckt der Fang? Sollte es den Segelmacher nicht verdrießen, daß er sich vorher totschießen ließ und den Anteil am Prisengeld verlustig geht? Kommt, wir wollen suchen, den Joost van Sluys einzuholen und ihn auf ein Gericht von den Fischen einladen, die er sich hat aus dem Netze gehen lassen“.

Die Leute lachten über die Erzählung des Ankerwirtes, der sie mit den Worten unterbrach: „Ich bin noch nicht zu Ende!“ Aber in dem Augenblicke läuteten die Glocken auf den Werften, zum Zeichen, daß die Vesperzeit abgelaufen war, und die versammelte Menge stob nach allen Seiten auseinander.

Während dies am Eingange der Werft der Gebrüder Lampsin sich ereignete, fanden in dem Wohnhause derselben Scenen anderer Art statt. Cornelius Lampsin saß in einem hohen Armstuhl, das Auge ernst auf einen Haufen Papiere gerichtet, der vor ihm lag. Er war noch im kräftigen Mannesalter, aber die Sorge um Stadt und Land, sowie für das eigene Haus, hatte sein Haar bereits gebleicht. Er war Bürgermeister seiner Vaterstadt Vlissingen geworden, und seit einem Jahre zum Mitgliede der General-Staaten gewählt. Die wenige Zeit, welche ihm die Führung

dieser beiden Aemter übrig ließ, war seinen eigenen Geschäften gewidmet, und er saß mit seinem Bruder Adrian oft bis tief in die Nacht hinein, denn ihre Handelsgeschäfte waren weit verzweigt und reichten bis Brasilien und Batavia. Eben war eine schwere Krisis eingetreten. Einige Verluste, die das Haus erlitten, hatten Operationen nötig gemacht, welche große Summen kosteten, und die Kassen waren fast erschöpft. Freilich hatten sie viel bedeutendere Summen auswärts, als der augenblickliche Bedarf betrug, aber sie waren nicht zur Hand und es konnte noch einige Zeit dauern, bevor neuer Vorrat einlief. Auch der Kredit des Hauses war nicht erschöpft, doch wollten die Brüder ihn nicht zu sehr anstrengen, denn einmal versagt ist er für immer verloren. Noch hatte, nach Cornelius Meinung, niemand eine Ahnung von der mißlichen Lage, worin sich ihr Haus befand, und sein einziges Dichten und Trachten ging dahin, diese Täuschung zu erhalten.

Da trat sein Bruder Adrian herein, eine Wolke des Unmuts auf der Stirn. ‚Cornelius! Es ist, wie ich fürchtete. Der Schreiber hat nicht reinen Mund gehalten. Es ist unter die Leute gekommen, wie es mit uns steht. Wir müssen jetzt vor allen Dingen danach trachten, nicht irgendwo Kredit zu fordern; er würde uns vielleicht verweigert werden".

„Also doch!" antwortete Cornelius, und sein weißes Haupt senkte sich auf die Brust. So sind wir hin!"

„Verzweifle noch nicht, mein Bruder!" fiel der entschlossenere Adrian rasch ein. „In Brüssel und Antwerpen, in Amsterdam und an anderen Orten

haben wir Hilfsquellen, und ich habe Sorge getragen, daß sie ehestens flüssig werden. Aber der morgende Tag ängstigt mich; es sind zwanzig Tausend Gulden zu bezahlen, und so viel ich, ohne das Aufsehen der Schreiber zu erregen, habe erforschen können, sind kaum zwölf Tausend Gulden in den Kassen. Zahlen wir aber nicht, so wird der Verdacht zur Gewißheit, und wir sind der Spott der Börse. Um eines augenblicklichen Mankos von acht Tausend Gulden soll ein Haus wie das unsrige wanken!"

Beide Brüder hatten nicht bemerkt, daß eine hübsche Niederländerin in wollenem Oberkleide und blendend weißem Kopftuch auf der Schwelle des Kabinettes erschienen war, und durch Räuspern und Husten das Gespräch der Männer zu unterbrechen suchte. Endlich sah Cornelius zufällig auf und sagte zu seinem Bruder: „Wir sind nicht allein!"

Die Frau trat näher und bat um Verzeihung, daß sie ein ernstes Gespräch störe, aber sie habe ein dringendes Anliegen, das sie keinen Augenblick verschieben könne.

Beide Männer fühlten sich nicht behaglich, denn sie wußten nicht, wieviel die Frau von ihrem Gespräche gehört hatte. Adrian deutete auf einen Stuhl und Cornelius sagte mit ziemlicher Hast: „Frau Cornelia de Ruyter, was wünscht Ihr? Faßt Euch gefälligst kurz, unsere Zeit ist sehr gemessen".

„Habt Geduld, werte Herren", sprach die Gattin des Seemanns, „habt Geduld mit einer Hausfrau, die ihren Eheherren schon seit Jahren und Tagen in bösen Klimaten und auf stürmischer See weiß. Nun

habe ich stündlich Sorge, wie es ihm gehe und wie ich unterdessen alles redlich zusammenhalte, was er sauer erworben und gespart hat. Es ist schon ein hübsches Sümmchen, werte Herren, nahe an zehn Tausend Gulden, und ich war bis heute guter Dinge. Aber nun denkt, in welche Angst ich versetzt worden bin. Ihr wißt's, wie man kürzlich viele ausländische Gefangene entlassen hat, und sie in ihre Heimat zu schicken gedenkt. Diese Kerle stehlen, wo sie etwas finden, und machen die Straßen, wie die Häuser unsicher, so daß die Schaarwache immer auf den Beinen sein muß. Gestern haben sie bei meinem Nachbar gestohlen und gesagt, jetzt käme die Reihe an mich. Da bin ich in Angst um das Vermögen meines Michael, und komme daher, Euch um Gottes willen zu bitten, Ihr möchtet's in Euren Gewölben aufbewahren, wo es sorglich bewacht wird, damit ich die Diebe nicht zu fürchten brauche, und sie auslachen kann, wenn sie unverrichteter Sache wieder abziehen müssen. Ich bitte Euch, liebe Herren, erfüllt meine Bitte um meines Mannes willen, der Euch stets redlich gedient hat. Ich habe auch das Geld gleich mitgebracht".

Sie holte bei diesen Worten einen mit Gold gefüllten Beutel unter ihrer wollenen Schaube hervor und setzte ihn auf den Tisch. Bei dem Anblick des Goldes flog ein Strahl der Freude über Adrians Gesicht. Cornelius, der die Frau während ihrer Erzählung fest angesehen hatte, stand auf, faßte ihre Hand und sagte: „Cornelia de Ruyter! Ihr lügt!"

„Was sagt Ihr, lieber Herr?"

„Ihr lügt! Bei Eurem Nachbar ist nicht eingebrochen, die Diebe haben Euch auch nicht bedroht und nicht die Angst treibt Euch mit Eurem Gelde aus dem Hause'.

„Aber was denn, meint Ihr? Ich verstehe Euch nicht, bester Herr!"

„Ihr erbleicht und werdet rot", fuhr der Kaufmann fort. „Das Lügen ist Euch nicht geläufig. Ich will nicht fragen, wie ein böses Gerücht zu Euern Ohren gekommen ist, als stehe es schlecht mit unserm Hause, und wir könnten unsere Zahlungen nicht leisten. Ich will nicht wissen, wer es Euch sagte, aber gesteht es nur, Ihr habt es gehört, und kommt nun hierher."

Cornelius hielt inne, Frau de Ruyter aber sagte: „Ihr sprecht die Wahrheit, Mynheer! und schlug die Augen nieder.

„Und weil Ihr das gehört habt, kommt Ihr zu uns und bringt Eures Mannes Geld, woran sein saurer Schweiß klebt. Sagt mir nun, wie Ihr das vertreten wollt vor ihm?"

Da erhob Cornelia Engels ihr sprechendes blaues Auge zu dem Kaufherrn und sagte mit klarer Stimme: „Seit drei Jahren bin ich meines Michael Weib; ich habe ihm zwei Söhne geboren und trage ihn im Herzen als meinen Herrn und Gebieter. Aus seinen Stübern wollte ich Gulden machen, und sollte ich schaffen Tag und Nacht. Hier aber opfere ich Alles, und ich müßte ihn schlecht kennen, wenn ich nicht ganz so handelte, als er handeln würde, wäre er hier. Denkt daran, Herr, als er oben an dem Rande des Turmes hing und dann herunter kam auf die Straße.

Damals schenktet Ihr ihm zehn Gulden, und legtet den Grund zu seinem Glücke. Die Saat, die Ihr ausstreutet, ist aufgegangen und bringt eine gesegnete Ernte. Ihr werdet mein dankbares Herz nicht zurückstoßen. Gebt nach, lieber Herr, und bringt meines Michael Hab und Gut in sichern Gewahrsam. Ihr seid ein gütiger, treuer Herr Eurer Diener im großen und ganzen, so erlaubt denn, daß sich die Treue der Diener Euch im geringen offenbare."

Alle Drei waren tief bewegt und standen stumm einander gegenüber. Sie hatten, ganz mit sich selbst beschäftigt, nicht den schallenden Männertritt auf der Treppe vernommen, und erschraken fast, als die Thür aufgerissen wurde und der Schiffer Michael de Ruyter eintrat. Cornelia warf sich laut aufschreiend in seine Arme und Michael rief wohlgelaunt aus: „Ei, werte Herren! Man ist doch gewohnt, bei Euch stets tausend Mal mehr zu finden, als man gehofft." Er umarmte sein Weib und sagte dann, sie sanft von sich drängend: „Geh, Cornelia! Geh in Dein Haus! Hier haben wir von Geschäften zu reden; bald folge ich Dir nach. — Vergebt, werte Herren, daß ich erst mit meinem Weibe redete, statt mich zum Rapport bei Euch zu stellen. Ich bin da, wie Ihr seht, gesund und frisch mit allen meinen Leuten. Die Ladung ist wohl geborgen und fällt so reich aus, daß Euer Wohlstand dadurch um ein Ansehnliches wachsen wird. Mag der Herr es Euch segnen."

Die Brüder reichten sich stumm die Hand, und Michael fuhr fröhlich fort: „Aber, werte Herren! Ihr müßt es mir nicht verübeln, daß ich auch einmal auf

meine eigene Weise mich wieder belustigt habe. Wie ich so in den englischen Kanal einsegle und an der Insel Wight vorübersteuere, des Segens gedenkend, den ich Euch zuführe, erblicke ich ein Paar Segel, die gerade auf mich abhalten, und als ich sie genau betrachte, entdecke ich, daß es ein Paar Dünkirchner Raubschiffe sind. Nun, denke ich, die fette Ladung käme ihnen gerade gelegen, und da ich weiß, daß die Kerle im Kanale viele gute und treue Freunde, offene und geheime, haben, so dachte ich, es sei besser, sie erst in der Nordsee an mich kommen zu lassen, und wich ihnen daher aus. Die Kerle nahmen das auch für bare Münze, sie glaubten, der Michael fürchte sich wirklich vor ihnen, und setzten alle Leinwand auf, um mich nicht aus den Augen zu verlieren. So kamen wir über die englische Küste hinaus, da wandte sich das Blatt, und aus dem Verfolgten wurde ein Verfolger; in drei Stunden habe ich sie genommen und sie liegen nun bei Eurem Schiffe in aller Ruhe vor Anker, wie Ihr deutlich sehen könnt, wenn Ihr einen Blick aus dem Fenster werft. Außer dem Spaß, den ich dabei hatte, wurde die Mühe auch gut bezahlt, denn es fanden sich am Bord dieser Eulen nicht weniger als 150 000 Livres in gutem Golde vor, die ich sogleich zu Eurer Verfügung stelle."

Adrian rief laut: „Gerettet!" Cornelius aber faßte die Hand des Seemannes und sagte mit Rührung: „Wohl habe ich einst meine Saat in einen guten Boden gesäet, die nun tausendfältige Früchte trägt. Michael, Ihr macht mich heute reich, nicht durch Euer Gold, sondern durch Eure Gesinnung. Wo sich solche

Treue offenbart, wäre Schweigen ein engherziges Thun. Wißt denn, das Haus der Gebrüder Lampsin wäre morgen gefallen, hätte es nicht den Michael und sein Weib gehabt." Und darauf erzählte der Kaufmann, was sich kurz vor dem Eintreten des Seemannes begeben.

„Hat sie das gethan?" rief Michael in freudiger Aufwallung. „Nun, dafür segne sie Gott! Weiß der Himmel, ich liebe mein Weib und habe sie in meinem Herzen getragen allezeit. Aber nun habe ich Respekt vor ihr und will's ihr zu erkennen geben, so gut ich immer kann. Mit Gott, liebe Herren! Morgen bei guter Stunde spreche ich wieder vor; dann bringe ich alles in Ordnung, und kein Mensch soll es ahnen, was hier hätte vorgehen können. Jetzt aber drängt es mich zu meinem Weibe."

„Geh mit Gott, Michael!" sagte der Aeltere der Brüder. „Aber von dieser Stunde an hört das Verhältnis von Herr und Diener unter uns auf, und treue Freundschaft tritt an dessen Stelle."

„In Not und Tod!" rief Michael und die Freunde trennten sich nach inniger Umarmung.



III.

Das Patent.

(Juni 1641.)

Die Zelte im Lager von Offeln erglänzten im hellen Sonnenschein. Auf und vor denselben wehten bunte Fahnen, und weithin strahlten die Banner der Führer. Die Soldaten prangten im Festschmuck und fast ununterbrochen ertönte lustige Feldmusik oder es schmetterten rauschende Fanfaren; unter großen Kesseln loderte das Feuer und der Wein- und Bierschank in den Marketenderbuden wollte kein Ende nehmen. Neue Gäste strömten jeden Augenblick herbei, bald auf stattlichen Rossen, bald auf bunt verzierten Wagen, und alle eilten dem Mittelpunkte des Lagers zu, wo das Zelt des Feldherrn, des Prinzen Friedrich Heinrich von Nassau und Oranien stand. Der ritterliche, mannhafte Prinz hatte die General-Staaten zu sich entbieten lassen, um mit ihnen gemeinsam die portugiesischen Angelegenheiten zu Ende zu bringen und den Botschafter Seiner Apostolischen Majestät, wo möglich mit einem günstigen Bescheide zu entlassen.

Cornelius Lampsin, Abgeordneter für Vlissingen, schritt zwischen den Zeltreihen auf und ab; an seiner Seite ging der Admiral Arnold Gysels, der vom

Prinzen Statthalter bereits unter der Hand zum Admiral der vereinigten portugiesisch-holländischen Flotte bestimmt war.

„Dank Euch, mein werter Herr," sagte der Kaufmann, „daß Ihr meinem Gesuche stattgegeben."

„Mir gebührt Euer Dank um so weniger," entgegnete der Admiral, „als ich im Begriff war dasselbe Gesuch an Euch zu stellen. Ihr habt Recht, Cornelius, daß Ihr den Michael von Euern Kauffahrern entfernt; der ist zu etwas Besserem bestimmt. Und wenn es Seiner Hoheit gefällt, meine Dienste anzunehmen, so seid versichert, daß ich mir Euern Schiffer von Euch zum Staatsdienst ausbitten werde. Was ich dann mit ihm anfange, ist meine Sorge, seid aber gewiß, dies wird nicht geringer sein als die Verbindlichkeiten, die Ihr mir schon seit so langer Zeit auferlegt habt."

Bei diesen Worten waren sie vor dem Zelte des Prinzen von Oranien angekommen und verloren sich in dem Gewühl, das vor demselben herrschte.

Hier und in dem Zelte selbst bildeten sich die merkwürdigsten Gruppen, bestehend aus den Edelsten des Landes, die hier zusammengeströmt waren, um für das Wohl der Republik einen entscheidenden Schritt zu thun, der von den glorreichsten Folgen sein, der aber auch endlose Verwickelungen und einen langen, blutigen Krieg für die Provinzen hervorrufen konnte. Die gewiegtesten Redner und parlamentarischen Berühmtheiten ihrer Zeit sammelten ihre Anhänger um sich und suchten in den letzten Augenblicken noch die Gemüter für ihre Ideen empfänglich zu machen. Da erschien zuletzt der ehrwürdige Mindert de Vrjis, der vertraute Ratgeber

des Statthalters, mit dem jungen, ritterlichen Egmont van dem Bosche; sie betrachteten einen Augenblick lang die verschiedenen Gruppen, und Mindert de Vrjis sagte zu seinem jungen Gefährten: „Wir haben das Uebergewicht; Ihr werdet es sehen! Euer Schwert braucht nicht in der Scheide zu rosten.“

Eine Stunde später war die Beratung im vollen Gange. Es war ein glänzender Kampf der Meinungen und der verschiedensten Interessen. Die Schale schwankte bald nach der einen, bald nach der andern Seite; der Redner, der seine Ansicht mit Kraft und Energie zu verteidigen wußte, gewann die allgemeine Stimme für sich, bis sein Gegner ihm dieselbe wieder entriß. Zuletzt erhob sich der greise Mindert de Vrjis und setzte die Vorteile eines Bündnisses mit Portugal auseinander. Er pries den Ruhm, der bei einem solchen Bündnisse zu erlangen sei, und als er die jüngeren seiner Hörer in Begeisterung versetzt hatte, schilderte er die Handelsvorteile, welche notwendig aus diesem Bündnisse für Holland entspringen müßten, um so auch die Besonnenen für sich zu gewinnen.

Der Würfel war gefallen, der Bund geschlossen und unter dem Schmettern der Trompeten trat der Prinz von Nassau und Oranien in d e Versammlung. Er nahm seinen Sitz ein und sagte mit lauter Stimme: „Wir haben den Beschluß der hohen General-Staaten vernommen und erteilen demselben Unsere fürstliche Sanction. Der Vertrag soll entworfen und besiegelt werden. Doch geziemt es sich, daß der Botschafter der Krone Portugal vor Euer Edelmögenden selbst erscheine und Euch den Auftrag seines Herrn verkündige. Man führe ihn ein.“

Die Kämmerlinge des Prinzen entfernen sich und meldeten gleich darauf Dom Tristan de Mendoza-Furtado, Botschafter Seiner portugiesischen Majestät. Der Eingetretene wurde feierlich begrüßt und nahm dann den für ihn bereit gestellten Staatssessel ein.

„Dom Tristan de Mendoza!“ sagte der Prinz. „Gefalle es Euch, dieser erlauchten Versammlung den Zweck Eurer Sendung mitzuteilen.“

Der Botschafter erhob sich: „Mich sendet der hochherzige König einer edlen Nation zu den Repräsentanten eines ruhmwürdigen, unerschrockenen Volks, damit sie mit ihm wider Uebermut und Ungerechtigkeit ein Bündnis schließen und, so vereinigt, stark und unüberwindlich werden. Portugal ist dem glänzenden Beispiel, das ihm die Niederlande gaben, gefolgt. Es hat das unwürdige Joch, das Spanien ihm aufgezwungen hatte, von sich geworfen, und sich die Freiheit mit seinem Blute erkämpft. Der Feind ist über die Grenzen des Landes geflüchtet, der tapfere und heldenmütige Herzog von Braganza hat den Thron Portugals bestiegen und nennt sich fortan König Johann IV. Ein Volk, das aus langer Knechtschaft zur Freiheit ersteht, sucht nach würdigen Bundesgenossen. Ein solcher sind die freien niederländischen Provinzen, und ich erscheine hier, ausgerüstet mit hinlänglicher Vollmacht, jeden Vertrag abzuschließen, der mit der Würde meines Königs und meines Landes im Einklange steht.“

„Die General-Staaten treten diesen Gesinnungen bei,“ entgegnete der Prinz. „Frei und offen bieten sie ihre Hand. Die Bedingungen, welche ihr stellt, sind Uns genehm, und Unsere Forderungen werden der Billig-

keit gemäß sein. Wo es sich um große und erhabene Zwecke handelt, tritt der kleinliche Eigennutz in den Hintergrund. Eure Schiffe sind zum Auslaufen fertig, meldet ihr Uns?“

„Sie sind es, Hoheit! Fünf Fregatten und fünfzehn kleinere Schiffe, teils Briggs, teils Logger sind vollkommen ausgerüstet; eine gleiche Anzahl von Fahrzeugen stellt Ihr. Da es Portugal zur Zeit an zuverlässigen, kenntnisreichen Seeleuten fehlt, so werdet Ihr für die Offiziere sorgen, welche das Kommando auf unsern bedeutenderen Schiffen übernehmen; schließlich aber bietet Portugal den Niederlanden den ausschließlichen Ober-Befehl über die vereinigte Flotte an.“

„Wir nehmen dies Erbieten an,“ sagte der Prinz, und haben zu diesem wichtigen Posten einen Unserer würdigsten Seeoffiziere erlesen. Arnold Gysels! Wir ernennen Euch zum Ober-Befehlshaber der vereinigten portugiesisch-niederländischen Flotte, Wir erteilen Euch jede Vollmacht, und belasten Euch mit jeder Verantwortlichkeit, die dieses hohe Amt mit sich bringt. Ihr werdet Eure Führer selbst wählen, und in deren, so wie in Eure Hand legen die niederländischen Provinzen getrost den Ruhm und die Ehre ihrer Flagge. Laßt dies Vertrauen nicht zu Schanden werden.“

„Arnold Gysels streckte die Hand empor und sagte: „Ich gelobe und schwöre! Mit der Flagge oder unter ihr.“

Der Prinz fuhr fort: „Herr Gesandter! Edelmögende Herrn! Der Bund ist geschlossen! Die Saat ist gesäet und wird tausendfältige Früchte tragen, wenn wir sie sorgsam pflegen. Vertrauen, unbedingtes, festes

Vertrauen macht stark und unüberwindlich, so laßt uns denn ein solches Vertrauen zu einander fassen. Denkt allein daran, wie wir erstarken wollen; verbannt den Neid und die Mißgunst, zertretet den Verläumder und achtet das freie Wort! Mit Gott, Ihr Herren!"

In großer Bewegung trennte sich die Versammlung.

Acht Tage später war in dem Hause der Gebrüder Lampsin zu Vlissingen eine große Gasterei. Es galt dem ehemaligen Seilerjungen, Michael de Ruyter, der aus den Händen des Herrn Cornelius Lampsin, Namens der hohen General-Staaten, das Patent empfangen hatte, welches ihn zum Flotten-Kapitän und Befehlshaber des Dreimasters „Der Hase" ernannte, eines von den Schiffen, welche nächstens nach Lissabon abzusegeln bestimmt waren.

Mit freudiger Aufwallung hatte der Seemann das Dokument empfangen. Die Versammlung hatte ihm Glück zugetrunken und setzte jetzt in erhöhter Stimmung die Gasterei fort. Aber Michael konnte nicht ausdauern unter den Fröhlichen; er entfernte sich still und stieg hinab zum Strande, wo ein lebendiges Seemannsleben herrschte. Schon war die Erhebung des Kauffahrers Michael de Ruyter zum Flotten-Kapitän bekannt geworden; als ihn die Matrosen erblickten, brachen sie in ein lautes Hurra aus und umringten ihn mit dem Gesuche, er möge sie an Bord nehmen und unter seiner glückbegünstigten Flagge fahren lassen.

„Mit Gunst, Herr!" rief einer aus der Menge. „Es ist ein gut Ding um eine handliche Eisscholle in Grönland, besonders wenn Ihr den Bären das Fell

nehmt; aber mich soll der Teufel holen, wenn ich je den Fuß wieder auf einen Grönlandsfahrer setze, falls Ihr mich zum Toppgasten machen wollt."

„Gut, Meister Harpunierer!" sagte Michael, „kommt mir an Bord."

„Glückliche Reise, Kapitän!" sprach ein Anderer, sich eifrig vordrängend. „Diese Schramme erhielt ich im Gesicht, als ich den Dünkirchner Logger entern wollte und der Erste im feindlichen Want war. Damals fingt Ihr mich auf, sonst wäre ich in die See gestürzt. Herr, laßt mich bei Euch sein, damit ich Euch stets sehen und Euch danken kann; ich verspreche auch, beim nächsten Entern gescheiter zu sein."

„Gut, Geert Borchers, Du kannst kommen."

„Er weiß meinen Namen noch!" rief der Matrose. „Laßt mir nun einen Feind anlaufen!" —

„Kapitän de Ruyter!" rief ein kleiner Bursche, mit hellen Augen, aber in dürftiger Tracht, dem Anschein nach einer der kleinen Seilerjungen, die auf den Werften haufenweise zu finden sind. „Kapitän de Ruyter, nehmt mich mit!"

„Wer bist Du, Junge?"

„Valentin Heintz heiße ich, und bin ein armer Waisenjunge, der hier das Rad dreht. Ich möchte aber lieber ein Seefahrer sein und den Dienst bei Euch lernen. Die Leute sagen, Ihr seid gewesen, wie unsereins, und da wißt Ihr am besten, wie es uns geringen Leuten geht, die so gerne wollen und nicht können."

Die umstehenden Matrosen staunten über die Keckheit, womit der Junge einen Flotten-Offizier anzureden wagte, und wollte ihn wegdrängen, de Ruyter aber

winkte ihnen zurückzutreten, und sah dem Knaben fest ins Auge. Eine leise Ahnung durchzuckte ihn, seine eigene Vergangenheit stieg leuchtend vor ihm auf und mit fester Stimme sprach er: „Ist's gewiß und wahrhaftig, daß Du so große Lust hast, Matrose zu werden?"

„Ja, gewiß und wahrhaftig! beteuerte der Knabe.

„Gut denn, Valentin Heintz, so gehst du morgen früh mit jenen beiden Männern an Bord!" sagte de Ruyter, und warb mit diesen Worten einen Knaben zum Dienst der Flagge, der ihr dreißig Jahre später einen glänzenden Sieg erkämpfen helfen und den Heldentot für's Vaterland sterben sollte.

Freundlich grüßend schritt der Kapitän durch die Menge, die sich allmählich zerstreute, und schaute mit über einander geschlagenen Armen auf die Reede hinaus, wo ein reges Leben am Bord der Schiffe herrschte. Seine ganze Vergangenheit zog in diesen Minuten an ihm vorüber und beschäftigte ihn so sehr, daß er nicht merkte, wie der Admiral Arnold Gysels, gefolgt von mehreren Offizieren, die Werft betrat und, von den Gebrüdern Lampsin geführt, der Stelle zuschritt, wo Michael de Ruyter stand.

„Ergebt Euch, Kapitän!" rief der Admiral, indem er seine Hand auf Michaels Schultern legte und dann lachend fortfuhr: „Das ist das erste Mal, de Ruyter, daß Ihr Euch überrumpeln laßt. Ich schätze mich glücklich, daß gerade ich es gewesen bin, der sich dieses Sieges erfreuen kann."

„Verzeiht, Herr Admiral, daß ich Euer so schlecht gewärtig gewesen bin. Ich hatte mich vom Mahle entfernt, um einsam meinen Gedanken nachzuhängen

und diese haben mich entführt, weit von hier über See und Land! Gott zum Gruß, wackre Herren und Schiffsgenossen! Ich bin der Jüngste in Eurer Reihe und bedarf vielfach der Nachsicht; ich bitte Euch, gewährt mir diese und seid meiner dankbaren Ergebenheit gewiß."

Die Offiziere, welche dazu bestimmt waren, den neuen Seezug mit einander zu beginnen, schüttelten sich die Hände und gelobten sich gegenseitig treue Kameradschaft.

„So sei es!" sagte Arnold Gysels. „Wo die Offiziere einträchtig sind, ist auf ein festes, gleichmäßiges Zusammenwirken zu zählen. Möge dies bei unserer Flotte der Fall sein jetzt und immerdar. Der Dienst erfordert indessen die Ernennung eines Schout bei Nacht (Contre-Admiral) und ich hoffe, meine braven Kapitäne werden um eine Ehre, deren sie alle würdig sind, den nicht beneiden, dem sie gerade zugedacht ist."

Die Offiziere verneinten und versicherten einstimmig, sie würden freudig demjenigen gehorchen, den man aus ihrer Mitte zum Nächstkommandierenden wählen würde.

„Das freut mich ausnehmend, werte Herren, und seid versichert, die Wahl fiel auf keinen Unwürdigen. Herr Cornelius Lampsin, gefalle es Euch, die von Sr. Hoheit hierüber ausgestellte Urkunde zur allgemeinen Kenntnis zu bringen."

Cornelius Lampsin trat einen Schritt vor, entfaltete das Pergament, und las:

„Wir Friedrich Heinrich, von Gottes Gnaden
„Prinz von Oranien und Nassau, u. s. w. u. s. w.
„Als die Hochmögenden General-Staaten der

„vereinigten Niederlande für gut befunden haben, „eine Flotte zu stellen von zwanzig Schiffen zum „Secours des Königs von Portugal, unter dem „Kommando Arnold Gysels', als Admiral über „diese Flotte, und derohalben nöthig ist, daß eine „qualifizierte Person darüber als Schout bei Nacht „gestellt werde, so hat, als Se. Hoheit wohl „informieret seien, wegen der Bequemheit und „Erfahrenheit des Michael de Ruyter, in Ansehung „und Ordre der Kriege zu Wasser, man Ihn gestellet „und committieret, wie Sie ihn denn hiermit „stellen und committieren zum Schout bei Nacht über „die gemeldete Flotte, Ihn autorisierend, selbiges „Amt nach Gebühr zu bedienen, den vorgemeldeten „Admiral in allen Sachen geziemend zu respectieren „und alle gute Corresspondenz mit Ihm zu halten; „weiter alles zu thun, was ein getreuer Schout „bei Nacht schuldig ist zu thun. Ordinierend allen „Kapitänen, Offizieren und Bootsleuten und allen „Andern, die es angehen möge, den vorbemeldeten Michael de Ruyter als ihren Schout bei „Nacht zu erkennen und Ihm zu gehorsamen und „zu folgen.

Actum im Lager zu Offeln den 20. Juni 1641.

F. H. de Nassau.

(L. S). Auf Ordre Seiner Hoheit

J. Junius.

„ O mein Gott!" rief de Ruyter, „ich verdiene das nicht!" Und die Rührung übermannte ihn so sehr, daß ihm die hellen Thränen über die gebräunten Backen liefen. „Herr, schickt mich, wohin Ihr wollt, zur Ehre

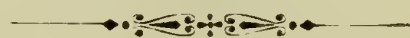
Gottes und unserer Flagge, und ich will gehen, wäre es auch zum neunten Ring der Hölle. Ich stehe tief beschämt vor Euch Allen!"

„Frisch, Ihr Herren!" rief einer der Offiziere seinen Kameraden zu, „ein lautes Hurra unserem würdigen Admiral und seinem tapfern Schout bei Nacht! Hurra!"

„Hurra! Hurra! Hurra!" riefen alle und ihr Ruf hallte an den beiden äußersten Enden der Werft wieder.

Da trat de Ruyter an eines der großen Schwungräder, woran so manche jugendliche Hand erlahmte, und rief: „Von diesem Platze ging ich vor dreiundzwanzig Jahren in die Welt hinaus und glaubte mich am Ziel aller meiner Wünsche, als ich Hochbootsmannsjunge am Mittelmast wurde. Jetzt kehre ich hierher zurück, kaum aus dem Jünglingsalter geschieden, mit Ehren und Würden überhäuft, umgeben von edlen Männern, die mich hochachten und wohlgesinnt mir ihre Freundschaft schenken. Wir gehen in den Krieg! In allen Gestalten werden uns die Gefahren entgegen treten! Kameraden! Eurer würdig will ich sein, oder schimpflich fallen, von keiner Flagge verhüllt! So wahr mir Gott helfe in meiner letzten Stunde."

Mit stummem Händedruck gingen die Männer auseinander; manchmal noch dachten sie an das Wort, das Michael de Ruyter in dieser Stunde zu ihnen gesprochen hatte.



IV.

Michael überall.

(1643 bis 1650.)

Mit wehenden Flaggen und klingendem Spiele waren die holländischen Schiffe von der Insel Texel abgesegelt und mit wehenden Flaggen und klingendem Spiele kehrten sie dahin zurück. Als sie unter Segel gingen, feuerten sie die glatte Lage ab, um über künftige Siege zu jubilieren, und als sie heimkehrten, thaten sie's, um den Staub aus den Mündungen der Kanonen zu blasen. Die Spanier und Portugiesen sind Gevatter und Gevatters Kind; wenn sie sich einmal erzürnen, ist's ihnen doch nie rechter Ernst, und mengt sich gar ein Dritter hinein, so muß er für beide die Kastanien aus dem Feuer holen. Die Portugiesen bewirteten die holländischen Matrosen mit einigen Pipen Wein und hingen ihren Offizieren goldene Ehrenketten um; aber ihre Schiffe hatten sie nie beisammen. Da gab's keinen Kampf, sondern nur armselige Plänkeleien. Die Aussicht auf Ruhm und Beute ging verloren und die Unzufriedenheit nahm zu, bis zuletzt alle Schiffe nach Holland zurücksegelten, mehrere derselben, ohne daß sie zum Schuß gekommen wären. Am meisten ärgerte

sich Michael de Ruyter, der sich auf eine tüchtige Seeschlacht gefreut hatte und nun unverrichteter Sache wieder nach Hause fahren mußte. Da traf es sich, daß er auf dem Heimwege eine spanische Fregatte auflief, dreimal größer als sein „Hase“; er schickte ihr sogleich einen Schuß. Als der Spanier den Holländer brummen hörte, holte er sofort den Steuerbaum auf und flog mit vollen Segeln davon. Aber Michael zeigte, daß ein „Hase“ gut laufen kann und war bald dem Vierzigkanonenschiff, das den stolzen Namen „Siegesheld“ am Spiegel zeigte, zur Seite.

„Oho!“ rief Michael mit dem Sprachrohr hinüber, „wollt Ihr mir nicht die Ehre erzeigen, ein Paar Schüsse mit mir zu wechseln? Möchte nur wissen, ob Euer spanisches Kernholz so fest ist, als unser niederländisches.“ Und damit feuerte er ihm mit seinen Backbords-Kanonen auf den Pelz. Aber der Spanier hielt nicht stand, sondern suchte das Weite. Da, es wurde bereits Abend, erschien unter Land ein großes spanisches Geschwader, von der Kanonade herbeigelockt. Als der „Siegesheld“ die zahlreiche Kameradschaft gewahrte, bekam er mit einem Male gewaltige Courage und braßte gegen den Holländer auf, aber Michael rief lachend: „Daß ich ein Narr wär! Ihr Spanier seid wie das Ungeziefer, hat man erst einen auf dem Leibe, folgen ihrer gleich tausend! Ein anderes Mal, mein tapferer Ritter, treffen wir uns wieder, dann wollen wir es miteinander wett machen. Damit luvte der „Hase“ scharf an den Wind, und bei einbrechender Nacht war er den Spaniern aus den Augen.

Als nun die Schiffe wieder wohlbehalten im Hafen lagen, wurden die Offiziere entlassen und die meisten legten sich auf die Bärenhaut, um von ihren Strapazen auszuruhen. Michael aber hatte keine Freude am Faulenzen, darum ging er zu seinen Freunden Lampsin und sagte: „Gebt mir wieder eines von Euren Schiffen und schickt mich, wohin Ihr wollt!“ Sie waren sehr damit einverstanden, und in vier Wochen war Michael schon wieder auf hoher See. Dazumal aber war es nicht so leicht Kauffahrer sein, als jetzt. Die Seekarten und übrigen Hülfsmittel waren unvollkommen und führten oft irre, statt den rechten Weg; es gehörte ein tüchtiger Seemann dazu, die Fehler und Irrtümer zu berichtigen, und trotz falscher Anweisung den rechten Kurs zu finden. Außerdem mußte der Kauffahrer auch Handelsmann sein, denn er fand keine vorher bestimmten Abnehmer, sondern mußte mit dem größten Teil seiner Ladung hausieren. Und endlich mußte er zu jeder Stunde wohl gerüstet zum Kampfe sein, denn die See wimmelte von Kapern und anderm Raubgesindel, die stets ein offenes Auge verlangten, und ein guter Schiffsführer mußte nicht nur den Kompaß und die Elle, sondern auch den Degen gebrauchen können. Da war Michael an seinem Platze; er steuerte, handelte und schlug, daß es eine Art hatte, und war bald in der Ostsee, bald in Westindien und im mittelländischen Meer. Und überall hinterließ er ein Andenken seines Namens, im guten oder im bösen, wie es sich eben fügen wollte, aber immer in Ehren!

Einstmals lag er mit seinem Schiffe in Tunis und machte besonders gute Geschäfte mit seinem nieder=

ländischen Tuche. Da ließ ihn der Bey rufen, um selbst mit ihm zu handeln, und Michael brachte ihm das Beste, was in seinem Schiffsraum zu finden war. Der Bey hatte große Lust zu einem Stücke Tuch von brauner Farbe und wünschte es zu kaufen. Michael sagte den Preis, der war aber dem Bey zu hoch und er begehrte es für die Hälfte. „Dafür ist's nicht feil!" sagte Michael. „Es muß dafür feil sein!" entgegnete der Bey. Die Rede flog hin und her, aber es kam zu keinem Ziele, denn der Bey sagte nur Ja! und Michael nur Nein! Da wurde der Bey zuletzt zornig und sagte: „Ich will aber das Tuch, und zwar um den Preis, den ich gesagt habe, und wenn ich es nicht bekomme, wird es Dir schlimm gehen."

„Dein Drohen schreckt mich nicht sonderlich," sagte Michael. „Und das Tuch kann ich Dir nicht anders verkaufen, als mein Herr den Preis gesetzt hat. Aber, um allem Lärmen und Streiten zu entgehen, will ich es Dir schenken."

„Ich will nichts geschenkt! Ich will's für den gebotenen Preis. Und wie kannst Du etwas ganz und gar verschenken, was Du nicht für eine geringere Summe verkaufen willst?"

„Wenn ich's verschenke, geht's aus meiner eigenen Tasche, wenn ich aber den Preis heruntersetze, schade ich dem Markt und verderbe mir und andern die Kundschaft! Und nun, Lied am Ende! Ihr zahlt den vollen Preis, oder nehmt es geschenkt; sonst packe ich ein und gehe meiner Wege."

Der Bey wurde darüber noch aufgebrachter und schwur, er werde den unverschämten Holländer züchtigen.

Ein dicker Türke aber, der in dem Gefolge des Bey war, neigte sich vor diesem und sagte: „Allah ist groß! Ereifere Dich nicht, teure Hoheit, sondern laß den Kerl hinausführen, und mit den Ohren an das Thor des Palastes nageln.“

Der Bey lachte, trotz seines Zornes, denn der Einfall gefiel ihm, und der dicke Türke suchte in Gedanken schon nach Hammer und Nägeln. Michael aber rief: „Ihr habt wohl übersehen, daß es eine Macht giebt, die jedes Haar auf meinem Haupte bewacht?“

Da stutzte der Bey und fragte: „Wer wäre denn das?“

„Das ist das Völkerrecht! Versuch's! Nimm mir meine Ware! Mißhandle mich! Töte mich, und sieh dann zu, was folgt. Deine Märkte werden veröden, Dein Hafen wird versanden. Bisher warst Du ein Mann von Treu und Glauben, das wirst Du dann nicht mehr sein. Sie werden kommen, Dich mit Krieg zu überziehen, und Dich behandeln, wie Du einen Mann behandeltest, der unschuldig war und für sein gutes Recht stritt.“

Der Bey stand unbeweglich, wie eine Marmorsäule, der dicke Türke aber rief einmal über das andere: „Seine Ohren, Herr! Gedenke seiner Ohren!“

Plötzlich verließ der Bey das Gemach und Michael blieb über eine Stunde allein mit den Türken, die ihn höhnten und aufzogen, besonders der Dicke, der einen Hammer und Nägel hervorgesucht hatte, womit er dem Michael drohte. Der aber kehrte sich an nichts und ließ sie reden, bis der Bey zurückkam. Dieser hatte sich Pistolen in den Gürtel gesteckt und einen Dolch daneben,

auch trug er einen großen Säbel und sah furchtbar aus. „Höre, Holländer!“ rief er mit lauter Stimme, „zum letzten Male frage ich Dich, ob Du mir meinen Willen thun willst, sonst....“ Er machte einen Griff nach dem Dolche, der dicke Türke aber rief: „Die Ohren, Herr! Die Ohren!“

„Nein!“ antwortete Michael fest. „Meinst Du, mich durch Drohen von meiner Pflicht abwendig zu machen? Ich habe meinem Herrn Treue gelobt und die will ich ihm halten, im kleinen wie im großen. Und daß ich sie ihm halte, daran soll mich niemand hindern, weder Du noch ein anderer.“

Da wurde der Bey auf einmal ganz freundlich und sagte zu Michael: „Du thust ganz recht!“ Und dann zu seinem Gefolge: „Da seht einen Mann, der viele hundert Meilen von seinem Herrn entfernt ist und ihm Treu und Glauben hält wie er es ihm angelobt. Ihr aber, die Ihr hundert Eide geschworen, und stets um mich seid, betrügt mich ohne Maß, und welchem von Euch ich auch den Kopf herunterschlagen ließe, er wäre immer nur einer von den Aergsten.“ Dann wandte er sich wieder an Michael, ließ im die geforderte Summe auszahlen, sicherte ihm seine fortdauernde Gnade zu und fragte, ob er ihm sonst noch etwas Gutes erweisen könne.

Da lachte Michael in sich hinein und sagte, indem er auf den dicken Türken zeigte: „Der Bursche wollte meine Ohren an deine Hausthür nageln, was ihm freilich nicht gelungen ist. Damit nun der Hammer nicht umsonst geholt wurde, gieb mir den Kerl mit an Bord; ich möchte gern sehen, wie es sich macht, wenn seine Ohren an meinem Fockmast kleben.“

Der dicke Türke fiel vor Angst in die Kniee und winselte: „Allah ist groß! Gieb einen treuen Diener nicht in die Hand des Ungläubigen!“ Der Bey aber sagte lachend: „Nimm ihn mit Dir, und wenn Du nach Hause kommst, grüße Deinen Herrn von mir.“

Nun mußte der Türke mit an Bord und Michael sagte zu seinen Leuten: „Da habt Ihr einen Türken, der soll mit seinen Ohren an unsern Fockmast genagelt werden. Bindet ihn einstweilen fest.“ Dies geschah unter lautem Lachen, während Michael angelegentlich mit dem Segelmacher sprach. Als nun der Türke eine Stunde lang in der Todesangst ausgeharrt hatte, trat Michael zu ihm und sagte: „Nun, Meister Ibrahim, oder Ali, oder, wie Du sonst heißt, jetzt ist der Augenblick gekommen.“

Der Türke heulte, die Matrosen reckten sich die Hälse aus, um genau zu sehen. Der Segelmacher aber stülpte dem Türken eine Kappe von Segeltuch auf, daran hingen ein Paar lange Eselsohren und Michael sagte: „Ich habe mit Deinen Türkenohren nichts zu schaffen; Du bist ein Narr und hast wie ein Esel gehandelt, darum setze ich Dir eine Narrenkappe auf den Kopf und Du wirst an den Eselsohren festgenagelt.“ Dies geschah, und als der Türke in dieser Stellung ein paar Stunden lang in der Sonne gebraten hatte, ließ er ihn los und schickte ihn mit einem Gruße für den Bey an's Land zurück.

Ein anderes Mal kreuzte er in den levantischen Gewässern. Er kam von Smyrna und der Wind wollte sich nicht fügen. Da lief ein französisches Kriegsschiff an ihn heran und forderte, der Kauffahrer solle zu ihm

an Bord kommen. Michael that es, und als er bei dem Franzosen in der Kajüte war, sagte dieser: „Ihr seid mein Gefangener und Euer Schiff ist gute Prise.'

„Mit nichten, Herr!" entgegnete Michael ernst. „So viel mir bekannt, ist zwischen den General-Staaten und Eurem Lande tiefer Friede, und Ihr habt keinerlei Recht, meine Fahrt aufzuhalten oder mich gar aufzubringen. Hier sind meine Papiere, und alle in der besten Ordnung."

Der Franzose hörte kaum darauf und behauptete fortwährend, Michael und sein Schiff wären seine Beute.

„Wenn das ist, sagte Michael zornig, „so ist's keine ehrliche Prise, sondern verwegener Seeraub, den Ihr begeht, und von dem Ihr gebührende Rechenschaft ablegen müßt. Bedenkt, was Ihr thut, mein Herr, und laßt Euch nicht durch die Uebermacht zur Gewalt verführen. Wenn Ihr auch nur ein Haar auf dem Haupte eines meiner Leute krümmt, so schwöre ich, daß dies zehnfach geahndet werden soll."

Michael war sehr aufgeregt; das levantische Fieber hatte ihn leicht mitgenommen, und er mußte sich an den Tisch setzen. Der Franzose, der bereits nachdenklich geworden war, sah den Zustand seines Gefangenen und fragte, ob er etwas trinken wolle, Wasser oder Wein?

„Das hängt ganz von dem ab," sagte Michael, „als was Ihr mich gelten lasset. Bin ich Euer Gefangener, so gebt mir Wasser, denn das ist der Trunk, der Gefangenen ziemt. Bin ich aber ein freier Mann, so trinken wir den Wein zusammen. Entscheidet!"

„Es ist entschieden!" rief der Franzose. „Wir trinken Wein! Ihr seid ein ganzer Kerl. Wie heißt Ihr?"

„Michael Adrianson de Ruyter! Und Ihr?“

„François d'Argenson, Herr de Ruyter. Ich zolle Euch meine Achtung und trinke dies Glas in der Hoffnung, daß wir uns einmal wieder begegnen!“

„Das thue ich auch! Und sei es hinter der Flasche, oder hinter der Kanone, ich werde einen braven Kerl sehen! Gott befohlen und glückliche Reise!“

Damit kehrte Michael auf sein Schiff zurück, die Franzosen gingen ihres Weges, und als die Holländer genau nachforschten, hatte man ihnen nicht eines Stübers Wert abgenommen.

Eines andern guten Tages befand sich Michael mit seinem Schiffe in Archangel. Da war es grimmig kalt und das grönländische Bärenfell gut zu gebrauchen. Auf dem Verdeck lag der Schnee einen Fuß hoch, und wollte man ein laufendes Tau durch einen Block ziehen, mußte erst das Eis abgeklopft werden. Die meisten Schiffe, die hier überwinterten, hatten ihre Mannschaft an's Land geschickt, um in den Baracken am Strande zu wohnen, denn am Bord war es nicht auszuhalten. Das machten sich nun die Russen zu nutze, und kaum hatten die Matrosen beim Dunkelwerden ihre Schiffe verlassen, als die Russen von allen Seiten herbeikamen, auf die Schiffe hinaufkletterten und mit sich fortnahmen, was sie nur irgend fassen konnten. Da gab's alle Tage ein Lamentieren, denn bald fehlte dies, bald jenes, und es wurde seitens der Schiffer scharf ausgelugt, um die Diebe zu greifen. Aber das war nicht so leicht, denn die Russen waren das Laufen auf dem Eise gewohnt und ließen sich nicht fangen. Da sagte Michael, dem sie ebenfalls einen Besuch gemacht hatten: „Gebt

Acht, ich fange sie doch! Mir gebricht's blos an Speck, den ich den listigen Mäusen in die Falle hänge, und den gehe ich jetzt kaufen.“ Nun war eine Zeitlang alles thätig bei ihm an Bord, obgleich niemand so recht wußte was vorging. Als aber der Abend zu dämmern begann, gingen die holländischen Matrosen an's Land, die Taschen voll Kopeken; sie begannen in den Wirtshäusern ein lustiges Leben und erzählten jedem, der es nur hören wollte, welche Schätze an Lebensmitteln, Branntwein und Schiffsgerät sie den Tag über empfangen, so daß nicht alles hätte weggestaut werden können, sondern auf dem Verdecke umherläge. Das hörten die Russen, indem sie die Ohren spitzten und mit den Augen zwinkerten, die Holländer aber dachten: „Geht Ihr nur!“ Darauf machten sie ein großes Geschrei, daß sie jetzt in ihre Baracke müßten, in Wahrheit aber gingen sie, um sich in der Nähe ihres Schiffes zu verstecken. Als es so spät war, daß alle Seeleute schliefen, kam ein Schwarm russischer Pelze und lief nach dem Schiffe des Michael, weil hier ein guter Fang zu machen sein sollte. Die Holländer hatten im Laufe des Tages ihr Schiff ein paar Fuß weit ausgeeist, sodaß es im freien Wasser schwamm und die Russen sich etwas vornüber neigen mußten, um an Bord zu gelangen. Hastig griffen sie zu, aber ihre Hände glitten ab; sie konnten nicht ein Rüsteisen oder ein Fallreepstau anfassen, ohne daß es ihnen wegglitschte. Je mehr Hindernisse sie fanden, desto ärger wurde ihre Gier, denn sie sahen im hellen Mondlicht die Fässer und Kisten deutlich auf dem Verdecke liegen. Die Wahrheit zu sagen, hatte Michael nicht nur das Eis

aufhauen, sondern auch die Seitenborde, die Rüsteisen, samt allem über Bord hinausragenden Tauwerk mit alter Butter, ranzigem Oel und Seife beschmieren lassen, sodaß sie sich an nichts halten konnten, und entweder auf das Eis, oder gar ins Wasser plumpten. Darüber vergaßen sie das Fortlaufen, die Holländer konnten sich ihrer bemächtigen und schickten sie ohne Branntwein, aber mit einer tüchtigen Tracht Prügel heim.

Nach manchen andern Kreuz- und Querzügen lag Michael eines Tages im spanischen Westindien — ich glaube bei Cuba — und war im Begriff, in See zu stechen, als eine stattliche Fregatte an ihm vorüberlief. „Wie ist mir denn?" sagte Michael zu seinem Steuermann. „Ist das nicht die Fregatte „Siegesheld", die mir Anno 42 nicht Rede stehen wollte und mit vollen Segeln davonlief? Mit der möchte ich ein vertrauliches Wörtchen reden, wenn wir erst draußen sind."

Es schien sich alles nach Michaels Wünschen zu fügen, denn als sein Schiff in offener See war, erblickte er sogleich die Fregatte, die auf ihn abhielt. Michael lugte scharf durch sein Glas und rief: „Bei meiner Seele, Steuermann, das ist nicht nur das Schiff von damals, es ist auch noch derselbe Kapitän! Ich habe mir deutlich sein olivengrünes Gesicht gemerkt und bin neugierig, was er uns zu sagen hat. Seht aber auf alle Fälle nach den Kanonen und macht Alles klar."

Da schüttelte der Steuermann mit dem Kopfe und sagte: „Herr, Ihr bedenkt Eines nicht; wir sind ein schlecht armierter Kauffahrer und das da ist ein Vierzigkanonenschiff."

„Weiß wohl, mein guter Maat. Bedenke aber, hinter den vierzig Kanonen stehen dreihundert spanische Lumpen, und wir sind vierzig brave Holländer. Sei aber so höflich und zeige ihm unsere Flagge.“

Es dauerte nicht lange, da lagen sich beide Schiffe so nahe, daß ihre Führer mit einander sprechen konnten. Der Spanier nahm einen hochfahrenden Ton an und erklärte, daß das holländische Schiff gute Prise sei.

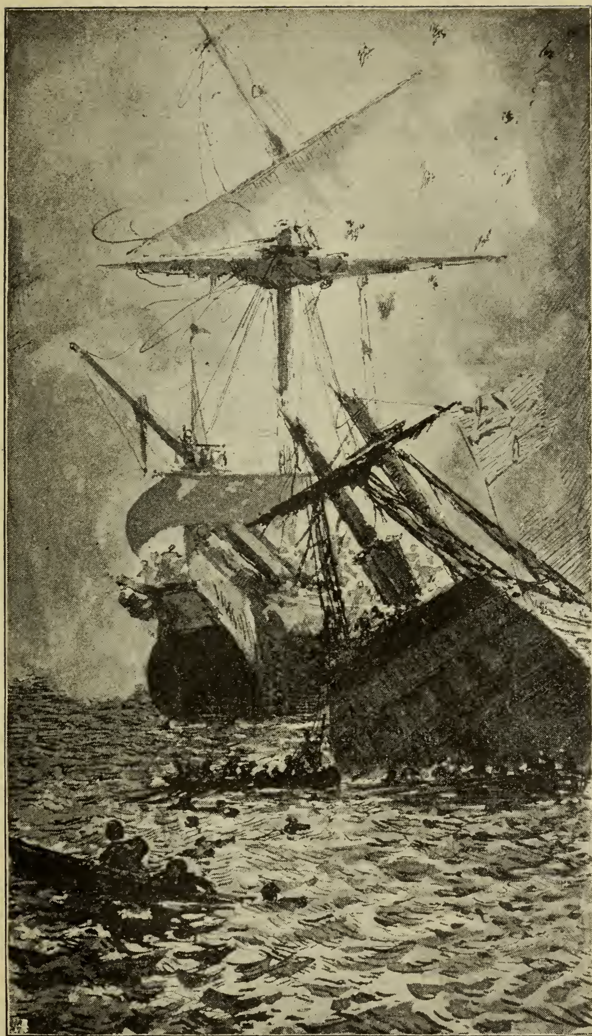
„Ich weiß nicht, aus welchem Grunde“, sprach Michael, „da doch Frieden ist zwischen Holland und Spanien und ich eben erst aus einem spanischen Hafen komme.“

„Schiert mich nicht“, antwortete der Spanier. „Ich habe mein eigenes Recht, und wenn Du Dich nicht im guten giebst, so schieße ich Dich in den Grund.“

„Davon nachher!“ rief Michael. „Sagt mir doch erst, ob Ihr mich nicht wiederkennt von der Cadixer Bucht? Damals hatte ich ein Zwölfkanonenschiff und Ihr hattet nicht sonderlich Lust, mir Rede zu stehen! — Ja, blinzelt mich nur durch Euer Glas an! Ich bin noch derselbe, und meine Courage ist's auch noch. Geht jetzt von meiner Seite, oder, so wahr Gott lebt! ich thue heute, was ich damals thun wollte.“

Da lachte der Spanier laut auf und ließ seine Kanonen abfeuern; die waren aber alle so hoch gestellt, daß die Kugeln wirkungslos über das niedrige Deck des Kauffahrers hinflogen.

„Frisch, Jungens!“ rief Michael. „Feuer! Und laßt es ihn spüren in der Wasserlinie.“ Die Holländer schossen und ihre Kugeln bohrten sich fest in das spanische Plankenwerk. Da lachte Michael: „Noch ein



Mal! Wenn er die Dosis sechs Mal nach einander empfangen hat, reicht es gerade aus."

Die Holländer schossen und trafen, die spanischen Kugeln flogen abermals durch die Luft. Nun begann eine kurzweilige Jagd. Ehe der schwerfällige Spanier sich einmal durch den Wind legte, gehorchte der leichte Niederländer seinem Steuer drei Mal; er wich dadurch stets den glatten Lagen des Spaniers aus und hatte kaum einige leichte Streifschüsse davongetragen, als der Spanier schon schwer leck wurde, und seine halbe Mannschaft an die Pumpen kommandieren mußte.

Nun aber wurde das Volk an Bord der Fregatte rebellisch. Es war ein wahrhaftes Lumpenpack, von allen Inseln und Küsten zusammengelaufen, Neger, Rothäute, Franzosen, Portugiesen und Spanier durcheinander, die sich den Teufel um den Ruhm der Flagge scheerten und ebenso feige als schlecht waren. Als das Wasser im Schiffsraum wuchs, und die Geschütze der Holländer immer mehr klar Deck machten, liefen sie von den Geschützen und Pumpen weg und schrieen ihren Offizieren zu, daß sie sich ergeben sollten, da sie mit dem leibhaftigen Teufel zu thun hätten, gegen den man sich doch nicht wehren könne. Der Kapitän jauchzte innerlich, denn er war hasenherzig und die Courage saß ihm in den Beinen; aber er glaubte sich zuguterletzt doch ein Ansehen geben zu müssen, darum sagte er zu seinen Lieutenants: „Ihr seht, wir sind von unsern eigenen Leuten gezwungen worden; wider die Gewalt vermag kein Mensch etwas!" Und damit vierte er selbst Hals über Kopf die Flagge auf das Verdeck nieder. Michael ging an Bord und holte die spanischen Herren

samt Allem, was sich Gutes in ihren Kajüten und Zwischendecken vorfand, zu sich herüber. Und das war die höchste Zeit, denn als das letzte Stückgut übergenommen war, sank die Fregatte in den Grund. Fast wäre Michael mit seinen spanischen Gästen in Verlegenheit geraten, aber sein gutes Glück führte ihm am zweiten Morgen ein Staatenschiff entgegen; dem lieferte er alle gemachte Beute ab und steuerte wohlgemut seinen Kurs weiter.

Die Zeit war indessen hingegangen mit dem öfteren Hin- und Herfahren von Norden nach Süden und von Osten nach Westen. Schiff und Mannschaft hatten viele Strapazen ausgestanden und beide sehnten sich nach einiger Ruhe.

„Nun, Jungens“, sagte Michael, als sie von einer Reise nach Brasilien heimkehrten und in der Bai von Biscaya segelnd, dem St. Georgs-Kanal zustrebten, „jetzt ist Feierabend für längere Zeit, und wenn wir erst wieder im Vlissinger Hafen liegen, wird's eine Weile anstehen, bevor wir einen neuen Kreuzzug unternehmen.“ Darüber waren alle sehr froh und thaten vollauf ihre Schuldigkeit, sodaß die Reise sehr gefördert wurde.

Am dritten Tage darauf trat um das erste Glas der Morgenwache, also vier ein halb Uhr, der Steuermann in die Kammer des Kapitäns und sagte: „Mit Verlaub, Herr, ich störe Euch! Da segelt ein merkwürdiges Fahrzeug auf uns zu; es hat ein böses Ansehen, und ich möchte meinen, das sei eine von den Dünkirchner Eulen. Wo aber eine derselben ist, da befinden sich auch mehrere, denn das Gesindel hält

immer dicht beisammen. Da wäre es wohl gut, auf der Hut zu sein, denn mit unserer Munition ist es schlecht bestellt, und wir haben eine schöne Ernte am Bord, die doch nicht in ihre Krallen kommen darf."

Michael war mit einem Sprunge aus der Kammer und eilte auf das Verdeck. „Hast wohlgethan, mein Junge, mich zu wecken. Das ist einer von der Eulenflucht. Wir können uns auf unser Schiff verlassen, denn es ist stark und läuft wie ein fliegender Fisch, hinter dem der Delphin her ist. Wollen uns nicht um ihn kümmern und ihn sachte an uns kommen lassen. Die Andern werden sich auch wohl einfinden."

Michael hatte sich nicht geirrt. Sein Schiff segelte vor straffer Brise den gewöhnlichen Kurs und der Kaper hinter ihm her, ohne ihn zu erreichen; gegen Abend hatten sie ihn fast aus den Augen verloren. Dafür aber hatten sie, als die Sonne auf den Wasserspiegel sank, zwölf solche Kaper vor sich, die sich so legten, daß sich der Holländer in diesem Netze fangen mußte, er mochte es anstellen, wie er wollte. Nun machte Michael kleine Segel, sodaß er weiter zurücksank, und als die Sonne vollends herunter war, befand er sich eine Meile von den Kapern entfernt. Sie hatten sich unterdessen nach allen Richtungen hin so ausgebreitet, daß er nicht unbemerkt zwischen ihnen durchschlüpfen konnte. Da faßte er einen kühnen Entschluß und rief: „Jungens! Pflanzt mir auf der Gallerie die große Laterne auf, aber genau so, wie sie es auf unsern Staatsschiffen thun; ladet die Geschütze und haltet die Lunten bereit. Die Nacht wird sehr finster werden und ich hoffe, wir können sie täuschen."

Zu gleicher Zeit frischte die Brise auf, und der Kauffahrer schoß durch das Wasser. Aber anstatt auszuweichen, hielt er nach der Richtung hin, wo vier der Kaper bei einander lagen, und seine Laterne leuchtete weit in die Finsternis hinaus. Als er den ersten derselben erreichte, rief er durch sein langes Sprachrohr: „Was habt Ihr hier mitten im Fahrwasser zu liegen? Scheert Euch aus dem Wege, wenn ein Orlogsmann dahergesteuert kommt!“ Und bei den Worten schickte er ihm eine Kugel über das Verdeck hin. Als der Kaper diese pfeifen hörte, zog er still seine Stagfock auf und holte das Steuer über, denn er glaubte nicht anders, als daß ihm ein Kriegsschiff in die Quere komme. Mit diesen hatten aber die Kaper nie gerne etwas zu thun, denn im glücklichsten Falle wurden sie tüchtig gebrandschatzt und mußten es sich noch zur Ehre rechnen, die Herren Flotten-Offiziere bei solchen Gelegenheiten tüchtig zu bewirten. Der zweite Kaper bekam einen gleichen Gruß, ebenso der dritte und der vierte, die sich alle einschüchtern ließen, und damit war der Michael über die gefährlichere Hälfte des Netzes hinaus. Nun aber kam ein fünftes Fahrzeug, ein schwerer, ungeschlachter Bursche. Als der den Schuß von dem vermeinten Orlogsmann empfing, braßte er scharf gegen ihn auf und wollte Revanche nehmen, denn an Bord dieses Schiffes kommandierte ein teufelsmäßig wilder Bursche, „Seewolf“ genannt. Er schnitt hart vor dem Bug des Kauffahrers über und schickte ihm ein paar wohlgezielte Schüsse, die tief in das Plankenwerk eindrangen. Aber unglücklicherweise hatte er alle seine Linnen auf und schoß, da er tüchtig in der Fahrt war,

ein großes Stück leewärts. Dadurch bekam Michael einen freien Luv und benutzte geschickt den Fehler des Feindes, um auf die offene See hinauszusteuern. Die Kaper, die nun wohl einsahen, daß sie gefoppt worden waren, sandten Schuß auf Schuß und setzten Segel auf Segel, um die Beute, die ihnen zu entschlüpfen drohte, wieder einzuholen. Am tollsten trieb es der Seewolf, und Michael hatte große Not mit ihm, ehe er ihn aus seinem Kielwasser los wurde. Als aber um Mitternacht der Wind stark auffrischte und sein Schiff bei solcher Kühlte neun Knoten Fahrt und mehr lief, kam er dem Seewolf weit voraus, und als die Sonne aufging, waren die Kaper nur noch in weiter Ferne zu sehen.

Zwei Tage später war die Freude groß, als das Schiff die Reede von Vlissingen ansegelte, aber dem Michael wurde es schwer ums Herz, als er den Kirchturm seiner Vaterstadt von weitem erblickte; es ahnte ihm, daß ein großes Leid seiner harre.

Und als wollte sich die Stimmung des Seemanns nach außen hin offenbaren, zogen trübe Herbstwolken herauf und hüllten Land und See in ein düsteres Grau. Michael brachte sein Schiff zu Anker und rief ein Boot an, das ihn unverzüglich an Land bringen sollte.

Die Fenster in dem Wohnhause Michael de Ruyters waren dicht verhangen. Seine Ehefrau Cornelia Engels lag auf dem Krankenbette und sah ihrer nahen Auflösung entgegen. Ein schleichendes Fieber hatte sie bald nach der letzten Abreise ihres Mannes befallen und

allmälig alle ihre Kräfte aufgezehrt. Der Doktor hatte sich bereits entfernt und der Geistliche seine Stelle eingenommen. Er war mit der Kranken allein, die still und gottergeben vor ihm lag. Sie blieben länger als eine Stunde zusammen. Was sie gesprochen, hatte nur Gott zum Zeugen, aber als der Geistliche die Stube verließ, um die Hausgenossen herbeizurufen, leuchtete eine himmlische Verklärung von ihrer Stirn. Als der Doktor eintrat, sagte er vor sich hin: „Das ist der Tod!"

Cornelia Engels hörte es und sprach: „Herr! In Deine Hände befehle ich meinen Geist! — Lasset die Kinder zu mir kommen! — Nahe, ganz nahe!" — Sie legte ihre Hände auf das Haupt der Weinenden und sagte: „Bleibt fromm und tugendhaft! Wandelt vor Gott und haltet seine Gebote! Gedenkt der Mutter, die mit Segen auf den Lippen von Euch scheidet! — Ehret und liebet Euren Vater und bleibt seiner gewärtig immerdar! — Werdet gut und brav! — Der Herr segne Euch!"

Sie hielt erschöpft inne. Man hörte nur das leise Weinen der Kinder. Da gewahrte Frau Cornelia ihre alte treue Dienerin am Fuße des Bettes: „Trientje Dronk, ich danke Dir! Du warst rechtschaffen und treu, mein Mann wird Dich nicht verlassen, um meinetwillen. — Kommt noch einmal, Kinder! — Dieser Kuß ist für den Vater! — Grüßt ihn!" — Sie schloß das Auge.

Der Doktor entfernte die Kinder samt der Magd. Der Geistliche, der kurz zuvor wieder eingetreten war, legte die Hand auf ihr Haupt.

„Ich danke Euch, ehrwürdiger Herr!“ sagte sie schwach. „Ihr habt mich getröstet. Wie gern schiede ich, wenn ich nur meinen Mann ... es soll nicht sein.“

„Frau Cornelia!“ sagte der Geistliche sanft. „Vielleicht könnte es doch geschehen! Auf der Reede sind viele Schiffe im Ansegeln begriffen, die von unsern Lootsen hereingeholt werden. Könnte nicht das Eures Mannes darunter sein?“

Cornelia richtete sich fragend auf.

„Ihr müßt ruhig sein, ganz ruhig! Ich sagte nur, es könnte! Ich habe einen Boten abgesendet, der uns Nachricht geben wird.“

„Ach mein Gott! Noch diese Gnade!“

Der Geistliche ging; er öffnete die Thür, that, als ob er mit jemandem draußen spreche und kehrte dann zurück zum Krankenbett.

„Der Bote ist wieder gekommen, Frau Cornelia. Es ist, wie ich vermutete. Das Schiff ist da; Michael de Ruyter wird unverzüglich hierher kommen. Seid Ihr, mit Gott, bereit, ihn zu empfangen?“

„Ich bin bereit!“

„So blickt auf! Er ist da!“

Michael trat ein, bleich, zitternd; Thränen auf den Wangen. Die Gatten blieben allein. Nach einer Stunde verließ Michael die Stube.

„Sie ist tot!“ sagte er zu dem Prediger, der ihm entgegentrat, er ging mechanisch weiter und sah die Kinder nicht, die ihn umringten.

Vierzehn Tage nach diesem harten Schlage schwamm Michael wieder auf hoher See. Mit seinem Weibe

hatte er seine Jugend, seinen sprudelnden Frohsinn begraben; wenn ihn der Humor auch nicht ganz verließ und gelegentlich noch durchbrach, die überwallende Lustigkeit war verschwunden. Michael war fortan ein ernster, bedächtiger Mann. Mit Umsicht und Verstand leitete er die Fahrt und die Geschäfte; aber seine Seele war bei der Toten.

V.

Krieg!

(1652.)

In dem großen Saale des Schlosses zum Gravenhaage waren die General-Staaten in einer stürmischen Debatte versammelt. Die talentvollsten Redner hatten nach einander das Wort ergriffen und die Gemüter auf das Aeußerste erregt. Bald konnte der Einzelne sich nicht mehr vernehmbar machen, der Nachbar stritt mit dem Nachbar, es bildeten sich Parteien; einzelne Gruppen nahmen drohende Stellungen an; die Erbitterung stieg.

„Hier wird nichts Unrechtes verlangt!" rief Johannes van Geldern. „General Cromwell bietet uns freundlich die Hand; er will eine Erneuerung des Traktates von 1495, und d e vereinigten Provinzen können nichts Unklügeres thun, als wenn sie diesem Anerbieten nicht Gehör schenken!"

„Wir wollen nichts mit diesen Engländern zu schaffen haben!" schrie Abraham Werkenthin von Dortrecht. „Weg mit diesen hündischen Puritanern, diesen Rundköpfen mit dem Worte Gottes auf den Lippen und dem Teufel im Herzen! In die Hölle mit ihrem Lord Protektor, diesem Königsmörder, diesem Dieb!"

„Hört ihn, Brabanter!“ rief Lorenz Berghem. „Hört ihn genau. Ihr merkt's wohl, daß dieser offene Haß gegen England nichts ist als eine versteckte Aufforderung zum neuen Anschluß an Frankreich, der jetzt ebenso verderblich sein würde, als früher.“

„Wer wagt's, mir das zu sagen!“ entgegnete der Deputierte von Dortrecht. „Wer sagt's, daß wir ein Bündnis mit Frankreich wollen? Sind unsere Provinzen nicht stark genug, um auf eigenen Füßen zu stehen? Ich schleudere die Beleidigung auf Euer Haupt zurück und bin bereit, meine Ehre mit meinem Degen zu verteidigen!“

„Wir alle!“ schrieen die Anhänger des kühnen Werkenthin und scharten sich um den Freund, während die Genossen des Lorenz Berghem sich um diesen drängten und ihn aufforderten, die empfangene Beleidigung zu rächen.

Mitten unter diesen streitenden Parteien stand kalt und unerschüttert der greise Mindert de Vrijs. Er wehrte die zahlreich ihn umdrängenden Freunde von sich ab und sagte mit großer Ruhe: „Ihr seid auf dem Punkte, Euch selbst zugrunde zu richten. Ich will keine Parteien, ich will einen gemeinsamen Willen, und dessen Ziel muß das Wohl unseres Landes sein. Wie soll Frieden bestehen im Lande, wenn seine Abgeordneten, die Träger seines Willens, uneins sind in Worten und Werken? Geht und sucht diese erhitzten Gemüter zu beruhigen. Schon ist die Botschaft abgegangen, welche die englischen Gesandten noch einmal hier einführen soll, um unsern endlichen Beschluß zu vernehmen! Geht,

meine Freunde, und versucht, was Euer Ansehen, Euer Eifer vermag."

Die Freunde des Mindert de Vrijs zerstreuten sich nach allen Seiten, und es gelang ihren redlichen Bemühungen, die Ruhe notdürftig herzustellen und einem Redner Gehör zu verschaffen, der mit glänzender Beredsamkeit darthat, wie das Heil der vereinigten Provinzen nur in einem Bündnisse mit England zu suchen sei. Er fürchtete nicht, wie manche thaten, daß dieser Traktat zum Nachteil des jungen, noch minderjährigen Prinzen von Oranien gereichen könne, und bot alle Mittel auf, die Hörer für sich zu gewinnen. Aber die Furcht vor Englands Anmaßung war zu groß, der im Stillen genährte Haß gegen diese Republik loderte in hellen Flammen auf, und lautes Geschrei übertäubte die Worte des Redners.

„Wir wollen kein Bündnis mit den Puritanern! Wir verachten sie und ihre Kopfhängerei!"

„Führt ihre Gesandten ein und werft ihnen ihren Vertrag vor die Füße!"

„Weg mit diesen Mantelträgern! In den Abgrund des Meeres mit dem britischen Königsmörder und seinem Anhange!"

Diese Stimmung der Volks-Deputierten hatte sich den Bürgern und dem Landvolke, welches scharenweise in die Stadt gekommen war und den Palast der Deputierten umlagert hielt, mitgeteilt. Als der englische Gesandte seine Wohnung verließ, ward er mit Zischen und Hohngelächter empfangen. Ein Haufe berittener Büchsenspanner geleitete ihn, und ihr Führer sagte zu

dem Gesandten: „Eure Herrlichkeit fürchte sich nicht; wir schützen Euch, wie es uns geboten ist!“

Oberst Howe sah ihn stolz an und entgegnet kalt: „England ist ein Fels im Meere! Wie auch die Wellen toben, sie netzen doch kaum seinen Fuß.“

Als der Gesandte durch das Portal des Schlosses geschritten war, wuchs die Erregung der Menge.

„Habt Ihr's gesehen?“ rief ein vierschrötiger Schmiedeknecht. „Excellenz, Mylord Pudding ist hinein. Nun werden sie das Eisen schmieden, solange es warm ist.“

„Der Kerl weiß nichts, als von seinem Hammer und seinem Glüheisen zu sprechen“, sagte sein Nachbar.

„Diese Herren schlagen nicht so massiv drauf los! Die sind gewohnt, ihre Angelegenheiten feiner einzufädeln!“

„Still, Schneiderseele!“ unterbrach ihn ein dritter. „Wir haben wichtigere Dinge zu besprechen. Hört! Unsere Edelmögenden Herren haben vor, uns an England zu verkaufen; das dulden wir nicht!“

„Wir dulden es nicht!“ rief die Menge.

„So recht! Hört Ihr die Glocke? Jetzt beginnt der hohe Rat drinnen. Frisch, Ihr Männer, gebt ihnen einmal deutlich zu verstehen, was unsere Meinung ist.“

Die rohen Haufen erhoben ein lautes Gebrüll: „Nieder mit den Engländern! An den Galgen mit den Rundköpfen!“

„So ist's recht!“ entgegnete der Aufwiegler und neigte sein Ohr zu einem kleinen verschmitzten Kerl in der Tracht eines Advokaten-Schreibers: „Wie steht's?“

„Alles gut!“ flüsterte jener. „Marquis Chateau-

neuf hat wieder hundert Louis gegeben. Die Kerle sind wie toll. Wenn die Gesandten herauskommen, fliegt ihnen ein Steinhagel entgegen; von ihrer Wohnung bleibt kein Stein auf dem andern. Gott befohlen!"

Der Schreiber verschwand, und der Aufwiegler schrie: „Nieder mit England! Es lebe Oranien!"

„Warum laßt Ihr nun Oranien leben?" fragte der Anführer eines Haufens verwundert.

„Was geht's Dich an? Du wirst bezahlt, also thue Deine Schuldigkeit! Schreie: Vivat Oranien!"

„Vivat Oranien!" brüllte der Haufe und zog vorüber.

Die Gesandten erschienen auf der Schwelle des Palastes, geleitet von einer Deputation der General-Staaten und empfangen von den Bewaffneten. Sie bestiegen ihre Pferde und ritten langsam durch die drohende Volksmenge. Anfangs vernahm man nur dumpfes Gemurmel, wie das Meer bei dem Nahen des Sturmes aufzurauschen pflegt, aber die Wetterwolke war bereit, sich zu entladen.

Ein Diener des Palastes flog die Freitreppe hinab und mischte sich unter das Volk, bevor die Gesandten sich in Bewegung setzten. „Sie sind abgewiesen!" rief er, „völlig abgewiesen! Der englische Vertrag ist zerrissen! Es giebt Krieg!"

Wie ein Blitz flog diese Nachricht durch die Menge; sie wurde mit maßlosem Jubel begrüßt. Schreien, Zischen, Pfeifen ertönt, die Volkswut kennt keine Grenzen mehr; Knüttel und Aexte werden geschwungen, Steine fliegen durch die Luft; die Bewaffneten vermögen kaum die Gesandten vor thätlicher Mißhandlung zu schützen.

Als sich der Zug der Wohnung derselben nähert, ist die Zerstörung im vollen Gange. Die Thüren sind erbrochen, die Fenster zerschlagen, das Dach wird abgedeckt. Hausgerät, Papiere, Kleider fliegen auf die Straße, und ein treuer Diener seines Herrn, der sich voll blinden Eifers dem Vandalismus widersetzen will, wird von dem Pöbel zerrissen. Da wandte sich Oberst Howe zu dem ihn begleitenden Hauptmann und sagte: „Führt mich sogleich zum Strande, wo die Schiffe unserer harren; nicht länger weile ich in einem Lande, wo das Völkerrecht in solcher Weise mit Füßen getreten wird. Euren Deputierten aber sagt als letztes Wort von mir: Es wird ein Tag kommen, wo sie uns um das bitten werden, was sie heute verworfen haben."

Allmälig verstummen die Leidenschaften, die besonnene Vernunft gewinnt die Oberhand. Man fühlt, daß durch den Bruch mit England Vorteile geopfert sind, die von anderer Seite nicht wieder geboten werden. Vorwürfe und Reibungen entstehen, bis endlich der gemeinsame, durch die Notwendigkeit hervorgerufene Beschluß gefaßt wird, unter der Hand die Wiederaufnahme der Unterhandlungen zu vermitteln. Die General-Staaten, diesmal vollkommen einig, wählen einige gewandte Unterhändler und entsenden sie nach London. Im Palast zu Whitehall werden sie empfangen. Man hört sie ruhig an, verspricht, ihre Vorschläge in Erwägung zu ziehen, und legt ihnen nach einiger Zeit die Bedingungen vor, unter welchen man geneigt ist, einen neuen Handelsvertrag abzuschließen. Kaum haben die Gesandten diese Bedingungen vernommen, als sie sich an Bord ihrer Schiffe begeben und der englischen Küste den Rücken kehren.

Die Gesandten sind mit Ungeduld zurück erwartet worden; als sie endlich landen, empfängt man sie in geheimer Sitzung.

„Nun, edle Herren!" sprach hastig der ehrwürdige Mindert de Vrijs, wie lautet die Botschaft, die Ihr uns von dem Mylord Protektor und seinem Parlamente bringt? Euren Mienen nach zu urteilen, habt Ihr uns nichts besonders Günstiges zu verkünden."

„Und warum nicht?" lachte höhnisch Alerts Dolk, welcher der niederländischen Gesandtschaft zugeteilt gewesen war. „England ist gar nicht so abgeneigt, als Ihr denkt, die abgebrochenen Unterhandlungen wieder aufzunehmen. Ein Wort von Euch, und der Friedens- und Freundschafts-Traktat wird errichtet. Der großmütige Brite verlangt zu den früheren Zugeständnissen nur noch dreierlei; bewilligt das und alles ist in Ordnung."

Und wie lauten diese neuen Bedingungen?" fragte Mindert de Vrijs.

Alerts Dolk entfaltete ein Pergament und sagte: „Gebt Acht, Edelmögende Herren. Der fromme Lord Protektor diktierte diese Bedingungen zwischen Fasten und Beten. Ihr müßt sie darum mit wahrhafter Andacht empfangen."

„Zusatzartikel I: Als bedingt sich England „in der Nordsee, sowohl an seines eigenen Landes „Küsten, als auch denen der Küste Hollands, aus„schließlich das Recht der Fischerei, namentlich derer „der Heringe, und soll keinerlei holländisch Fischer„boot unter keinerlei Prätext seine Netze in die See „senken von der Mündung des Kanals bis zur

„Mündung der Elbe, es sei denn, dasselbe wäre von „englischer Seite dazu eigens privilegiert worden.“

„Unmöglich!“ rief Mindert de Vrijs, und ein dumpfes Gemurmel lief durch die Reihen der General-Staaten.

„Ist's Euch zu viel, werte Herren?“ fragte Alerts Dolk. „Habt nur Geduld, es kommt noch besser.“

„Zusatzartikel II: Wenn es sich begäbe, daß „holländische Schiffe, seien es Kauffahrer oder Staat-„schiffe, einem englischen Kriegsschiffe zur See be-„gegneten oder ihm vorbeiliefen, so sollen die hol-„ländischen Schiffe gehalten sein, ihre Flagge und „ihren Wimpel, sowie auch ihre Bramsegel und „Klüver zu streichen, zum Zeichen eines Ehrengrußes, „ohne daß die englischen Schiffe genöthigt wären, „einen solchen Gruß zu erwidern, und wenn dies „von Seiten eines englischen Staatsschiffes geschähe „wäre es nur der gute Wille des Kommandierenden.“

„Hölle und Teufel!“ rief Egmont van dem Bosche und schlug gegen das klirrende Schwert. „Ist diese Schmachbotschaft zu Ende?“

„Geduld, werter Herr!“ sagte der Gesandte. „Noch eine kleine Nuß will ich Euch zu knacken geben. Wünsche, daß Euer Edelmögenden sich nicht die Zähne daran ausbeißen. Gebt wohl Acht.“

„Zusatzartikel III: Sollte schließlich es sich „begeben, daß ein englisches Kriegsschiff einem hol-„ländischen Kauffahrer begegnete, in welchen Meeren „und in welchen Breitengraden dies auch immer „geschähe, so soll der Befehlshaber sothanen englischen „Schiffes das Recht haben, sich an Bord des Kauf-

„fahrers zu begeben, um nachzusuchen, ob die Papiere „in Ordnung und ob die Schiffe keine Waaren führen, „die ihnen nach dem geschlossenen Vertrage nicht zu „führen gestattet sind, oder endlich, ob sie sich mit „Dingen befassen, welche England Nachtheil und „Schaden bringen können. Ingleichen, es den eng= „lischen Kriegsschiffen zu gestatten, an Bord der „holländischen Kriegsschiffe sich zu begeben und nach= „zusehen, ob Alles am Bord so eingerichtet sei, wie „es von Seiten des Verbündeten erwartet werden „dürfe. Dies Alles unter der Klausel, daß Holland „auf eine gleiche Vergünstigung nicht rechnen darf."

Eine tiefe Stille herrschte nach diesem Vortrage in der Versammlung, aber es war die unheilvolle Stille, die dem ausbrechenden Sturme vorhergeht. Ein Schrei des Unwillens entfuhr der gepreßten Brust, und jedes Wort vernichtete einen Engländer.

Da sprang der leicht erregte und leicht gerüstete Deputierte von Dortrecht auf und rief mit Donner= stimme: „Krieg! Krieg mit England! Es hat unsere Flagge beschimpft! Sie ist mit Füßen getreten, in Kot gewälzt! Mit ihrem Blute muß sie rein gewaschen werden! Krieg! Krieg mit England!"

„Krieg! Krieg!" schrien die Aufgeregteren.

„Bedenkt, edle Herren!" entgegnete besonnen Min= dert de Vrijs. „Wir sind auf einen augenblicklichen Krieg nicht vorbereitet. Es fehlt an Schiffen und an Matrosen. Wenn wir unsere Absicht kundgeben ehe unsere Flotte fertig ist, in See zu gehen und England gegenüber eine ehrfurchtgebietende Stellung einzunehmen, sind wir tausend Wechselfällen preisgegeben, die nur

einen traurigen Ausgang für uns haben können. Mäßigung, edle Herren, Besonnenheit!"

„Besonnenheit, wenn man uns mißhandelt?" rief leidenschaftlich Abraham Werkenthin. „Mäßigung, wenn man unsere heilige Flagge, unser Palladium, mit Füßen tritt. Nur die ärgste Furcht kann solchen traurigen Rat erteilen."

Mindert de Vrijs erhob sich abermals. Ein verachtender Blick strafte den übermütigen Deputierten. „Niederländer!" sprach der Greis, sich hoch emporrichtend. „Ich habe Eure Schlachten gekämpft zu Lande und auf dem Meere; wie auch die Kriegsfurie tobte, dieser Arm ward nicht müde im Kampfe. Dieses Haupt ist ergraut in Sorgen um das Land. Wer auf Erden darf es wagen, mich des Verrats und der Feigheit zu beschuldigen?"

„Keiner! Keiner!" riefen viele durcheinander. „Ihr seid ein Ehrenmann! Hoch Mindert de Vrijs! Hoch! Redet! Redet!"

Der Greis wollte dieser Aufforderung genügen und erhob seine gewaltige Stimme. Aber er versuchte umsonst, sich vernehmbar zu machen. Der Ruf nach Krieg übertönte jedes besonnene Wort; die Deputierten waren nur von dem einzigen Wunsche beseelt, ihre Flagge von dem ihr widerfahrenen Schimpf zu reinigen.

Die Abstimmung wurde unter der lebhaftesten Aufregung begonnen und vollendet. Keiner zweifelte, was das Resultat sein würde. Krieg war die Losung und das fast gemeinsame Votum wurde mit lautem Jubelgeschrei begrüßt.

VI.

Herperts van Tromp.

(1652.)

Eine stattliche Flotte von achtzehn Segeln lag vor dem Texel segelfertig vor Anker. Am Bord des Dreimasters „Rose" wehte die Flagge des Kommandierenden. Die General=Staaten hatten dem Admiral Martin Herperts van Tromp den Oberbefehl über dieselbe anvertraut, und ungeduldig harrte dieser des Befehls zur Abfahrt. Hastig ging er auf dem Hinterdeck auf und ab, in seiner gewohnten Weise einzelne Worte ausstoßend, die an die nahe stehenden Offiziere gerichtet waren: „Noch nichts! — Zeit verstreicht! — Mut verdampft! — Schlafen im Haag! — Pfui!"

Ein Offizier trat ehrerbietig heran: „Entschuldigt, Herr Admiral, soeben erscheint das blaue Signal auf dem Admiralitäts=Turm, das bedeutet . . ."

„Weiß schon! — Endlich! — Alles klar, die Staatsschaluppe zu empfangen! — Wenn ich diese Engländer! — Hier liegen! Pfui!

Er ging in seine Kajüte. Bald darauf erschien eine Schaluppe der Admiralität, und in derselben Mynheer Albertus Schout, als Abgeordneter der

General-Staaten. Er wurde von den Offizieren mit Ehrerbietung empfangen und in die Kajüte des Admirals geführt. Van Tromp ging dem Gesandten hastig entgegen:

„Lange warten! — Zeit verfliegt! Unsere Kauffahrer leiden Not! — Jetzt?“

„Herr Admiral! Die General-Staaten dürfen in einer so wichtigen Angelegenheit nicht leichtsinnig handeln; es steht zu viel auf dem Spiel, um nicht alles genau zu überlegen“.

„Zeit genug gehabt!“

„Für Eure Ungeduld vielleicht zu viel,“ antwortete der Deputierte. „Ich bringe Euch die Erlaubnis zum Ankerlichten, zugleich aber auch den gemessenen Befehl, jede mögliche Vorsicht zu gebrauchen. Der Krieg ist ein entsetzliches Unglück, und nur im Falle der höchsten Not sollt Ihr offene Feindschaft beginnen. Hört Ihr es wohl, Herr Admiral?“

„Höre! Höre! Klug ersonnen! Hol's der Teufel! England wird noch unsere Flagge anspeien.“

„Wenn es so weit kommt, Herr Admiral, werdet Ihr wissen, die Ehre der Provinzen wahrzunehmen. Aber Ihr dürft nicht ohne dringende Ursache Menschen und Schiffe opfern. Seid nicht ungestüm bei dem ersten Anblick der englischen Flagge! Handelt klug und besonnen! Gott mit Euch!“

Der Gesandte kehrte nach dem Lande zurück, und gleich darauf ward der Befehl zum Lichten der Anker gegeben. Mit dem Untergange der Sonne war die Flotte im Schatten der Dämmerung auf hoher See verschwunden.

Am Morgen des 28. Mai segelte die holländische Flotte vor einer leichten Brise dahin. Die Stunde des Deckwaschens war eben vorüber, als am Bord des voraufsegelnden Admiralschiffes der Vortoppmann, der den Utkiek hatte, dem wachthabenden Offizier die Nachricht brachte, daß man in zwei Meilen Entfernung ein starkes Geschwader erblickte. Der Offizier fand diese Mitteilung wichtig genug, um dem Admiral hiervon Meldung zu machen, und ging in dessen Kajüte.

„Ist Blake!“ antwortete van Tromp. „Denkt nordwärts herum zu gehen und sich an unsere Heringsschiffe zu machen! Müssen ihn hindern! Schnell! Laßt anluven, was wir können! Bin gleich oben!“

Die nötigen Signale wurden gegeben. Die holländische Flotte braßte so hart auf, als sie vermochte, und segelte fast gleichen Kurs mit dem englischen Geschwader, wobei sie diesem unbemerkt näher kam. Schon sah man den Rumpf der Schiffe aus dem Wasser ragen und unterschied die hellen Stückpforten deutlich von den dunklen Farbengängen, welche sie durchschnitten.

„Habt Ihr gezählt?“ fragte van Tromp die um ihn versammelten Offiziere. „Einundzwanzig Schiffe sinds; darunter stattliche Bursche! Könnten es wohl mit ihnen aufnehmen.“.

„Wenn es Gottes Wille wäre!“ sagte der erste Lieutenant.

„Was? Gottes Wille!“ unterbrach ihn der Admiral. „Sagt vielmehr, der Wille der General-Staaten! Alle Wetter! Hier kreuzen, uns mit diesen Blixums komplimentieren, statt ihnen eins auf den Pelz zu

brennen und ihnen den Uebermut zu brechen. Teufel!" Der Admiral ging hastig auf und nieder. Der Wind frischte ziemlich stark auf, und die Flotten kamen sich mit jedem Augenblick näher. Das geübte Auge der holländischen Seeleute erkannte nun auch, daß die Engländer sich nicht damit begnügten, ihren Kurs zu steuern, sondern unbemerkt vom Winde abfallen ließen, um diese Annäherung zu begünstigen.

„Noch einen viertel Strich schärfer an den Wind!" befahl van Tromp. „Haben nun Sir Robert Blake mit seinem Geschwader vor uns. Spielt eine vornehmere Rolle als wir. Seht Ihr nicht, wie stolz er auf der Gallerie seines Hinterdecks steht? Flagge auf!"

Dem Befehl des Admirals zufolge stieg jetzt am Bord des Admiralschiffes die Staatenflagge auf, und alle anderen Schiffe seiner Flotte folgten diesem Beispiel. Drei Minuten verstrichen, ohne daß am Bord des englischen Geschwaders irgend eine Veränderung vorging.

Van Tromp stampfte ungeduldig mit dem Fuße: „Was? Können sie unsere Flagge nicht sehen? Segelmeister! Liegt das Schiff so, daß man vom Bord des Engländers aus unsere Flagge nicht sehen kann?"

„Mit Verlaub, Herr Admiral," entgegnete der Segelmeister. „Man kann sie nur zu gut sehen, und noch dazu in diesem Augenblicke, wo die Flagge ganz ausweht."

„Admiral Blake scheint sich den Morgenschlaf noch nicht aus den Augen gewischt zu haben!" sagte Tromp höhnisch. „Wollen ihn wecken. Geschützmeister!"

Der Geschützmeister leistete dem Rufe Folge.

„Gebt ihm ein Dutzend Schüsse, Meister! Laßt sie gut knallen, damit sie Se. Herrlichkeit zu erwecken imstande sind. Alles zu Ehren der Flagge Alt-Englands. Diesen Spott ertragen zu müssen! Hole der Teufel die Herren Staaten!“

„Ich soll doch nicht scharf?“ flüsterte der Geschützführer dem ersten Lieutenant zu.

„Um Gotteswillen nicht! Wo denkt Ihr hin?“

„Mich ängstigt's, weil der Befehl des Admirals in dieser Hinsicht nicht ganz deutlich, und da möchte ich lieber . . .“

„Wollt Ihr den Ausbruch eines Krieges verschulden, der gewisses Elend über zwei Länder heraufführt? Eure Schüsse sind Salutschüsse.“

„Wie Ihr denkt! Mir recht!“

„Was ist das für Zögern!“ rief van Tromp, mit dem Fuße stampfend. „Vorwärts! Feuer!“

Der erste Schuß hallte über die See hin; ihm folgten die übrigen, langsam und feierlich wie ein stattlicher Ehrengruß.

„Genug! Genug!“ rief van Tromp. „Hat seinen vollständigen Salut bekommen! — Schimpf, tausendfacher Schimpf für Hollands Flagge! Wollte, die Herren Staaten wären hier und könnten ihn selbst in Empfang nehmen! — Seine Herrlichkeit ist völlig aufgewacht und läuft wie eine Seequappe. Hallo! Achtung Ihr Herren, dort ist was im Werke.“

Die Schiffe gingen in diesem Augenblick unter starkem Segeldruck. Beide Admiralschiffe lagen sich zur Seite, ebenso die übrigen. Die überzähligen Engländer kreuzten längs der stattlichen Front. Auf dem Haupt-

maste des englischen Admiralschiffes flatterte ein Signal, auf dem Verdecke desselben herrschte eine unruhige Bewegung, welche van Tromp nicht entgangen war. Gleich darauf zeigte Sir Robert Blake an seinem Bord die Flagge und den Wimpel; die Stückpforten flogen auf und die Kanonen seines Backbords donnerten über die See hin.

„Endlich!" rief van Tromp. „Ließ sich Zeit ..." Aber der Admiral hielt zusammenfahrend inne. Die Engländer sandten scharfe Schüsse; die Kugeln flogen in das Takelwerk und in den Seitenbord des holländischen Admiralschiffes und richteten furchtbare Verwüstungen an. Zur selben Zeit feuerten auch die übrigen englischen Schiffe, jedes auf seinen Nebenmann, und ein lautes Hurrageschrei erscholl an ihrem Bord vom Deck und aus den Masten.

„Friedensbruch!" schrie van Tromp, bleich vor Zorn. „Feuer! Feuer! Verflucht diese Hunde ohne Treu und Glauben! — Feuer! — Seht nach dem Schaden, den wir genommen, und bessert ihn aus! Feuer!"

Die Engländer sandten eine zweite Lage; die Holländer antworteten zur selben Zeit; die Kugeln flogen zischend an einander vorüber. Die Schlacht war im vollen Gange.

Die beiden Admiralschiffe hielten wacker gegen einander Stand; ihre Befehlshaber verließen die Gallerie keinen Augenblick und leiteten von dort aus das Gefecht. Als sich minutenlang beide Schiffe besonders nahe kamen und ein scharfer Wind den Pulverdampf fortwehte, lüftete der englische Admiral den Hut, um seinen

Gegner zu grüßen; van Tromp aber drehte ihm verächtlich den Rücken und kommandierte Feuer.

Nicht auf der ganzen Linie war das Gefecht gleich. Mehrere holländische Schiffe standen bedeutend im Nachteil; sie waren, wie die anderen, überrumpelt, aber ihre Führer besaßen nicht Geistesgegenwart genug, sich schnell zu fassen. Die Engländer hatten bereits mehrere Male gefeuert, ehe noch an ihrem Bord der erste Schuß fiel.

Mit heftiger Erbitterung wird der Kampf fortgesetzt. Der Pulverdampf ist so stark, daß man kaum von einem Deck nach dem andern sehen kann. Am Bord des „Oranien" entsteht Feuer; er bricht aus der Linie, um sich Zeit zum Löschen zu gönnen. Der Engländer, der ihn in Brand geschossen, hält auf die Lücke ab, um die holländische Linie zu durchbrechen. Aber er hat zwischen der Wasserlinie einige schwere Schüsse bekommen und ist bereits dem Sinken nahe. Auf freiem Wasser angelangt, holt das schwere Schiff über, und die Wellen strömen bereits durch die Kanonenpforten. Es ist bis zum Verdeck im Wasser; die Matrosen und Seesoldaten werfen sich in die Boote, sie stürzen alles lose Spierenwerk vom Verdeck in die See und klammern sich daran fest, um zu ihren befreundeten Schiffen zurückzuschwimmen. Da bricht die Flamme am Bord des „Oranien" heller hervor, sie greift bis zu den höchsten Mastspitzen, ein lauter Knall, ein heiseres, halberstidtes Hurrageschrei, und die letzten noch aus dem Wasser ragenden Stumpfe des sinkenden Engländers werden mit brennenden Trümmern überschüttet.

Am Bord des „Nassau" schweigen die Kanonen, mit ihm zugleich holt die „Schelde" aus der Linie. Langsam bewegen sie sich abseits und suchen freie Fahrt zu gewinnen. Beide Schiffe haben tapfer gefochten, aber die Munition ist verschossen und das Dritteil der Mannschaft dienstunfähig. Das Takelwerk hängt verwirrt durch einander, die Segel sind durchlöchert. Die englischen Reserveschiffe, die von der Kampflinie aus einen Wink empfangen haben, steuern um dieselbe herum und folgen mit scharf angezogenen Schoten den weichenden Holländern.

Vier Stunden währt der Kampf; da schweigen allmälig die Geschütze. Eins nach dem andern ziehen sich die Schiffe zurück, keins wird verfolgt. Die Admiralschiffe bleiben am längsten zusammen, endlich weichen auch sie. Als Sir Robert Blake den Luv nimmt, senkt sich die Flagge Englands einen Fuß tief zum kriegerischen Gruß und steigt dann sogleich wieder. Tromp bemerkt es nicht, oder will es nicht bemerken. Er verharrt in finsterem Schweigen, die Lippen sind fest zusammengekn ffen, sein Gesicht ist totenblaß.

Gegen Abend ist die holländische Flotte beisammen. Von den Engländern ist keine Spur zu sehen; sie sind nordwärts gesteuert, ohne irgendwie gehindert zu sein. Bei der Musterung zählt der Admiral nur fünfzehn Schiffe; der „Oranien" ist verbrannt, der „Nassau" und die „Schelde" sind genommen.

Am Bord der „Rose", wo die Flagge van Tromps frei und lustig weht, erscheint ein Signal, welches die Befehlshaber der verschiedenen Schiffe zu ihm entbietet und bald darauf kommen die Kapitäne an Bord. Der

wachthabende Offizier geleitet sie in die Kajüte, wo ihnen der Admiral mit allen Zeichen der Ungeduld entgegentritt.

„Näher, Ihr Herren! Nehmt Platz! — Willkommen Alle! Der Frieden ist gebrochen! Schmählich gebrochen! Ist er's?"

„Er ist's!" antworten die Männer.

„War es unsere Schuld? Haben wirs gethan?" Antwortet, Niederländer!"

„Nein!" lautet die Antwort der Kapitäne.

„Wir werden einst nach Hause kommen. Die Herren Staaten sind eigensinnig. Darum gilts, daß wir einig bleiben, in Wort und That, furchtlos und treu. Wir werden nur eine Antwort haben, eine nur: Gegenwehr war die Losung! Ihr waret Zeugen der Demütigung, die ich uns auferlegte; des Angriffs auf unsere Flagge! Es ist eine schwere Verantwortung, den Krieg zwischen zwei Völkern zu entzünden, Sünde ists, Kampf zu bieten ohne triftigen Grund. Bin ich dieses Verbrechens schuldig?"

„Nein! Nein! Ihr thatet nur Eure Schuldigkeit!"

„Danke Euch, danke Euch Herren, daß Ihr mir dies Zeugnis gebt. Wollt Ihr das Protokoll unterzeichnen?"

Die Offiziere erklärten sich bereit. Der Schiffsschreiber hatte bereits eine Erklärung an die Herren Staaten aufgesetzt, sie wurde vorgelesen und empfing die Genehmigung der Offiziere. Alle unterzeichneten.

„Ist geschehen! Kehrt nun an Bord zurück. Während der Nacht sucht den erhaltenen Schaden so viel als möglich auszubessern, und wo es nötig be-

funden wird, leistet einander hilfreiche Hand. Wenn dann der Morgen dämmert, frisch nach Norden, wo unsere Fischer mit ihren Netzen nach uns auslugen. Mit Gott, Ihr Herren!"

Die Offiziere verließen das Admiralschiff, und am Bord der Schiffe herrschte laute Bewegung. Alle Segel wurden festgemacht, und vor wenig Tuch am Fockmast trieben die Fahrzeuge nordwärts mit Strom und Wind. Unterdessen stellte man die Takelage her, bestattete die Toten, sorgte für die Verwundeten und versuchte den Schaden auszubessern, den die feindlichen Kanonen in den Breitseiten und den Schanzverkleidungen angerichtet hatten. Die Laternen flogen wie Irrlichter über das Verdeck hin, bald in die Tiefe des Raumes tauchend, bald bis zur Höhe des halben Mastes emporfliegend.

Als beim ersten Strahl des Morgens am Bord der „Rose" das Signal gegeben wurde, daß die Schiffe alle Segel setzen und nordwärts steuern sollten, meldete der Deck-Offizier dem Admiral, daß eine Brigg unter holländischer Flagge im Ansegeln begriffen sei und scharf auf das Admiralschiff abhalte.

„Was für eine Art Schiff ist es?"

„Ein Staatenschiff, Herr Admiral. Der Hochbootsmann, der vor Jahren an Bord der Brigg „Juno" gedient hat, behauptet, es sei keine andere als diese."

Ein zweiter Bote trat ein: „Ein Signal von der Brigg; sie verlangt, daß wir beidrehen und eine Botschaft von ihr entgegen nehmen."

Der Admiral entließ die Offiziere, und das Hauptschiff ging in den Wind. Die Brigg hatte eben-

falls beigelegt, und ein Boot stieß ab, welches durch das ruhige Wasser hastig heranschoß. Nach einiger Zeit trat der diensthabende Offizier wieder in die Kajüte.

„Wir bekommen Besuch. Baron van Heemstede, bisheriger Gesandter der niederländischen Provinzen bei dem Parlamente in London und jetzt durch die General-Staaten abberufen, wünscht Euch zu sprechen. Durch einen Zufall trifft er auf der Rückreise mit uns zusammen."

Van Tromp gebot, den Besuch einzuführen und brummte dann vor sich hin: „Verdammter Schleicher! — Nie mein Freund gewesen! — Mantelträger!"

Der niederländische Gesandte trat ein: „Gott grüße Euch, werter Herr Admiral! Sei der Herr mit Euch auf allen Euren Wegen und nehme Euch in seinen heiligen Schutz. Wer ihm vertraut, ist wohlberaten; ihm leuchtet ein heller Stern in der Finsternis."

„Danke! — Kommt aus England? Sprache der Rundköpfe Euch sehr geläufig."

„Ich verstehe Euch nicht, mein tapferer Admiral", sagte der Gesandte scheinbar unbefangen, aber mit einem stechenden Blick und einem lauernden Zug um den Mund. „Habt Ihr einen Groll auf mich geworfen, weil ich einige Male Eure Ansichten in der Versammlung der General-Staaten bekämpfte, so that ich es in der Ueberzeugung . . ."

„Ueberzeugung! Kostet uns zwei Siege zur See!"

„Gottes Ratschlüsse sind unerforschlich. Unterwerfen wir uns seinem heiligen Willen!"

Der Admiral brach los: „Zum Teufel mit dem Geleier! Weshalb haltet Ihr meine Fahrt auf?"

„Ei, ei, wie ungestüm!“ lächelte höhnisch der Gesandte. „Seid wohl hinter Robert Blake her, um die Ohrfeige von gestern zu rächen? Schwerer Schlag, den die Hand des Herrn unserer Flotte unter Eurer ruhmwürdigen Leitung zufügte.“

„Baron! Das ist ... Pfui!“

„Das ist eine Schickung von oben, meint Ihr? Ganz meine Meinung, wertester Herr. Habe alles bereits von Euren Offizieren erfahren, was die gestrige Angelegenheit betrifft, und werde davon bei meiner Ankunft im Haag die geeignete Anzeige machen. Ich zweifle nicht, daß dieser Unglücksfall Euch die allgemeinste Teilnahme erwecken wird. Aber, was ich denn sagen wollte, Herr van Tromp, da ist mir der Gedanke gekommen, daß es nicht gegen die Gesetze Gottes gehandelt sei, wenn man versuchte, sich zu rächen, alles zur Ehre der Provinzen und unserer Flotte, die eine solche Schmach nicht verdiente.“

„Rächen? Ja, das will ich!“ Der Admiral ging heftig auf und ab. „Aber wie?“

„Ich kann dies nicht entscheiden, mein teurer Herr. Auch habt Ihr ja beim Absegeln vom Texel Eure Instruktionen empfangen, von denen Ihr kein Haar breit abweichen dürft, und werdet recht gut wissen, ob eine solche Genugthuung damit im Einklange steht oder nicht.“

„Hei! Hei! Saubere Instruktionen! Sammetpfötchen zeigen! Keine Courage haben! Keinen Lärm machen! Donnerwetter!“

„Nun, ich dächte, bester Herr Admiral, was den Lärm anbetrifft, so war er so groß, daß man ihn in

Whitehall und im Haag zu gleicher Zeit hören konnte. Hä, hä, hä! Müßt bei einem Scherze nicht ein so grimmiges Gesicht schneiden. Nun, was ich Euch erzählen wollte: Streichen mit unserer Brigg längs den Duyns unter Dover; liegen da dreiundzwanzig Schiffe unter den Befehlen Mylords Georg Ascue. Liegen ruhig und still, denken an nichts weniger, als an einen feindlichen Ueberfall. He? Schade, daß Ihr Eure Instruktionen habt. Müßte einer der Unsrigen hier sein, frei und unabhängig, der würde es diesem Ascue geben und die Scharte auswetzen, die Blake ihm beigebracht. Nun, Herr Admiral, ich habe Eure Fahrt schon zu lange aufgehalten; lebt wohl! Ich will Eurer daheim bestens gedenken. Den Ascue überlaßt nur seinem Schicksal; mag er liegen in den Duyns, gedenkt Ihr Eurer Heringsbüsen."

Baron van Heemstede verließ das Admiralschiff und ließ Herperts van Tromp in der größten Aufregung zurück.

„Dieser Heemstede ist nicht mein Freund, aber er ist ein Niederländer! — Fühlt den Schimpf unserer Flagge, muß ihn fühlen. Wenn ich . . ."

Er versank in Nachdenken: „Muß sein! Werden's mir danken daheim! Holla!"

Der dienstthuende Offizier trat ein. „Kurs nach Dover!" rief ihm van Tromp entgegen. „Signal für die übrigen Schiffe, daß sie uns nachsteuern. Frisch, alle Linnen bei und alle Mann aufs Deck!"

Rasch entfernte sich der Offizier, und gleich darauf schoß die holländische Flotte mit einer Schnelligkeit von sieben Knoten Fahrt durch die aufgeregten Wellen.

Bei dem Einbruche der Nacht trat ihnen der weiße Kreidefelsen von Dover im hellen Glanze des Mondes entgegen.

Am frühen Morgen befand sich ein englisches Fischerboot in der Nähe des Admiralschiffes; van Tromp ließ den Führer desselben an Bord beordern und fragte ihn, ob es wahr sei, daß die Flotte des Admirals Georg Ascue im Schutze der Dünen läge.

„Es ist wahr!“ sprach der Fischer. „Aber seine Lage ist dort nicht die beste, und wenn ich nur wollte, könnte ich Euch einen Weg zeigen . . .“

Des Admirals Augen funkelten: „So! Könntest Du das?“

„Es sind meine Landsleute. Aber was will ich machen? Sie geben mir nichts. Habe starke Familie, und die Zeiten sind schwer. Mylord Protecktor zieht uns so zu sagen das Fell über die Ohren. Wenn sich ein Vertrag abschließen ließe zwischen uns beiden . . .“

Admiral van Tromp stampfte mit dem Fuße: „Gesindel! Judas verriet seinen Herrn um dreißig Silberlinge, der da sein Vaterland um einen Haufen Erbsen.“

Der Fischer zuckte die Achseln: „Hunger thut weh! Sind wir handelseins?“

„Sind's! Ich will Deine Taschen mit Gold füllen, so viel Du willst, sobald Ascues Flotte mein ist.“

„Ich traue Eurem Wort!“ sagte der Fischer. „Laßt uns aber den Kurs ändern, es ist die höchste Zeit.“

Beide gingen nun auf das Verdeck. Der Admiral stellte seinen Offizieren den Fischer als Lotsen vor, dessen Anordnungen man zu respektieren hätte; dann-

befahl er ihnen, den übrigen Schiffen Signale zu geben, damit sie dem Admiralschiffe nachsteuerten und sich zum Gefechte bereit hielten. Der Fischer seinerseits schickte sein Boot fort und begab sich an das Steuer, um den Weg anzudeuten, der von jetzt ab verfolgt werden müsse.

Die holländische Flotte, begünstigt von der Flut und dem leicht auffrischenden Seewind, geriet immer näher unter Land, und ihre Stellung wurde immer mißlicher. Mit großer Geschicklichkeit leitete der Lotse die holländischen Fahrzeuge durch die Sandbänke und Untiefen, bald schäumte die Brandung im Lee, bald hinter dem Spiegel, bald vor dem Buge, aber stets fand sich eine Furt, durch welche sie hinschlüpften. Bald war das Ziel ihrer Wünsche erreicht, unfern von ihnen, im völlig freien Wasser, lag die Flotte Sir Georg Ascues, und zwischen beiden Geschwadern dehnte sich eine lange Düne, über welche die Brandung von allen Seiten hinschlug.

„Wie nun hindurch?“ fragte van Tromp mit einem Anfluge von Verdacht.

„Jetzt nicht!“ entgegnete der Lotse mit vollkommener Ruhe. „Es ist nun Ebbe, aber mit der höchsten Flut steht diese Düne tief unter Wasser, und wir können bequem hinüber.“

Die Holländer mußten sich gedulden. Die Offiziere fühlten bange Zweifel aufsteigen, der Admiral ging schweigend auf und ab.

Unterdessen veränderte sich die Szene ringsumher. Leichte Wolken stiegen auf und flogen vor der Sonne vorüber. Bald war der ganze Himmel in ein dunkles

Grau gehüllt, und Nebel brauten aus den Wellen auf. Ein feuchter Wind wehte, ein feiner Sprühregen schlug den Seeleuten in das Gesicht und machte den Aufenthalt auf dem Verdecke unbehaglich. Möven und andere Seevögel flogen mit lautem Gekreisch landeinwärts, die Brandung rollte donnernd und schäumend über die Düne hin, die, trotz der Versicherung des Lotsen, daß die Flut schon im Steigen sei, noch höher aus der See hervortrat. Die Vorboten des nahen Sturmes mehrten sich, aber die Holländer achteten nicht darauf; sie sahen, wie die Engländer ihre Anker lichteten und unter dem Schutze des Doverfelsens in eine Bucht segelten, welche sie vor jedem Unglücksfall schützte.

„Sie entgehen uns!“ rief van Tromp mit einem stechenden Blick auf den Lotsen.

„Mit nichten!“ entgegnete dieser. „Nur noch eine Stunde, und sie sind unser.“

Noch war die Stunde nicht verstrichen, als der Sturm losbrach und sich mit furchtbarer Gewalt auf die holländische Flotte warf, die ihm nichts entgegenzusetzen hatte. Die Schiffe konnten in diesem Netze von Klippen und Sandbänken ihre Segel nicht führen; ehe sie noch über den Bug nach Süden einige Fahrt gewonnen hatten, mußten sie über Stag nach Norden. Am leichtesten wendeten das Admiralschiff und einige andere leicht gebaute Fahrzeuge. Drei Flütschiffe, die auch zur Flotille gehörten, vermochten sich in diese rasche Bewegung nicht hineinzufinden, sie gerieten fest, und die Brandung schlug von allen Seiten zu ihrem Bord hinauf.

Die größten Anstrengungen wurden gemacht; von den havarielosen Schiffen versuchte man Boote herunterzulassen, um den Bedrängten zu Hilfe zu kommen, aber umsonst; man mußte sie ihrem Schicksal überlassen. Die Luft wurde immer schwärzer, eine schwüle Hitze senkte sich auf die Verdecke; der Donner rollte fast ununterbrochen, die Blitze zischten. Ein glühender Strahl schlug in den Mittelmast des Dreimasters „Utrecht“, der unfern von dem Admiralschiffe lag und das Feuer verbreitete sich mit Windesschnelle nach allen Seiten hin. Umsonst war jeder Versuch, die Glut zu löschen; die Offiziere und Matrosen sprangen in die Boote, und die darin keinen Platz fanden, stürzten sich kopfüber in die See, um die zunächst gelegenen Schiffe wo möglich schwimmend zu erreichen. Jetzt hatte die Verwirrung den höchsten Gipfel erreicht. Das Gewitter hörte auf, die Finsternis mehrte sich, endloser Regen stürzte herab, der Sturm heulte furchtbar und richtete die schrecklichsten Verwüstungen in der Takelage an; Raaen und Stengen stürzten herab, durch breite Lecke strömte das Wasser in den Schiffsraum, es schien, als ob die Stunde der Vernichtung des niederländischen Ruhmes hereingebrochen sei.

„Drei Schiffe in den Grund!“ stieß der Admiral im höchsten Zorn heraus; „der „Utrecht“ in Flammen, keines ohne Havarie! Furcht und Verwirrung überall!“ Sein Auge heftete sich auf den Lotsen, der an der Schanzverkleidung lehnte und ruhig nach dem brennenden Schiffe hinübersah, als ob er hier weder ein Geschäft noch eine Verantwortung habe. Als er die Hand

des Admirals auf seiner Schulter fühlte, wandte er sich gelassen um und fragte: „Was wollt Ihr?“

„Das ist Dein Werk, verdammter Schurke!“

„Des Himmels Werk, Herr“, sagte der Lotse. „Ich vermag nicht den Sturm zu rufen oder den Donner und den Blitz zu regieren. Ich versprach, Euch hierher zu bringen, das habe ich gethan.“

„Und fingst mich! Mich, den van Tromp! Weißt Du das, Du hündischer Verräter?“

„Weiß es!“ sprach der Lotse. „Ihr seid ein berühmter Admiral, ich bin ein armer Fischer. Aber, Herr, ich bin Engländer und liebe mein Vaterland, wie Ihr das Eure! Ihr kommt daher, um unsere Flotte zu schädigen und unser Land zu brandschatzen; Ihr wollt den Ruhm unserer Insel vernichten und Euch zu ihrem Herrn machen. Nun, Herr, diesmal ist's mißlungen. Seht auf den Sturm, seht auf die Brandung! Hier ist kein Entrinnen mehr. Mit diesem Tage stirbt Euer Glanz.“

Der Lotse stand aufrecht da und blickte stolz um sich her. Van Tromp schäumte vor Wut; er riß den Säbel aus der Scheide und rief: „Du stirbst mit ihm!“

„Ich wußte es, als ich an Bord kam. Ich sterbe für England, das mich geboren hat und meine Söhne ernähren wird. Für Euch bin ich ein Feind, ein gemeiner Verräter, ein Hund! Jenseits des Felsens denken sie vielleicht besser von mir! Sterben muß ich, aber nicht von Eurem Degen, noch an Eurer Fockraa! Ich sterbe als ein freier Mann!“

Der Admiral hatte den Lotsen niederstoßen wollen, aber als dieser ihm fest entgegentrat und unerschrocken seines Herzens Meinung aussprach, fühlte van Tromp einige Scheu vor dem Mut des einfachen Mannes, und unwillkürlich senkte sich die Spitze seines Degens. Als der Lotse geendet hatte, sprang er auf die Gallerie, und ehe ihn jemand daran hindern konnte, stürzte er mit dem Rufe: „Hoch England!“ kopfüber in die See.

„Solche Waffen gegen uns! Wie kann man siegen?“ sagte der Admiral gedankenvoll. „Blase nur, Sturm! Fege die Glut aus meinem Gesicht! Verdammt dieser Lotse!“ Er ging in seine Kajüte und blieb allein.

Als es am andern Tage abgewettert hatte, gelang es der holländischen Flotte, in einem traurigen Zustande und mit dem Verlust von fünf Schiffen, sich aus dem gefährlichen Netze der Dünen loszuwickeln und auf die hohe See hinauszusteuern. Die Flotte Georg Ascue's lag friedlich in ihrer Bucht und schickte den Holländern ein höhnendes Hurra nach. Der Wind stand eben heftig in die Bucht hinein und hinderte die Engländer am Auslaufen, sonst hätte wohl kein holländischer Kiel die Kunde von der Schmach der Flagge heimwärts getragen.

Tromp stand allein auf dem Hinterdeck; seine finstere Laune scheuchte alle Offiziere aus seiner Nähe. Die Erinnerungen an die jüngst vergangenen Ereignisse durchkreuzten seine Seele. „Heemstede!“ rief er voll Ingrimm und stampfte mit dem Fuße. „Die Falle war gut!“

Endlich wagte einer der Offiziere, die peinliche Stille zu unterbrechen. Er ging an den Admiral heran und fragte, ob man vielleicht die am wenigsten beschädigten Schiffe nordwärts wenden sollte, um, der ergangenen Ordre gemäß, für die Sicherheit der Fischer zu sorgen. Der Admiral nickte mit dem Kopfe, und der bezeichnete Kurs wurde eingeschlagen. Nach zwei Stunden liefen sie eine Heringsbüse auf, die nach der holländischen Küste zu abhielt. Der Schiffer stellte sich sogleich unter den Schutz seiner Flagge, und an Bord des Admiralschiffes gebracht, sagte er aus, daß der Admiral Blake die gesammte Flotte der Fischer teils genommen, teils zerstört habe, daß kein einziger davongekommen sei, außer ihm, und daß er noch bis zu dieser Stunde nicht wisse, wie es ihm möglich gewesen wäre, zu entrinnen.

„Nach der Maas! Nach der Maas!“ befahl van Tromp, vom Fieber geschüttelt, und begab sich in seine Kajüte. Dem erhaltenen Befehl wurde Folge geleistet, und langsam rückten die Schiffe vor. Es war keines, das nicht irgend eine bedeutende Havarie hatte, und es gewährte einen trostlosen Anblick, als die Flotte in den ersten Tagen des Juni in die Maas einsegelte.

Mehrere Kriegsschiffe lagen umher; sie gaben den üblichen Salut, aber kein Kommandierender kam an Bord eines der Schiffe, die eine so schmähliche Niederlage erlitten hatten; ihr Unglück war ihr Verderben, ihr Urteilsspruch.

VII.

Anna van Geldern.

(Juni 1652.)

In dem Staatszimmer ihres Hauses auf der Heerengracht zu Amsterdam saß Anna van Geldern, die reiche und schöne Witwe des Kapitäns Jan Paulusson, die jüngere Freundin Cornelia Engels, die treue Pflegemutter der Kinder de Ruyters. Um sie her spielten die Kinder des Seemanns, und während ihr Blick voll Zärtlichkeit auf die lieblichen Gestalten fiel, die fast alle das Ebenbild ihrer reizenden Mutter waren, konnte sie einen Seufzer nicht unterdrücken, der sich ihrer Brust entrang und Gefühle zu offenbaren schien, die bisher in der Tiefe ihres Herzens schlummerten.

Da trat de Ruyter ein; ernst, gedankenvoll, auf der Stirn eine Wolke des Trübsinns, die dort heimisch war, seit er dem Totenbette seiner geliebten Cornelia den Rücken gewandt hatte. Teilnehmend ging ihm die Freundin entgegen: „Ihr seid bekümmert, de Ruyter?" — „Die Zeit ist so ernst", entgegnete der Seemann, „daß sich zum Frohsinn keine Veranlassung findet. Habt Ihr nicht von unserer schmählichen Niederlage vernommen? Die unselige Uebereilung van Tromps

kostet uns eine Anzahl unserer besten Schiffe; die General-Staaten sind in der größten Aufregung, nicht minder das Volk; sie verlangen Bestrafung . . ."

„Ist es möglich!"

De Ruyter lächelte bitter: „Vergessen sind alle seine Siege, vergessen die Wunden, die er im Kampfe für die Freiheit der Niederlande empfing; das ist Volksgunst! Er liegt darnieder im verzehrenden Fieber und vermag nicht, sich zu verteidigen. Wenn unser eigenes Bewußtsein nicht wäre, wer möchte noch diesem Volks-Götzen dienen!"

„So habe ich es doch am Ende gut gemacht, als ich Euch das Wort abnahm, fortan den Seedinst aufzugeben und nur Euren Kindern und Euren Freunden zu leben. Ihr habt genug gethan und geschafft; überlaßt es nun anderen, das Unebene wieder auszugleichen."

„Nein, Frau Anna, Ihr seid im Irrtum. Wenn ich auch den Stachel des Undanks empfinde, so kann ich doch nicht gleichgültig sein gegen das Leid, das uns heimsucht. Jetzt thun Männer not, die den Mut und die Kraft haben, den Jammer zu enden und Holland die Genugthuung zu verschaffen, die ihm gebührt. Ich fühle es, daß dieser Mut in mir lebt, daß mir vielleicht das Glück beschieden wäre, die Schmach von unserer Flagge zu nehmen, und muß hier unthätig mich verzehren, weil ich nicht wortbrüchig werden will, und Ihr mir mein Wort nicht zurückgeben wollt."

Anna sprach mit bewegter Stimme: „Hört mich, de Ruyter. Als ich noch ein Kind war, verlor ich bereits meinen Vater; er fiel auf offener See in einem

Kampfe gegen Frankreich; meine Zwillingsbrüder, die den Vater begleiteten, blieben an seiner Seite. Unser Haus war verwaist; die Mutter starb aus Gram. Als mir mein Gatte die Hand zum Ehebunde reichte, war es tiefer Winter; das kommende Frühjahr schmolz die Eisdecke der Maas, er ging in See, und meine Augen haben ihn nie wiedergesehen. Nun erscheint Ihr, der Gatte meiner Jugendfreundin, mir seit lange teuer und wert; Ihr werbt um meine Hand. Darf ich sie Euch reichen? Muß ich nicht zittern, Euch zu verlieren, wenn wir von dem Altar zurücktreten? Ach, mein Freund, dürft Ihr mich schelten, daß ich ängstlich einen Schimmer des Glückes zu erhaschen suche, weil es mich bis heute floh, ob ich gleich mitten im Schoße des Reichtums schwelge und der Gegenstand vielfachen Neides bin?“

Hastig trat ein junger Offizier ein, der zu dem Stabe des Admirals van Tramp gehörte: „Verzeiht, Myvrouw, mein unbescheidenes Eintreten. Ich suche Herrn de Ruyter; Herperts van Tromp verlangt nach ihm. Der arme Admiral ist sehr krank; ich bitte Euch, Herr, geht so bald als möglich zu ihm.“

„Sogleich! Ich komme sogleich!“ rief de Ruyter. Er reichte Anna van Geldern die Hand und sah sie bedeutungsvoll an; sie senkte den Blick zu Boden. Der Vater küßte herzlich seine Kinder und entfernte sich in Begleitung des Offiziers.

Eine Stunde später meldete ein Diener den Deputierten von Vlissingen, Herrn Cornelius Lampsin. Anna entfernte die Kinder und ging dem geehrten Gast des Hauses entgegen.

„Gott grüße Euch, Frau Anna! sprach der Greis. „Ich würde sagen, er schenke Euch einen frohen Tag, wenn ein wahrhafter Niederländer in so bedrängter Zeit an frohe Tage denken dürfte.“

Ihr kommt aus der Sitzung der Herren Staaten, mein väterlicher Freund, und seid gewiß sehr ermüdet?“ fragte Anna besorgt, sich mit liebenswürdiger Geschäftigkeit für ihn bemühend. „Setzt Euch in diesen Sessel und bedient Euch dieser Erfrischungen. Was bekümmert Euer Herz, mein edler Freund? Schüttet Euren Kummer aus; Ihr wißt, ich bin Euch innig ergeben und, wie Ihr, eine treue Freundin unseres gemeinsamen Vaterlandes.“

Cornelius Lampsin blickte sie mit einem trüben Lächeln an: „Und doch handelt Ihr gegen Holland als sein gefährlichster Feind.“

„Ihr scherzt, Vater Lampsin.“

„Keineswegs. Wir sehen uns nach einem Manne um, der in dieser Zeit der Bedrändnis die Ehre unserer Flage wahren soll. Van Tromp hat das öffentliche Vertrauen für diesen Augenblick verscherzt, und außer ihm ist nur einer, der es vermag, uns Rettung zu bringen. Dieser eine ist Michael de Ruyter.“

„O nicht doch, edler Herr! Holland hat viele tapfere Offiziere, alle geschickt genug, Eure Flotte zu führen und den Kampf mit dem Feinde des Landes auf Tod und Leben zu bestehen. Wollt nicht selbst Euren Reichtum so sehr verkennen.“

„Daß ich es Euch nur sage, Frau Anna!“ entgegnete Cornelius Lampsin. Die Herren Staaten sind fast einstimmig der Meinung, daß keinem Seemanne

der Ober-Befehl unserer Flotte besser anvertraut werden könne als ihm, und in der morgenden Sitzung wird dieser Gedanke ins Leben treten. Ich kann Euch sagen, daß das Patent schon unter der Hand ausgefertigt ist und nur der Unterschrift harrt. Besinnt Euch wohl, was Ihr thut. In Eurer Hand liegt viel."

Anna warf sich in die Arme des Greises, der an sie herangetreten war und zutraulich ihre Hand gefaßt hielt: „Was verlangt Ihr von mir?"

„Mut meine Tochter! Der Mann, den Ihr im Herzen tragt, gehört nicht Euch allein: er gehört dem Vaterlande. Ich weiß, Ihr habt von ihm gefordert, der Seefahrt zu entsagen, und wollt ihm nach bestandenem Probejahr Eure Hand reichen. Ihr werdet nicht wollen, daß man ihn für feig halte, oder daß er Euch wortbrüchig werde. Ueberlegt es wohl, meine Tochter, und Ihr werdet gewiß das Rechte wählen."

Er drückte ihre Hand und entfernte sich. Anna van Geldern blieb in tiefer Betrübnis zurück. Sie überließ die Kinder der Sorge ihrer Dienerin und verschloß sich weinend in ihre Kammer. Als de Ruyter am Abend kam, um sie zu besuchen, erfuhr er von ihrem Hausdiener, daß Myvrouw unwohl sei und keinen Gast bei sich empfangen könne.

Die Kommission der General-Staaten, welche mit der Leitung der Marine-Angelegenheiten beauftragt war, hatte sich bereits am andern Morgen früh versammelt und eine endliche Schlußberatung gepflogen. Gegen Mittag wurde die Sitzung geschlossen. Sogleich ver-

breitete sich das Gerücht, die gegen England bestimmte Flotte werde nächstens von dem Texel auslaufen, und zu ihrem Führer sei de Ruyter bestimmt. Dies verbreitete eine freudige Bewegung unter den Seefahrern aller Klassen, denn der ehemalige Seilerjunge von Vlissingen stand in großem Ansehen bei den Offizieren und Matrosen der Flotte, und jeder hielt es für ein Glück, unter seiner ruhmwürdigen Flagge zu kämpfen.

„Laßt uns zu ihm hin!“ riefen einige, und kaum war diese Aufforderung ergangen, als sich mehrere Haufen bildeten, die nach dem Hause des Seemanns zogen und zu seiner Ehre ein dreifaches Hurra erschallen ließen. Er trat unter die Menge, bot ihnen die Hand, und des Hutschwenkens war kein Ende.

„Frisch, de Ruyter! Frisch!“ riefen einige. „Hole uns unsere gestrandeten Schiffe wieder, die der van Tromp in den Duyns hat sitzen lassen.“

„Ja! Macht es wieder gut! Es war eine Schande für van Tromp . . .“

„Halt!“ rief de Ruyter erglühend. „Wer wagts, einen so wackeren Admiral zu schmähen? Kommt Ihr zu mir her, um mich zu beleidigen, indem Ihr einen braven Seemann scheltet? Van Tromp ist ein Ehrenmann! Was auf seinem letzten Zuge vorgefallen ist, müssen wir erst von ihm selbst hören; er aber liegt krank darnieder und kann sich nicht verteidigen. Ists recht, einen wehrlosen Mann zu schelten? Schämt Ihr Euch nicht?“

Die Seeleute schwiegen.

„Giebts einen ruhmwürdigen Tag in der Geschichte unserer Flotte, an welchem er fehlte? Wer siegte bei

Gibraltar? Wer gewann die glänzende Schlacht auf den Godwins? Wer jagte die französische Flotte in die Flucht?"

„Van Tromp! Alles van Tromp!" riefen einige Matrosen.

„Ich habs gleich gesagt!" rief ein Bootsmannsmaat, „sie sollten das ungewaschene Maul halten; sie verstünden von dergleichen nichts und hätten zur See nichts zu thun, als ihre Ration Genever zu trinken und tüchtig zuzuschlagen. Mit Verlaub, Kapitän de Ruyter! Wollt Ihr wohl mit einstimmen? Ein Hurra für Herperts van Tromp! Heda, Ihr alle! Frisch! Hurra!"

Einer kleinen Anzahl von Bürgern, die eine Deputation der General-Staaten geleitete, war es unterdessen nicht ohne Mühe gelungen, sich durch die Masse der Seeleute Bahn zu machen, und die Deputierten standen vor dem Seemann.

„Ei, ei! mein werter Herr!" sagte Cornelius Lampsin scherzhaft drohend. „Was ist dies? Während wir mit allem Eifer für Ordnung und Ruhe sorgen, sammelt Ihr ganze Volkshaufen um Euch und laßt die Straßen sperren, sodaß man kaum zu Euch gelangen kann? Wie wollt Ihr das verantworten?"

„Nun, liebe Herren! Wenn der Michael mit seinen braven Matrosen spricht, steht es um die Niederlande eben nicht schlimmer."

„Weiß es!" entgegnete Lampsin und fuhr mit lauterer Stimme fort: „So recht, Ihr Männer. Es ist ein gutes Zeugnis, wenn die Matrosen zu ihren Offizieren halten. Einer kann ohne den Andern nicht

bestehen. So haltet Ihr es auch mit de Ruyter, und wenn das Vertrauen der Staaten ihn an Eure Spitze stellen sollte ..."

„Habe ich es nicht gesagt?" unterbrach der Bootsmannsmaat den Deputierten. „De Ruyter geht wieder zur See, und wir mit ihm. Hurra!"

Werte Herren! Ihr solltet nicht unbedacht ein Wort hinwerfen", sagte der Seemann, und seine Augen funkelten vor innerer Lust. „Aber Ihr habt mir gewiß eine Botschaft zu melden; erzeigt mir also die Ehre, mein geringes Haus zu betreten; ich folge Euch, sobald ich noch ein Wort zu diesen Männern gesprochen habe."

Die Deputierten traten ein, und de Ruyter wandte sich an die Matrosen: „Beruhigt Euch, Leute, verhaltet Euch still! Noch ist nichts entschieden, gar nichts! Sobald es so weit ist, will ich kommen und es Euch selbst sagen. Seid Ihr damit zufrieden?"

„Wir sinds!"

„So geht an Bord, an Eure Geschäfte! Euren Offizieren ist die Ehre der Flagge heilig, daran glaubt, wie an Euer Evangelium, und wenn die rechte Stunde gekommen ist, schlagt zu in Gottes Namen! Morgen früh um zehn Uhr auf Allhusens Werft sollt Ihr hören, was geschehen ist!"

Er entfernte sich, und die Seeleute gingen mit lautem Hurra, mit Gesang und Geschrei nach allen Richtungen hin aus einander.

Der Seemann wurde von den Deputierten mit unverstellter Herzlichkeit empfangen und ihm verkündet, daß er gemeinsam erwählt worden sei, um, mit dem

Charakter eines Kommandeurs bekleidet, die Flotte zu befehligen, welche gegen England entsendet werden solle. Schon sei das Patent unterm großen Siegel ausgefertigt, und man wolle nur noch aus seinem Munde die Einwilligung vernehmen, um es ihm unverweilt zu überreichen.

Lampsin schloß den Freund in die Arme: „So sehe ich Euch nun auf dem Platz, Michael, auf welchem Euch zu sehen ich schon lange getrachtet habe. Als alleiniger Befehlshaber einer Flotte werdet Ihr unsere kühnsten Wünsche erfüllen. Seht nicht hinter Euch, seht vorwärts! Denkt Eurer Jugend und des Turmes von Vlissingen.“

„Ich denke daran“, sprach de Ruyter. „Wenn ich Euch sagen könnte, was jetzt in mir vorgeht: Aber es wäre ein eitles Beginnen! Wie sehne ich mich hinaus, um mich mit diesen wortbrüchigen Engländern zu messen. Und doch, wenn ich es erwäge, muß ich Bedenken tragen, darf mich noch nicht entscheiden . . .“

„Was sagt Ihr?“ fragte Cornelius ernst.

„Ihr wißt es ja! Ich gab ihr mein Wort.“

„Das will ich nicht gehört haben“, sagte der Deputierte zurücktretend. „Ihr habt unsere Botschaft vernommen, Ihr werdet das Zutrauen des ganzen Landes nicht gering achten und die Person, die wir erwählt, Euch das Patent zu überreichen, nicht zurückweisen.“

Die Thür öffnete sich, und Anna van Geldern trat im vollen Schmuck ein. De Ruyter traute seinen Augen kaum, als sie erschien, glänzend schön mit lebhaft geröteten Wangen und einem verschämten Lächeln auf

den Lippen. Sie trat zu dem Freunde und reichte ihm die Hand:

„Michael de Ruyter! Ich gebe Euch Euer Wort zurück!“

„Wie? Ist es möglich?“

„Ich war eine Thörin, als ich es von Euch verlangte. Ich wähnte, Ihr wäret ausschließlich der Meinige; Ihr gehört dem Vaterlande. Hier, mein Freund, nehmt das Papier; es ist das Ehrengeschenk Eures Vaterlandes.“

De Ruyter empfing das Patent: „Ich nehme es mit einem Gefühl der Freude, aber auch der Wehmut. Ich gewinne an Ruhm, aber Euch verliere ich vielleicht.“

„Nein! nein!“ rief Anna lebhaft. Sie schaute um sich her. Cornelius Lampsin hatte sich mit den Uebrigen in der Stille entfernt. „Wir sind allein! Hier ist meine Hand, ich bin bereit, zu jeder Stunde mit Euch vor den Altar zu treten.“

„Sei es denn, wenn ich siegreich aus der Schlacht wiederkehre; dann reicht Ihr mir den schönsten Lohn.“

„Denkt nicht falsch von mir“, sprach Anna van Geldern mit leisem Zagen, „wenn ich unsere Vereinigung fordere, ehe Ihr in den Kampf geht. Es werden Siegesbotschaften kommen, dann muß ich den Leuten sagen können, daß ich ein Recht habe, stolz auf Euch zu sein; es kann ein Unglück über Euch verhängt werden, eine feindliche Kugel kann Euch treffen, dann soll eine liebende Gattin um Euch weinen. Seid Ihr mit mir einverstanden?“

„Ich bin glücklich über alles Maß. Die Leere in meinem Herzen ist ausgefüllt; ich habe ein treues Weib, meine Kinder haben eine liebende Mutter.“

„Geleitet mich nun nach Hause, mein Freund! Dort habe ich unsere Angehörigen versammelt, um Zeugen unseres Verlöbnisses zu sein. Dann mag die Hand des Priesters uns vereinigen; Ihr geht an Bord, und dann — o, de Ruyter, macht nicht, daß dieses Haupt noch einmal der Witwenschleier verhüllt."

Sie sank weinend an seine Brust, der Seemann schloß sie fest in seine Arme.

Und hätten in diesem Augenblick die englischen Geschütze gedonnert, er hätte sie nicht vernommen.



VIII.

Der Bote des Parlamentes.

(25. August 1652.)

De Ruyter hatte seinen Kreuzzug im Kanal beendet und die verschiedenen Convoys, welche die holländischen Kauffahrer geleiteten, um sich versammelt. Mit einer Flotte von nur achtundzwanzig mäßig ausgerüsteten Schiffen hatte er einem weit überlegenen Feinde Trotz zu bieten und sechzig Kauffahrer zu schützen, als er am Nachmittag des 25. August auf der Höhe von Plymouth, widriger Winde halber, vor Anker ging. Der Kommandeur selbst stand auf dem Hinterdeck des „Neptun" und leitete das Ankern der Flotte. Der Wind wehte ziemlich scharf aus Nordost, und man

mußte sich mit einem Platze begnügen, der nicht die bedeutendsten Vorteile bot, wenn hier eine Schlacht geliefert werden sollte.

Im Rücken der holländischen Linie erblickte man einige Kreuzer; der Signalmeister berichtete das Ansegeln des Ostindienfahrers „Strauß“ unter dem Kommando des Friesen Douwe Aukes, der acht Kauffahrer geleitete und sich bestrebte, die Hauptflotte noch vor Einbruch der Nacht zu erreichen; zu gleicher Zeit gewahrte man in weiter Ferne, fast verhüllt von den Schatten des hereindämmernden Abends, die englische Flotte, einundvierzig Segel stark, die unter dem Befehle Sir Georg Ascue's mit vollen Toppsegeln heranschoß. Eine Stunde später lagen beide Flotten eine doppelte Schußweite auseinander. Alles war wohl vorbereitet, um zu jeder Stunde auch einem unvorbereiteten Ereignis zu begegnen; die gemessensten Befehle waren jedem einzelnen Schiffe erteilt worden und nach völlig eingebrochener Dunkelheit begab sich der Kommandeur in seine Kajüte.

Da meldete der wachthabende Offizier das Heransegeln eines Loggers, der Feuersignale mache und an Bord gelassen zu werden begehre. Der Admiral erteilte seine Befehle und bald darauf legte der Logger, der eine englische Flagge führte, seitlängs. Er überbrachte eine Depesche Lord Ascue's. De Ruyter las. Der Inhalt kam ihm unerwartet; er ging einige Augenblicke nachdenkend auf und ab, dann setzte er sich und schrieb eine Antwort, womit der Logger sogleich unter Segel ging.

Der Kommandeur ließ seinen ersten Lieutenant

rufen und sagte: „Das Schreiben war von dem Kommandanten der englischen Flotte; er meldet mir, daß am Bord seines Admiralschiffes ein Bote des Parlamentes anwesend sei, der mit mir zu sprechen wünsche; er bitte daher um freies Geleit. Ich habe es zugesagt. Uebernehmt Ihr die Wache und sorgt dafür, daß der Gesandte höflich empfangen und, was er immer bringe, in gleicher Weise entlassen werde. Sendet auch Botschaft an die am meisten vorgerückten Schiffe, damit sie den Logger zur Nacht ungehindert passieren lassen. Zu gleicher Zeit aber habt ein wachsames Auge, damit wir nicht durch Verrat überrumpelt werden. Wir haben nur eine geringe Anzahl streitbarer Kräfte; der Feind ist uns bedeutend überlegen; aber im ehrlichen Kampfe denke ich ihm doch zu stehen. Mit Gott!"

Um die elfte Stunde legte der Logger zum zweiten Male an das Fallreep des Kommandeur-Schiffes, und zwei Männer stiegen an Bord, die von dem diensthabenden Offizier empfangen und in die Staatskajüte geführt wurden.

De Ruyter empfing seine Gäste mit würdigem Anstande; er bot ihnen Sessel an und kredenzte ihnen einen Becher Wein; dann entließ er seine Offiziere und nahm den Fremden gegenüber Platz, um den Zweck ihres Kommens zu vernehmen.

Der erste war ein großer, schöner Mann, und seine Uniform bekundete, daß er den Rang eines höheren Schiffsoffiziers bekleidete. Der andere war kleiner von Wuchs, sonst aber konnte man sein Aeußeres wenig beurteilen, denn er hatte sich ganz in einen schwarzen Mantel gehüllt. Das Haupt bedeckte ein platter, breit-

krämpiger Filzhut, doch schauten darunter zwei blitzende Augen hervor, die sich fest auf den holländischen Befehlshaber hefteten.

„Da Ihr nicht das Wort nehmt, Ihr Herren", begann de Ruyter nach einer Pause, „so muß ich glauben, Ihr habt kein rechtes Vertrauen zu mir. Ich beteure Euch aber, daß ich Euch freies Geleit ohne allen Vorbehalt gegeben habe, und was auch immer Eure Botschaft sein möge, Ihr werdet ungekränkt entlassen."

Wir setzen durchaus keinen Zweifel in Euer Wort", entgegnete der Mann in der Uniform rasch. „Ich stelle mich Euch vor als Georg Ascue, Vize-Admiral der englischen Flotte, und habe nur das Amt übernommen, diesen Herrn an Bord Eures Schiffes zu geleiten. Meine Pflicht habe ich erfüllt, und Ihr werdet mir erlauben, mich zu Euren Offizieren zu begeben, bis Ihr die Botschaft vernommen habt, die nur an Euch gerichtet ist."

Sir Georg Ascue verbeugte sich mit feinem Anstande und verließ die Kajüte. De Ruyter blieb bei seinem geheimnisvollen Gast zurück.

Der Fremde stand rasch auf und legte den Mantel ab. Er trug ein einfaches ledernes Wams, ohne alle Abzeichen; an seiner Seite hing ein breites Schwert, auf welches er sich stützte. Sein Auge ruhte fest auf de Ruyter.

„Es ist schon spät", sagte dieser, nicht ohne Zeichen der Ungeduld, „und morgen werden wir früh zur Arbeit gerufen; wenn also ..."

„Die morgende Arbeit unterbleibt, wenn Ihr wollt.",

„Wie versteht Ihr das?"

„Wenn wir mit einander unterhandeln, und zu diesem Zwecke bin ich hier, so hoffe ich, wir werden uns verständigen."

„Ist dies vielleicht die unerklärliche Botschaft? In der That, sie ist seltsam genug. Mit welcher Vollmacht kommt Ihr?"

„Mit meiner eigenen."

„Mit Eurer eigenen?" fragte de Ruyter lächelnd. „Ich bezweifle nicht, daß sie bedeutend genug ist; doch habe ich dies erst zu erwägen, wenn ich gehört, was Ihr von mir verlangt.

„Ich will keinen Krieg mit Holland!" sagte der Fremde rasch, „will ihn jetzt nicht. Wäre van Tromps Leichtsinn und Blakes Stolz nicht gewesen, ich hätte die Unterhandlungen in die Länge gezogen."

„Nun ist es aber nicht geschehen, und England hat den Frieden gebrochen!" antwortete der Niederländer mit großer Ruhe. „Was für ein Ausweg bleibt?"

„Ich finde einen", sagte der Fremde mit großer Bestimmtheit; dazu ist es aber nötig, daß die Feindseligkeiten nicht weiter fortgesetzt werden. Hört Ihr, Herr Kommandeur, nicht weiter! Darum lichtet Ihr morgen früh die Anker und segelt mit Euren Kauffahrern, wohin Ihr wollt. Ascue soll Euch nicht behelligen."

„Das ist lustig genug!" sagte de Ruyter. „Aber, mein Herr Abgesandter, wenn Ihr meint, daß wir beiden wirklich befugt sind, im Namen beider Länder Krieg und Frieden zu schließen, so werdet Ihr doch irgend ein Papier, eine Vollmacht besitzen, welches die Bedingungen enthält . . ."

„Bedingungen? Versteht sich! Da nehmt dies!“ Er überreichte dem Kommandeur eine Schrift, welche dieser entfaltete und damit zum Tisch trat. Er las aufmerksam, aber mit jeder Zeile umwölkte sich seine Stirn immer mehr, und kaum an das Ende gelangt, wandte er sich zornglühend um: „Wer darf es wagen, das in meine Hände zu legen?“

„Wie?“ fragte der Gesandte, einen Schritt zurücktretend.

„Was steht darin, als Unsinn, Tollheit!“ rief de Ruyter. „Oder wißt Ihr ein besseres Wort für das Unternehmen, einen Mann von seiner Pflicht abwendig zu machen? Noch einmal, wer schrieb das?“

„Ich!“ entgegnete der Gesandte fest.

„Und Ihr nennt Euch einen Abgesandten des Parlamentes? Wahrhaftig, dieses Dokument ist des Parlamentes würdig.“

„Was, Parlament! Sagte Euch, ich schrieb's! Ich!“

„Und wer seid Ihr?“ fragte de Ruyter dringender.

„Sagt's Euch Euer Geist nicht?“ antwortete der Abgesandte. „Ich schrieb's! Ich! Englands Schwert und Gesetz! — Habt Ihr meinen Antrag erwogen? Rasch! Zögern ist mir unleidlich!“

„Mir auch!“ entgegnete de Ruyter. „Ich glaube Euch zu kennen, Mylord, und bedaure, daß ich Euch nicht die Antwort geben kann, die Ihr vielleicht wünscht. Was Ihr in dieser Schrift den Niederlanden bietet, sind leere Versprechungen, ohne Gehalt und Garantie. Was Ihr mir persönlich bietet...“ Mylord! Wir liegen unter Englands Küste, unter der Küste des Landes, welches das freieste der Erde sich dünkt, und

wo doch alle Gewalt zu den Füßen eines einzelnen liegt. Vielleicht giebt es dort Männer, die geneigt sind, ihre Ehre und ihr Vaterland um eines irdischen Vorteils willen hinzuwerfen; bis in die Niederlande ist diese Sitte noch nicht gedrungen."

„Ihr wagt es?"

„Warum nicht? Ehrlich und gerade heraus. Dies Dokument ist entwürdigend für Euch und mich. Von Eurer Hand aufgezeichnet, müßte es einst der Geschichte anheimfallen, aber die Zukunft braucht diese Schmach nicht zu kennen. Also . . ." Er hielt die Schrift gegen das Licht; sie loderte in Flammen auf.

Der Abgesandte stieß zornig mit seinem Schwert auf den Boden; de Ruyter fuhr fort: „Mit dieser Schrift ist zugleich jede Erinnerung daran aus meinem Gedächtnis verschwunden. Mylord! Ihr kehrt wieder unter den Schutz Eurer Flagge, auf den Boden des Landes zurück, das Euch gehorcht; gedenkt inmitten Eurer Söldner ohne Groll eines Mannes, der unerschüttert auf dem Wege des Rechtes verharrt, aber Eurem Geiste und großen Gaben stets die schuldige Achtung zollen wird."

Der Abgesandte konnte eine innere Bewegung nicht verbergen: „Und diese Empfindung ist stark genug, Euch einem gewissen Untergange entgegen zu führen?

„Unterliegen müßt Ihr bei der Uebermacht, die Euch bedroht."

„Wie Gott will!" sagte de Ruyter ruhig. „Er rufe mich; jeden Tag bin ich zur Rechenschaft bereit."

„So falle! Du fällst als ein Mann!" sagte der Abgesandte. Ich habe wenige Menschen achten gelernt; Du bist einer dieser wenigen."

Er gab das Zeichen zum Aufbruch. De Ruyter zog die Klingel. Der wachthabende Offizier trat mit Sir George Ascue ein; beide blieben an der Thür stehen. Der Abgesandte hüllte sich in seinen Mantel:

„Ascue! Wir gehen! De Ruyter, lebt wohl, Euch bleibt meine Achtung! Wie es auch komme, Ihr habt einen Freund in Whitehall!“

Der diensthabende Offizier geleitete die Fremden auf das Verdeck zurück und beurlaubte sich am Fallreep. Gleich darauf stieß der Logger ab und segelte nach der Richtung, wo die englische Flotte lag.

Der erste Lieutenant begab sich in die Kajüte und berichtete, daß die Fremden das Schiff verlassen hätten. De Ruyter bot ihm die Hand und sagte: „Morgen haben wir einen schweren Tag vor uns. Begebt Euch zur Ruhe und sucht die nötige Stärke zu gewinnen. Morgen, mein Freund, ist unser Ehrentag, wir fallen oder wir siegen.“

„Ich stehe an Eurer Seite!“ entgegnete der Lieutenant. „Verzeiht aber der ernsten Stunde die Frage. Ihr blickt so feierlich. . . .“

„Ich fühle mich leicht und frei! Vor einer Stunde war ich trübe und ernst gestimmt; dieser Besuch hat eine schwere Last von mir genommen! Denkt meiner in Eurem Nachtgebete und befehlt die Eurigen in der Heimat dem Schutze Dessen, ohne Den kein Haar von unserem Haupte fällt. Gute Nacht!“

Der Offizier entfernte sich tief gerührt. De Ruyter kniete mitten in der Kajüte und betete aus voller Seele. Seine Augen feuchteten sich, die gefalteten Hände hatte er erhoben: „Verleihe Du mir Macht

und Stärke! ohne Dich ist alles thöricht Menschenwerk, und nur wo Du mit Deiner Gnade wohnest, ist der rechte Sieg. Bewahre mich vor Uebermut, wenn ich mein Werk gefördert sehe, und richte meine Seele auf, wenn ich der Gewalt unterliege. Alle, mein Herr und Gott, die in diesen Schiffen sich befinden und meinem Schutze anvertraut sind, empfehle ich Deiner Vaterhand. Stehe Du ihnen bei in der schweren Stunde des Kampfes und gieb ihnen die Freudigkeit des Gemütes, deren sie bedürfen. Dies vor allem bitte ich: „Gieb denen, die morgen in der Heimat Witwen und Waisen werden, den Balsam des Trostes, damit sie in ihren Schmerzen nicht unterliegen, und laß Deine Gnade mit dem Geringsten unter uns sein. Vater, in Deine Hände befehle ich meinen Geist!"

Er stand auf, gekräftigt und gestärkt, und ließ sich an den Tisch nieder, wo die Karten aufgerollt waren. Er deutete die St ellung der Flotten an und machte den Schlachtplan. Kein Schlaf kam in seine Augen. Als er Alles genau geprüft hatte, stellte er eine Ordre aus, welche den verschiedenen Kapitänen noch vor der Schlacht mitgeteilt werden sollte. Dann setzte er sich hin, um an Weib und Kind zu schreiben, obschon er über dies Beginnen lächeln mußte, da er keine Möglichkeit sah, dies Schreiben zu befördern. Als er geendet hatte, stützte er den Kopf in die Hand und versank in Gedanken.

Ein Geräusch störte ihn. Der Utkiekmann schlug auf dem Verdeck das zweite Glas der Morgenwache an; ein leichter Schimmer des anbrechenden Tages fiel auf die Kajütenfenster.

„Es ist Zeit, sprach der Kommandeur vor sich hin und ging auf das Verdeck.

IX.

Die Schlacht vor Plymouth.

(26. August 1652.)

Der Morgen des Schlachttages brach an. Der Himmel schimmerte in reinem Blau; die See war glatt wie ein Spiegel, und nur, wenn von Zeit zu Zeit ein leiser Luftzug die Wasserfläche streifte, zeigten sich hier und dort einige Katzenpfoten. Die versuchte Annäherung an die englische Flotte wollte bei dieser Windstille nicht gelingen; de Ruyter mußte sich damit begnügen, jede leichte Brise zu benutzen, um einige Spannen weiter und so allmählich bis auf Schußweite an die Engländer heranzukommen.

Diese lagen still und unbeweglich in dem heimischen Element. Es war eine stolze Reihe von Schiffen, einige vierzig an der Zahl, also den Holländern um ein Bedeutendes überlegen. Auf dem linken sowie auf dem rechten Flügel lag ein Sechzig=Kanonenschiff. Am Bord des „Alfred", eines Fregattschiffes von vierzig Kanonen, hatte der Vice=Admiral Georg Ascue seine Flagge aufgezogen.

Gegen 3 Uhr nachmittags frischte die Brise so stark auf, daß die holländische Flotte, kaum dreißig

Schiffe groß, womit sie noch einige sechzig Kauffahrer beschützen sollte, vorrücken und eine Schlachtstellung einnehmen konnte. Der Kommandeur hatte sie in drei Geschwader geteilt. Im Centrum befand sich das Admiralschiff „Neptunus“ von achtundzwanzig Kanonen, von dessen Gallerie aus de Ruyter den Angriffsplan leitete. Das Geschwader des rechten Flügels befehligte der zweite Kommandeur, Kapitän Joris Pieterson van dem Brooke, am Bord des „Westergo“; auf dem linken Flügel hielt mit dem Dreißig-Kanonenschiff „Rotterdam“ der Schout-by-Nacht, Kapitän Jan Aartsen Verhaaf. Bei jedem dieser Geschwader befanden sich zwei Brander. Die Kauffahrer wurden sorgfältig geprüft; zehn derselben, welche gut bewaffnet waren, stellten sich in die Linie, die übrigen zogen sich zurück, von dem „Erzengel Michael“ und dem Prinzen von Oranien“, zwei leichtbewaffneten Schiffen, geschützt.

Als alles geordnet war, überflog de Ruyter die Linie noch einmal mit prüfendem Blicke und erteilte dann den Schiffen das Signal „Vorwärts!“ Die halbgesenkten Marssegel stiegen in die Höhe, die Schoten der Fock- und Großsegel fielen vor, und mit scharfer Backstagskühlte setzten die holländischen Schiffe auf die englische Linie ein. Jedermann war auf seinem Posten; die Toppgasten im Mars, die Zimmerleute bei ihren Kisten, die Kanoniere auf den Schanzen und im Zwischendeck. Während dieser hastigen Beweglichkeit der holländischen Schiffe herrschte auf der englischen Seite Totenstille, und als de Ruyter mit dem „Neptunus“ die Linie zu durchbrechen suchte, schlug der Wachtmann auf Georg Ascues Schiff das achte Glas-

der Nachmittagswache, als ob es im tiefsten Frieden und im sichersten Hafen läge.

Die beiden Admiralschiffe liegen nun einander gegenüber und begrüßen sich sogleich mit der glatten Lage; zur selben Zeit beginnt das Gefecht auf allen Teilen der Linie. Der Angriff, von beiden Seiten wohl überlegt, wird mit dem größten Eifer durchgeführt, und bald ist alles rings umher in solchen Pulverdampf gehüllt, daß jedes Schiff nur auf das ihm zunächst liegende zu sehen vermag; die obere Leitung hört auf, und jeder Kapitän ist sich selbst überlassen.

Plötzlich frischt der Wind mächtig auf und reißt die starre Wolke auseinander. Ein flüchtiger Blick ist den Niederländern auf die englische Linie gegönnt, und es zeigt sich, daß diese fast überall angegriffen ist. Da segelt der Ostindienfahrer „Strauß“, befehligt von dem tapferen Friesen Douwe Aukes, auf den noch am wenigsten bedrängten Teil der englischen Marine ein.

„Hurra, Jungens!“ ruft Kap tän Aukes, den Hut schwenkend. „Klar die Geschütze! Wir wollen uns ein Paar von diesen schmucken Kerlen als Prisen ausbitten und sie vorher ein wenig mit unseren Kugeln anbohren! Brahmsegel auf!“

Nur mit Widerstreben haben die Matrosen des Ostindienfahrers die Befehle ihres Kapitäns vollzogen. Sie murren bei jeder neuen Ordre und brechen zuletzt in offenen Widerstand aus.

„Nein, wir brauchens nicht!“ rufen einige. „Wir sind im Dienste der ostindischen Kompagnie, und nicht

der Staaten! Was haben wir davon, wenn sie uns Arm und Beine zerschießen?“

„Laß die Holländer für sich selbst sorgen!“ sagt ein zweiter. „Ich bin ein Franzose und kümmere mich den Teufel um ihre Schlachten!“

„Und ich bin ein Russe!“

„Und ich ein Deutscher! Hamburg ist mein Vaterland! Wäre ich in Hamburg!“

„Was giebts da?“ ruft plötzlich eine Donnerstimme, und die Riesengestalt des Friesen-Kapitäns steht zwischen den Meuterern. Er ergreift die ihm zunächst Stehenden und schlägt ihre Köpfe so heftig zusammen, daß sie besinnungslos hinfallen. „Wollt Ihr nicht fechten, Ihr Hunde? Wartet! Ich will Euch die Courage einpumpen! Redet nur ein Wort! Wollt Ihr jetzt, oder nicht?“

Aber von allen Enden des Verdecks, aus den Marsen und vom Zwischendeck herauf, schreit es wie aus einem Munde: „Nein! Nein!“ und die Aufregung wird so allgemein, daß selbst der Mann am Steuer seine Pflicht vergißt und das Schiff in den Wind giert.

Der Kapitän steht einen Augenblick lang starr, und während das Geschrei um ihn her immer heftiger wird, wurzelt sein Auge fest am Boden. Aber plötzlich reißt er sich empor; einen Blick der grenzenlosesten Verachtung wirft er auf die tobenden Matrosen, und nach dem Hinterdeck springend, ruft er: „Wenn Ihr Hunde nicht mit mir fechten wollt, so sollt Ihr mit mir tanzen!“ Er reißt einem Kanonier die brennende Lunte aus der Hand und fliegt dem Eingange der Kajüte zu: „Nun, meine Jungen, wie ists? Habt Ihr

Lust zu einem tüchtigen Sprunge ins Blaue hinein, so sagts, und ich springe mit Euch; sonst aber liegen dort die Engländer! Besinnt Euch schnell, die Pulverkammer ist nicht weit!“

Eine tiefe Stille herrscht auf dem Verdeck.

„Schnell, Leute! Ohne Umstände! Ich bin zur Hand, und die Lunte brennt. Hört Ihr's, wie es drüben donnert? Das ist ein lustiger Totengesang. Gute Nacht!“

Er ist im Begriff, in die Kajüte hinabzusteigen, als der Hochbootsmann aus dem Kreise der Matrosen tritt, die schon lange mit einander flüsterten. „Mit Verlaub, Kapitän! Könnt Ihr uns unsere Dummheit vergeben?“

„Das kann ich, wenn Ihr Euch besonnen habt! Was wollt Ihr denn nun eigentlich?“

„Fechten, Kapitän! Hurra unsere Flagge!

„Hurra!“ ruft Douwe Aukes und schwingt die Lunte um seinen Kopf. „Strafft die Marssegelfalle und holt die Fockschote an. Einen halben Strich anluven am Steuer, da hinein zwischen die beiden Engländer! Hurra! Stramm geht er! Achtet auf die Kanonen!“

Der „Strauß“ rückte rasch vor und schoß zwischen die bezeichneten Fahrzeuge der englischen Linie, die von den Matrosen mit Jubelgeschrei begrüßt wurden.

„Wohlgethan!“ rief der Friese. „Feuer! Werft das große Marssegel back und viert die Klüverschote ab! — Feuer! — Das Schiff steht! — Feuer! Hurra!“

Die Geschütze des Ostindienfahrers donnerten über die See hin, und die Kugeln bohrten sich fest in das

englische Plankenwerk. Die Schüsse waren so wohlgezielt und trafen so sicher, daß schon nach der dritten Lage die Seitenborde der englischen Schiffe klafften und das Wasser von allen Seiten hineinströmte, sodaß ein großer Teil der Leute von den Geschützen und Segeln weggenommen und an die Pumpen kommandiert werden mußte. Aber nur kurze Zeit vermochten sie den Kampf mit dem Elemente zu bestehen; das Wasser stieg immer höher, und beide Schiffe sanken bis zur Deckslast unter, während die Matrosen sich in die Boote oder in die offene See stürzten.

„Hurra!“ rief Douwe Aukes. „Die haben wir besorgt! Jetzt ist freie Fahrt! Haltet die Ruderpinne fest! Steuert Kurs auf das offene Wasser hinaus, damit wir sehen, wo unsere Hilfe sonst not thut! Jungens! Einen Schluck Genever! Was ist besser, fechten oder tanzen?“

„Fechten!“ riefen alle wie aus einem Munde, und der Utkiekmann meldete: „Segler am Bug!“

„Holla! Ahoi!“ rief Douwe Aukes herüber. „Wen haben wir da? Alle Wetter! Das ist de Ruyter! Frisch, Jungens! Hurra!“

„Hurra!“ erscholl es von dem Schiffe des Kommandeurs, und der Friese rief: „Alles wohlauf bei mir! Zwei Engländer habe ich in den Grund geschossen, und die Passage ist frei.“

„Dank für die gute Botschaft!“ antwortete de Ruyter. „Aber noch sind wir nicht am Ende! Dort steuert Lord Ascue; er hat es auf unser Centrum abgesehen und will durch, um unsere Kauffahrer zu schädigen. Nicht umsonst hat er die Brander an sich

gezogen. Ich will ihm diesen Bissen versalzen. Haltet Ihr mit!

„Ich halte!“ rief Douwe Aukes jubelnd. „Mylord Admiral, meine Kanonen sprechen friesisch! Feuer! Ha, ha, ha! Den Besanbaum gerade durchgeschossen und Sr. Herrlichkeit vor die Füße geworfen. Fünf Gulden zahle ich für den Schuß!

Mit vollen Segeln drangen der „Neptunus“ und der „Strauß“ auf das englische Admiralschiff ein; dieses nahm den Kampf an, und bald war wieder alles in dichten Pulverdampf gehüllt.

Während die Schlacht sich im Centrum und zu beiden Seiten desselben zu Gunsten der Niederländer stellte, hatten die äußersten Enden der holländischen Linie weniger Aussicht auf einen glücklichen Erfolg. Die beiden Sechzig-Kanonenschiffe, welche diesen Flügeln englischerseits gegenüber lagen, unternahmen einen heftigen Angriff; das Feuern wurde fast keinen Augenblick unterbrochen, und die Seesoldaten, welche, mit trefflichen Büchsen bewaffnet, im Mars lagen, zielten so gut, daß sie den Holländern manchen tüchtigen Mann wegschossen.

Eine dieser Büchsenkugeln fliegt auf das Hinterdeck des Schout-by-Nacht-Schiffes „Rotterdam“ und reißt den Kapitän Jan Aartsen Verhaaf zu Boden. Ein Schreckensruf hallt über das Verdeck hin; der erste Lieutenant, ein junger Mann von kaum zwanzig Jahren, eilt herbei und wirft sich neben dem Verwundeten auf die Kniee: „Vater! Um Gotteswillen, lieber Vater! Ihr seid verwundet?“

Mit emsiger Sorgfalt beschäftigt sich der Sohn um den Vater, aber niemand achtet unterdessen auf das



Schiff; die Kanonen des „Rotterdam“ schweigen, während die sechzig Kanonen des gegenüberliegenden „Seymour“ ein starkes Feuer eröffnen und das holländische Flügelschiff furchtbar zurichten. Da schlägt der Verwundete die Augen auf und blickt umher. Er überschaut die Lage der Dinge mit einem Blicke; lächelnd drückt er dem Sohne die Hand und flüstert ihm zu: „Ich danke Dir, Jan!“ dann aber spricht er ernst: „Achte auf des Landes Dienst!“

Der Lieutenant umarmte den Vater, dann sprang er auf die Schanze und führte das Kommando weiter, während einige Matrosen den Verwundeten in seine Kajüte trugen. „Rächt meinen Vater, der auch Euch ein Vater war!“ rief der Lieutenant. „Feuer!“

Die Matrosen des „Rotterdam“ gehorchten willig dem jugendlichen Führer. Unerschrocken, nicht achtend den Tod, der ihnen aus den sechzig Feuerschlünden des „Seymour“ entgegenflog, drang ihr Schiff auf diesen ein und lag ihm nahe zur Seite, als der „Oranienbaum“ und der „Friede“ erschienen, um ihn zu entsetzen.

„Hurra! Hurra! erscholl es am Bord des „Strauß“, und „Hurra! Hurra!“ am Bord des „Neptunus“. Das englische Admiralschiff war furchtbar zugerichtet; es zog seine Marssegel auf, ließ sie von dem Winde fassen und jagte zwischen den beiden Holländern mitten durch auf die hohe See hinaus.

„Da läuft er! de Ruyter! da läuft er!“ schrie Douwe Aukes durch sein Sprachrohr hinüber. „O Ihro Herrlichkeit! Lade Euch auf ein Glas Kapwein zu Gast! Ha! Ha! Ha! Mylord Hochmut ist klein

genug, davonzulaufen! De Ruyter! Hier ist gut aufgeräumt! Seht! ein, zwei, drei Engländer hinter ihrem Admiral her! Sie haben ihm etwas zu sagen vergessen und wollens ihm an Bord bringen, ehe die Sonne untergeht! Sollen sie so davon kommen?"

„Ihnen nach, Douwe Aukes!" rief de Ruyter. „Sankt Peter" und „Gelderland" sollen Dir folgen. Gieb wohl Acht, daß Du siehst, wo sie bleiben!"

Douwe Aukes antwortete mit einem lauten Hurra und setzte Kurs auf den Spiegel des englischen Admiralschiffes. De Ruyter ließ vom Winde abfallen, schickte dem Friesen die genannten Schiffe zu Hilfe und hielt nach dem rechten Flügel ab, wo die Kanonade schwächer wurde und die Holländer zu weichen begannen. Ueberall sonst war der Sieg erfochten, keines der englischen Schiffe hielt mehr Stand; die meisten suchten den Hafen von Plymouth zu erreichen, während die übrigen ohne Ueberlegung in den dämmernden Abend hineinsteuerten, um nur aus dem Bereiche der siegreichen holländischen Schiffe zu kommen. Aber auf dem rechten Flügel lag das englische Linienschiff „Centaur" von sechzig Kanonen, dem „Westergo" des Vice-Kommandeurs Joris Pietersen gegenüber und hatte die geringen Mittel desselben fast erschöpft. Schon wurde das Feuer des Niederländers schwächer, und es war die Rede davon, ob man die Flagge streichen oder das Schiff in die Luft sprengen solle, als sich der Kommandeur, der krank darniederlag, von vier Matrosen auf das Verdeck tragen ließ.

„Werdet nicht lässig, Holländer," rief Joris Pietersen, sich mühsam aufrichtend. „Hier bin ich,

mitten unter Euch, bisher war die Krankheit meiner Herr, aber nun habe ich sie besiegt, und sie soll mir nichts anhaben. Hurra, Leute! Noch einmal an die Kanonen! Jetzt muß uns Sieg werden!"

Die Matrosen stürzten sich wieder auf die Schanzen und in das Zwischendeck; die Schlacht begann aufs neue, und während die Geschütze unausgesetzt donnerten, rückte das Schiff selbst dem „Centaur" so nahe, daß dieser sich entschließen mußte, zurückzuweichen, um Raum zum Schlagen zu behalten.

„Tragt mich oben auf das Dach der Hütte!" befahl Joris Pietersen, „damit ich Alles sehen kann, Alles! Da läuft er schon! Gönnt ihm den Raum nicht! Ha, da kommt Entsatz!"

Und auf der andern Seite des Engländers erschien der „Neptunus". Von beiden Seiten angegriffen und eingeschlossen, folgte der „Centaur" dem Beispiel seiner Freunde; seine Masten bedeckten sich von oben bis unten mit Leinwand, und er flog vor dem Winde hin, während der „Neptunus" in sein Kielwasser lenkte.

Auf dem Gesichte Joris Pietersens strahlte ein seliges Lächeln; er sah seine Offiziere um sich versammelt und reichte ihnen die Hand: „Ich sterbe auf dem Meer, dem ich gedient mein Lebelang! Ich sterbe leicht, denn kein Auge weint um mich daheim! Ich sterbe glücklich, mitten im Siege, mitten im Jubel des Kampfes! — Wenn Ihr mich begrabt, legt mir einen schweren Stein zu Fuß und zu Häupten, damit die Wellen mich nicht fortreißen von diesem Siegesplatz! — Grüßt unseren Kommandeur!" Er schloß die

Augen und sank auf sein Lager zurück. Die Offiziere standen tief bewegt umher.

Bei einbrechender Dunkelheit hatte de Ruyter die Verfolgung aufgegeben. Er erfuhr das nahe Ende seines Nächst-Kommandierenden und begab sich zu ihm. Die Hand des Sterbenden fassend, beugte er sich über ihn und sagte: „Joris Pietersen, mein Freund! Bist Du schon hinüber? Joris Pietersen!“

Der Sterbende schlug noch einmal die Augen auf, lächelte dem Freunde zu, lispelte „Sieg!“ und hauchte seinen Geist aus.

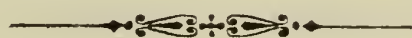
De Ruyter war tief bewegt: „Er ist hinüber! Wohl ihm! Wer weiß, ob uns einst ein so beneidenswerter Tod beschieden ist! Mitten im Kampfe! Im ersten Rausche des glücklich errungenen Sieges!“

Er kehrte gedankenvoll an Bord seines Schiffes zurück. Hier hatten sich fast alle Kapitäne eingefunden und jubelten ihm entgegen: „Heil de Ruyter! Heil dem Sieger von Plymouth! Heil!“

Aber er wies die Männer ernst zurück und sagte: „Nicht mir, nicht Euch verdankt Holland diesen Sieg. Wir stritten gegen eine große Uebermacht, mit geringen Mitteln gegen die wohlgerüstete Flotte Englands! Mit uns war Gott der Herr sichtbarlich, ihm danken wir allein den Sieg! Ihm sei allein die Ehre!“

De Ruyter entblößte sein Haupt und kniete nieder; die Kapitäne und Offiziere, die Matrosen und Soldaten folgten seinem Beispiel. Der Geistliche des Schiffes trat in die Mitte und sprach ein inniges Dankgebet. Dann stimmte er einen feierlichen Lobgesang an, und

dieser verbreitete sich von Schiff zu Schiff, bis zu den fernabliegenden Kauffahrern. Die Luft war still und ruhig, einzelne Sterne blinkten, am westlichen Horizont verschwamm der letzte Schimmer des Tages, das Meer rauschte leise auf, und die schweigende Nacht umhüllte das All mit ihrem undurchdringlichen Schleier.



X.

Das Wirtshaus zum Ankerstock.

(November 1653.)

Es gab da ein großes Schenkhaus im Texel, nahe an der See, das hieß „zum Ankerstock“ und hatte zu allen Tageszeiten eine große Zahl von Gästen. Da strömten aus und ein dienstpflichtige und abgedankte Orlogs-Matrosen, schmucke Ostindienfahrer, mit der bunten Seidenschärpe um den Arm, und luftiges Kauffahrtei-Volk aus aller Herren Länder. Der Wirt, ein ehemaliger Bootsmannsmaat, der in der Godwinsschlacht sein rechtes Bein eingebüßt und dafür einen Stelzfuß eingehandelt, hielt musterhafte Ordnung im Hause und unter den Gästen, die er in drei Klassen gebracht hatte. Zur ersten Klasse gehörten die, die bezahlten, aber kaum tranken; sie bestand aus Jungmatrosen, Bootsmannsjungen, Kajütswächtern und anderem grünen Volk, das im Geldausgeben nicht beschränkt wurde, aber nur wenig dafür genießen durfte. Die zweite Klasse bestand aus befahrenen Leuten; die durften nicht nur fordern, was sie bezahlten, sondern konnten's auch verzehren, ganz nach ihrem Belieben. Die dritte Klasse endlich, die nicht bezahlte, aber flott verzehrte, waren

Veteranen mit und ohne Beine, mit und ohne Augen, ausgewettertes Volk, wie es Morgens früh und Abends spät auf allen Marinewerften umherhumpelt.

Die große Gaststube in der Ankerstock-Schenke bot eine mannigfache Aussicht. Die Nordfenster zeigten nach der See, wo eben ein Sturm im Anzuge war und die Wellen wild durch einander sprangen. Sie spielten Fangball mit den Schiffen, die auf der Reede lagen, und die plumpen Flütschiffe mit ihren Hütten und Backschanzen hüpften so lustig Welle auf, Welle ab, als wärens leichte Jollboote gewesen. Die Ostfenster aber gewährten die Aussicht auf ein stattliches Haus, der Admiralität gehörig, in dessen erstem Stock sich eine Versammlung bewegte, welche die Aufmerksamkeit der in der Schenke versammelten Gäste in hohem Grade erregte. Sie hatten sich alle an die Fenster gestellt, und obgleich der Wind stark auffrischte und ein feiner Sprühregen niederschlug, waren doch die Fenster geöffnet, um besser sehen zu können, und der Wirt mit dem Stelzfuße stand mitten unter ihnen.

„Da!“ rief er lebhaft. „Da ist wieder einer. Ich kann ihn nicht genau erkennen. Gott stärke meine Augen! Wer in des drei Teufels Namen ist es?“

„Du trinkst zu viel Genever und Wasser den Vormittag über, daß Du am hellen Mittag nicht mehr über die Straße sehen kannst, Ankerstock!“ antwortete ein naseweiser Kauffahrer, der sich auf die breite Schulter des Wirtes lehnte. Dieser stieß zum Dank dem Kauffahrer mit seinem Stelzfuß auf die Zehen und sagte gelassen:

„Nun gehen mir die Augen auf, das ist unser de Ruyter. Ein Hurra für unsern de Ruyter!“

Der Kommandeur de Ruyter winkte einen Gruß mit der Hand und wandte sich dann zu einem Manne, der ihm zur Seite trat.

„Hei! Wer ist das? Meiner Seele, das ist van Tromp! Van Tromp, der uns seine Kinder nennt, van Tromp, der Matrosenfreund! Unser Bestevader! Hoch ihm! Hoch!“

So jubelten die Seeleute dem Helden entgegen, und dieser nickte und winkte und deutete hinaus auf die Reede, als wollte er sagen: „Nun soll es wieder losgehen!“

Aufs neue begann der Jubelruf, der nur durch die Ankunft zweier anderer hoher Flottenoffiziere unterbrochen wurde.

„Wer ist, mit Verlaub, der Vorderste da, mit dem weißen, schmalen Gesicht, der den Kopf zur Erde senkt und die Arme unterschlägt?“ fragte ein junger Matrose.

„Weil Du höflich fragst, sollst Du Antwort bekommen“, sprach der Wirt. „Wenn einer von Dir wissen will, wer es ist, so sage nur, Du kennst ihn nicht.“ Zu einem alten Seemann aber, der im zweiten Fenster lehnte, schrie er hinüber: „Herr Vizeadmiral Jan Evertson scheint sich nicht sonderlich viel aus dem ganzen Handel zu machen. Er sieht aus, als ob er sagen wollte: Wenns ohne mich geht, ists auch gut. Doch muß man sagen, wenn er einmal dazwischen ist, schlägt er zu wie tausend Teufel. Darum dächte ich, wir könnten ihm auch ein Hurra bringen!“

Das geschah; aber es fiel so dürftig aus, daß der Offizier sich nicht einmal umwandte, sondern mit unveränderter Gleichgiltigkeit in das Haus ging.

„Da kommt Cornelius Witte de Witt!“ rief einer, und ein lautes Murren flog durch die Versammlung. In demselben Augenblick traten alle von den Fenstern zurück, und diese wurden geschlossen.

„Laßt ihn gehen, diesen Menschenschinder, diesen Tyrannen! Seht nicht nach ihm aus!“ riefen die Leute durch einander. „Wen er ansieht, der ist hin. Er hat's böse Auge und kann nicht lachen, bevor er nicht ein unschuldiges Schiffsvolk zu Schanden gequält.

So fielen sie von allen Seiten über den Vize-Admiral Cornelius Witte de Witt her, der in der ganzen Flotte wegen seiner Grausamkeit und Härte gehaßt wurde und trotz seiner verwegenen Tapferkeit nicht die geringste Teilnahme unter den Seeleuten erwecken konnte.

Noch hatten sich die Gemüter nicht beruhigt, als ein greiser Veteran mit seiner Krücke heranhinkte und einen jungen Seemann, den er an der Hand hielt, zu den übrigen führte.

„Guten Tag, Jungens!“ rief der Alte einigen alten Kameraden zu. „Da bringe ich Euch einen neuen, der, wie Ihr seht, seinen Arm in der Binde trägt. Er hats gleich zu Anfang tüchtig wegbekommen, sage ich Euch.“

„Wo? Wo?“ fragten neugierig die andern.

„Nun, wo anders als auf der mittelländischen See, wo Jan van Galen vor Livorno den Engländer

wacker frisiert hat und ihm seine Schiffe in Brand steckte. He! Georg, wie viel Schiffe steckte er ihm an?"

„Fünf!" entgegnete der junge Invalide.

„Habt Ihrs gehört? Fünf! Ja, ja! Ich sage es, der Engländer ist seinem Untergange nahe, der Franzose pfeift aus dem letzten Loche, der Däne und der Schwede sind in der Ostsee eingesperrt, und es wird bald auf allen Meeren keine Flagge mehr geben, als die holländische."

„Erzählt, Georg, erzählt!" riefen die Veteranen durch einander. „Nehmt dies Glas! He! Du Jungmatrose, bezahle dafür drei Stüber! — So, Landsmann, trink' und erzähle. Es war wohl der Mühe wert?"

„Das will ich meinen", entgegnete Georg, behaglich trinkend und nach der Pfeife langend, die ihm geboten wurde. „Da kam zuerst der „Bonaventura" an die Reihe, dem alle seine vierundvierzig Kanonen nichts halfen; er mußte doch in die Luft. Ihm folgte der „Samson" und der „Kaufmann", sodaß es eine Glut wurde, die nicht zu ertragen war. Darum hielten wir etwas ab und trafen auf das Kommandeur-Schiff „Tiger", welches Lord Appleton kommandierte. Sage Euch, er hielt sich tapfer, aber er konnte es nicht verhindern, daß wir uns ihm seitlängs legten und ihn enterten. Ich war einer der Ersten auf dem englischen Deck und erhielt den Hieb im Arm von dem Lord selbst. Er ist wohl zeitlebens nicht mehr zu gebrauchen, aber das schadet nichts, es hats ein Lord gethan, der gleich darauf erschossen wurde."

„Das ist gut, daß Du auf Ehre hälst, mein Junge!"

sagte ein halbblinder Invalide, „ob es gleich zum Teufelholen ist, wenn einer uns den Arm weghaut.“

„Auf unserm Kommandeur-Schiff“, fuhr Georg fort, „ging es besonders heiß her. Die englischen Kanonen sparten nichts an uns, und die zweite Kugel schon, die an Bord kam, schlug so heftig gegen des van Galen Bein, daß mans am Knie abnehmen mußte. Was thut nun van Galen? Hundert andere hätten sich in die Hängematte tragen lassen, um da zu schreien und zu beten; aber er ließ von dem Zimmermann einen Stuhl zusammenschlagen, darauf band ihn der erste Lieutenant fest, und von dem Dach der Hütte aus kommandierte er lustig; „Frisch! Jungens, frisch! und Feuer ohne Ende!“ Heidi, da hätte ich den sehen wollen, der zurückgeblieben wäre! Kugeln und Schläge fielen hageldicht, und noch war es nicht Abend, als wir die Engländer ganz und gar verjagt hatten.“

„Nun, und das Ende vom Liede?“

„Das Ende vom Liede habe ich nicht mitgesungen, denn ich konnte keinen Degen mehr halten. Ich weiß nur, daß wir uns keine Zeit nahmen, die flüchtigen Engländer zu verfolgen, sondern mit unseren zerschossenen Schiffen genug zu thun hatten, unsere Prisen in Sicherheit zu bringen. Hatten wir auch die Engländer in die Flucht geschlagen, so hatten sie uns doch tüchtig zerzaust. Sind teufelsmäßig gute Seeleute, und es machte uns keine Schande, wenn es Holländer wären.“

„Und was wurde aus van Galen, Georg?“

Der junge Invalide legte die Pfeife weg und fuhr mit der Hand über die Augen: „Sie banden ihn vom Stuhle los und trugen ihn zu Boot, denn er sollte

ans Land unter des Doktors Messer. Als er über die Reeling gehoben wurde, sah er noch einmal über das Verdeck hin. „Komme nicht wieder an Bord!“ brummte er in den Bart, als er in das Boot hinabglitt. Und so war es auch, denn am andern Morgen war er tot. Fuhr uns allen durchs Herz, als wirs hörten, denn wir liebten ihn über die Maßen und sahen ihn immer vor uns, wie er auf dem hölzernen Stuhle saß, ohne Bein, aber mit blitzenden Augen und das Hurra für die Flagge auf den Lippen. Jungens, diesen Tropfen zu van Galens Gedächtnis!“ Er griff nach dem Glase, und alle tranken still und tief bewegt.

Die ernste Stille ward durch einige neue Ankömmlinge unterbrochen, die mit lautem Hallo in die Schenke stürmten. Der Vorderste von ihnen hielt ein großes Blatt Papier in die Höhe: „Da habt Ihr das Plakat! Das Plakat!“

„Was für ein Plakat, Seehund?“ fragte der Wirt.

„Stelzfuß, fragst Du das als Wirt oder als Bootsmannsmaat?“

„Als Bootsmannsmaat!“

„Da will ich Dirs sagen, denn als solcher bist Du mehr als ein schlichter Toppgast, und dann geht es auch Dich an. Aufgeschaut, Ihr Leute; dies Plakat ist ein Plakat, welches die Herren Staaten für uns erlassen haben. Merkts wohl, für uns. Denn es steht darin geschrieben, was der bekommen soll, der irgend eine große That vollbringt oder Unglück hat zur See, mit Verlust von Gliedmaßen und dergleichen.“

„Gebt her! Gebt her!“ riefen die Matrosen von allen Seiten und streckten die Hände darnach aus.

Der Seemann aber sprang auf einen Tisch und hielt das Papier in die Höhe: „Ha! Ha! Nicht so eilig mit Euren halben Armen und dreiviertel Beinen! Wenn ich es Euch nun gebe, ist einer unter Euch, der es lesen und den anderen verdolmetschen kann? He, könnt Ihr lesen?“

Die alten Matrosen wandten sich verlegen ab, denn sie kannten keinen Buchstaben, und das junge Volk, von dem es mancher verstand, wagte nicht, den Mund zu öffnen. Der Seemann auf dem Tische lachte sie alle weidlich aus und sagte: „Seht Ihr wohl! Nun hängt es doch von mir ab, was Ihr zu wissen kriegen sollt! Tretet denn her und höret, was die Edelmögenden Herren Euch durch mich zu wissen thun.“

„Erstens: Wer ein feindliches Schiff nimmt, „der soll dasselbe als sein rechtes Eigentum behalten, samt allem, was an Geld und Geldeswert innerhalb seiner Planken zu finden ist. „Wenn es sich träfe, daß das weggenommene „Schiff das Admiralschiff wäre, so soll er noch „10000 Gulden, für ein gewöhnliches Schiff aber „6000 bis 4000 Gulden haben, je nachdem es „groß ist.“

„Hm!“ sagte einer der Veteranen mißmutig. „Was geht uns das an? Dergleichen können wir nicht mehr verdienen; dürfen uns auch nicht darüber freuen, daß es jemals an einen von uns kommt, denn wie soll ein Matrose Admiralschiffe nehmen? Das müßt Ihr drüben im gelben Hause lesen.“

„Die Reihe kommt auch an uns“, sprach der Vorleser ruhig. „Gebt nur Acht:

„Zweitens: Wer von dem feindlichen Admiral-„schiff die Flagge holt, empfängt eine Belohnung „von 1000 Gulden, wer sie von dem Schiffe des „Vice-Admirals holt, 500 Gulden, von jedem „andern 300.“

„Das ist für junges Volk mit gesunden Armen und Beinen“, brummte der Veteran. Geht uns also auch nichts an. Käme es aber an einen solchen und sie brächten ihn hierher in den Ankerstock, der sollte nicht eher wieder heraus, als bis der letzte Gulden verzehrt wäre.“

„Nun kommts an Dich, Alter!“ sagte der Vorleser.

„Drittens: Handelt von denen Matrosen und „deren Gliedmaßen. Wer zur See im Gefecht „oder sonst im Schiffsdienst eines oder das andere „seiner Gliedmaßen lädiere oder solches ganz und „gar einbüßte, der soll empfangen: Für zwei „Augen 1000 fl., für eines 240 fl., für beide „Arme 1000 fl., für den rechten Arm 333 fl. „für den linken Arm 266 fl., für beide Hände „933 fl., für die rechte Hand 266 fl., für die „linke Hand 240 fl., für beide Beine 533 fl., für „ein Bein 240 fl., für beide Füße 333 fl., für „einen Fuß 160 fl.“

Der Vorleser sprang vom Tisch herunter. Alle sprachen und schrien durch einander: „Georg! Du hast Deinen Arm vor Livorno verloren, ist's Dein rechter oder Dein linker?“

„Hast einen Geneverschleier vor den Augen, daß Du nicht sehen kannst? Es ist der rechte.“

„Dann kriegt er 333 Gulden und noch einen Dank von den Hochmögenden Herren! Georg, wir gönnen Euch die 300, aber die 33 könntet Ihr wohl zum allgemeinen Nutzen verwenden.“

Da rollte der Stelzfußwirt einen großen Armstuhl heran, darin saß ein greiser Matrose, der hatte in einer früheren Seeschlacht beide Augen verloren und erhielt das Gnadenbrot für seinen Leibgulden. „Wie ist's hier mit dem alten Joost? Bekommt der auch seine Augen bezahlt, oder gilt das nur für die Leute, welche von jetzt ab das Unglück haben?“

„Meiner Treu, ich kann's Euch nicht sagen, denn davon steht hier kein gedrucktes Wort. — Still, der alte Joost schläft und hört all unser Geschrei nicht. Aber wir können's ja leicht erfahren, denn unsere Admirale sind drüben im gelben Hause.“

„Sie sind nicht mehr darin,“ rief Einer vom Fenster her, „sie sind schon auf der Straße.“

„Desto besser!“ sagte der Vorleser, „so gehe ich zu ihnen. Kommen Einige von Euch mir nach, damit es stattlicher aussieht.“ — Er ging hinaus und eine große Anzahl der anwesenden Seeleute sprang oder humpelte hinter ihm drein.

Vor dem gelben Hause, welches der Schenke gegenüberlag, standen de Ruyter und Herperts van Tromp. Die Admirale Evertson und Cornelius Witte de Witt hatten sich schon beurlaubt und schritten nach verschiedenen Richtungen die Straße entlang. Die Matrosen näherten sich dem Eingange des Hauses, respektvoll den Hut in der Hand, und der Vorleser sagte mit einem Kratzfuß: „Mit Eurer Erlaubnis, Herr Kommandeur,

und Eurer, Mynheer Bestevader van Tromp! Es ist uns da ein Plakat zugekommen, welches von uns und unsern Gliedmaßen handelt.“

„Ja! Ja! Von Euch, Kinder!“ entgegnete van Tromp. „Bezahlen, was Ihr hingebt. Neuer Krieg! Neues Volk! Bald in See!“

„Die Staaten sorgen väterlich für Euch!“ fügte de Ruyter hinzu. „Wer von Euch im Dienst des Vaterlandes verstümmelt wird, soll dafür wenigstens so viel wie möglich entschädigt werden.

„Ja, Herr Kommandeur!“ entgegnete ein alter Seemann. „Verstehe Euch schon. Das ist für die, welche nun herankommen. Aber wir, die schon Arme und Beine früher verloren, wie ist es mit uns, Herr?“

„Ha! Ha! Da stehen wir!“ sagte van Tromp. „Nichts da, nichts da, Kinder! Die Herren Staaten zahlen: Von jetzt ab.“

„Arme und Beine steigen von heute ab im Preise,“ sagte der Veteran. Unsere sind ja auch längst verwest. Also nichts dafür. Aber wie ist es mit den Augen? Ist es mit den Augen auch so?“

„Was Augen! Was wollt Ihr mit den Augen?“ fragte van Tromp.

„Ich meine nur so, wegen des alten Joost!“ sagte der Alte. „Sind funfzehn Jahr her, seit er durch Sprengung einer Kanone die beiden Augen verlor. Um den hat sich Niemand gekümmert sein Lebtage, und er sitzt Tag ein, Tag aus drüben im Ankerstock und kaut das Gnadenbrot. Das ist hart, meine ich, und es wäre wohl gut, wenn man ihm zu den tausend

Gulden verhelfen könnte, welche die Herren Staaten den künftigen Blinden geben wollen."

„Joost!" sagte van Tromp. Ein Joost verlor die Augen am Bord meines Schiffes ... Donnerwetter! ... Kommt, de Ruyter, wollen den Mann sehen."

Sie traten in die Schenke. Der alte Joost saß noch immer auf seinem Rollstuhl in der Mitte der Stube, denn es hatte ihn niemand weggefahren. Er hatte den Kopf auf die Brust gesenkt und die Hände gefaltet. Der Wirt trat zu ihm: „Seht auf, Joost ... ja, so! Hebt den Kopf auf, Kerl, da sind die Herren Admirale, die Euch sehen wollen ... He! Alter! ... Es ist nichts gestrenge Herren, der hört nicht mehr; er ist eingeschlafen für immer."

„Frieden mit ihm!" sprach de Ruyter und legte seine Hand auf das Haupt des Greises.

„Flennt nicht! Donnerwetter!" sagte van Tromp. „Ist mein alter Joost! Focht tüchtig! Wird mich stets ärgern, ihn vergessen zu haben. Wollen ihm das Geleite geben."

Am dritten Tage gegen Abend trugen sie den alten Joost aus der Schenke zum Ankerstock. Zunächst hinter dem Sarge gingen van Tromp und de Ruyter; ein unabsehbarer Zug von Seeleuten schloß sich an. De Ruyter sprach das Gebet, van Tromp warf eine Hand voll Erde auf den Sarg, dann gingen beide an Bord ihrer Schiffe, um am nächsten Morgen die Anker zu lichten.



XI.

Die Schlacht der fünf Admirale.

(22. Dezember 1653.)

Auf hoher See steuerte eine Abteilung der englischen Flotte, einige fünfzig Segel stark, unter den Befehlen Sir George Ascues. Dieser hatte seinen Kurs nach der Mündung der Maas gesetzt. Unfern derselben wollte er sich mit Admiral Monk vereinigen, der eine gleiche Anzahl von Schiffen kommandierte. Beide beabsichtigten, gemeinschaftlich die holländische Flotte anzugreifen, welche seit längerer Zeit wieder vollständig in See war, und, wie sie wußten, sich in den Wielingen sammeln sollte. Diese Vereinigung zu verhindern, und die verschiedenen Geschwader einzeln durch ihre Uebermacht zu vernichten, war der Zweck der englischen Admirale, und der Anfang schien ihren Plänen und Wünschen hold zu sein. Am Nachmittag des 21. Dezember lief Ascue das Geschwader Monks auf; die beiden Flotten vereinigten sich. Es ward beschlossen, bis zum Einbruche der Nacht neben einander zu segeln, dann aber eine weite Linie zu bilden und mit gerefften Marssegeln das Anbrechen des Tages zu erwarten.

In Monks Kajüte war alles zu einem feierlichen Empfange der Flotten-Offiziere eingerichtet. Ascue erschien zuerst; ihm folgten die Kommandeure und Kapitäne der gesamten Flotte.

„Willkommen, Ihr Herren sprach Monk zu den Versammelten. „Morgen werden wir wahrscheinlich einen heißen Tag haben. Die Holländer sind wohl versehen und wohl gerüstet; sie sind von tüchtigen Führern geleitet und es bedarf daher des Mutes und der Entschlossenheit, ihnen wirksam zu begegnen. Hier sind Eure Instruktionen, Ihr Herren. Beherzigt dieselben wohl und weicht nur in dem Fall der höchsten Not von ihnen ab. Tritt dieser aber ein, dann handelt selbständig, mutig und stark zur Ehre unseres Landes und unserer Flagge. England ist bis jetzt die Herrscherin des Meeres gewesen und muß es bleiben. Bedenkt das, so ist der Sieg unser. Mit Gott, Ihr Herren."

Die Offiziere zogen sich zurück und die beiden Admirale blieben allein.

„Habt Ihr die unzufriedenen Gesichter gesehen, Ascue?" fragte Admiral Monk, der Ober-Befehlshaber der Flotte. „Es ist ein Stolz in diesen Söhnen unserer gesegneten Republik, der niemals gestatten wird, daß die Offiziere sich blindlinks der erteilten Ordre unterwerfen. Da möchte jeder für sich ein kleiner Cromwell am Bord seines Fahrzeuges sein, und leicht gäbe er den Ruhm einer Schlacht für den stundenlangen Schein einer Herrschergewalt."

„Weiß wohl!" entgegnete Ascue. Daher kommts, daß wir niemals in diesem Kriege einen entscheidenden Schlag thaten, weil jeder nach eigenem Gutdünken

handelt. Woher denn diese Siege der Holländer? Woher denn ihre Uebermacht selbst bei geringerer Zahl? Weil sie einig sind in Wort und That; weil sie gleichsam eine Kette bilden, deren Glieder so fest aneinander geschmiedet sind, daß man sie nicht zerreißen kann. Ich fürchte, es wird eine Zeit kommen, wo wir es bereuen, die vielfachen Privat-Interessen nicht dem großen, gemeinsamen Interesse der Vaterlandswohlfahrt geopfert zu haben."

„Es freut mich, Euch von solchen Gesinnungen beseelt zu wissen," entgegnete Monk rasch. „Es wird dies ein herrliches Beispiel für unsere Offiziere sein, und die Ergebenheit, welche Ihr dem Oberst-Kommandierenden erzeigt, wird nicht wirkungslos für den Dienst der Flotte bleiben."

„Ihr vergeßt", unterbrach ihn Ascue, „daß diese Flotte keinen Ober-Befehlshaber hat. Wir sind mit gleichen Vollmachten, Jeder für sich, frei und selbständig, in See beordert und haben von unserem Benehmen nur dem Parlamente Rechenschaft zu geben."

„Wie? entgegnete Monk rasch. „Ist dies die gerühmte Einheit . . ."

„Dem Dienste des Vaterlandes opfre ich freudig Blut und Leben!" sprach Ascue. „Ritterlich werde ich den Holländern Kampf bieten und, will es Gott, den Sieg erringen. In Not und Tod bin ich Euch verbündet und halte treu zu Euch. Versteht mich, Monk, verbündet, nicht untergeordnet. Ein einfacher Kapitän könnte kein Geschwader kommandieren, auf dessen einzelnen Schiffen Kapitäne befehligten; ebenso kann kein Admiral den andern kommandieren wollen.

Das ist hoffentlich auch Eure Meinung, und somit auf Wiedersehen unter dem Donner der Kanonen".

Monk blieb allein: „Das ist das alte Lied nach einer neuen Weise; zwei Admirale oder zwei Kanonenbootführer, Jeder dünkt sich allein berufen, zu herrschen. Die Folgen dieses Eigensinnes werden schwer auf unser Haupt fallen! — Was giebts?"

Der wachthabende Offizier war eingetreten: „Entschuldigt, Herr Admiral. Ich mutmaße, der Feind ist im Anzuge. Zwar ist es bereits dunkel und ein Blick in die Ferne nicht mehr möglich. Aber wahrscheinlich ist es die holländische Flotte, denn am ganzen Horizont tauchen Lichter auf, die hin- und herfliegen, einige niedrig, als ob sie von den Galerien leuchteten, andere hoch, als ob sie in den Marsen oder gar auf den Bramraaen befestigt wären.

Monk folgte dem Offizier selbst auf das Verdeck. In einem weiten Halbkreis sah man die Lichter schimmern, deren jedes von einem Schiff leuchtete, doch war die Verteilung derselben nicht nach nautischen Regeln angeordnet; auf einer Seite brannten deren mehrere beisammen, anderwärts schimmerte nur ein einzelnes; dazwischen dehnte sich ein weiter, düsterer Raum aus. „Die Holländer, sie sinds! Ihre Schnellsegler sind fast in unserm Bereich. Geschwind, Herr Lieutenant, löscht unsere Laterne aus, und Befehl an alle Schiffe unserer Flotte, dasselbe zu thun."

Der Lieutenant ging. Nach einigen Augenblicken erschien auf der Spitze des großen Toppmastes im Admiralschiff ein rasches Drehfeuer, das weithin wahrgenommen werden konnte. Gleich darauf verlöschten

die Laternen in den Marsen und auf der Galerie. Alle Schiffe der englischen Linie folgten diesem Beispiel und tiefes Dunkel war rings umher; jedes Schiff der Flotte konnte kaum seinen nächsten Nachbar entdecken. Monk blieb noch einige Zeit auf dem Verdecke, um die Bewegnngen der holländischen Flotte zu beobachten, aber umsonst; auch dort verlöschte Licht auf Licht, und jede Beobachtung wurde dadurch unmöglich gemacht.

Der Morgen des verhängnisvollen 22. Dezember brach an. Die holländische Flotte bildete einen weiten Halbkreis. Am rechten Flügel desselben, den Schiffen Monks gegenüber, lag van Tromp mit achtundzwanzig Schiffen; am Bord des „Kampf“, eines Barkschiffes von dreißig Kanonen, wehte seine Admiralsflagge. Die linke Seite stand unter den Befehlen de Ruyters; seine Flagge wehte am Bord des „Lamm“, und zweiunddreißig Schiffe standen unter seinem Befehl. Das Centrum hatte der Vizeadmiral Jan Evertson inne; seine Streitmacht bestand aus sechsundzwanzig Schiffen; auf dem Dreidecker „Eintracht“ hatte er seine Flagge aufgesteckt. Im Rücken dieser ehrfurchtgebietenden Flotte kreuzte der Vizeadmiral Cornelius Witte de Witt mit vierundzwanzig Schiffen. Seine Flagge wehte von dem großen Topp des „Oranienbaum“.

In der Kajüte dieses letzten Schiffes waren die drei Admirale und der Kommandeur de Ruyter zu ernster Beratung versammelt.

„Mir alles recht“, sagte Jan Evertson. „Wollt Ihr, daß ich schlage, ich thue es; wollt Ihr sie an Euch kommen lassen? Ich auch. Mein Centrum ist für alle Fälle gerüstet. Der Ober-Feldherr kann

befehlen, ich folge. Weiter habe ich mit dieser Angelegenheit nichts zu schaffen; verschont mich mit Beratungen und so weiter."

„Kalt, wie immer! Kalt, wie Eis!" polterte van Tromp.

„Aber hart wie Eisen!" fiel de Ruyter rasch ein. „Evertsons Schiff hat Seitenborde, durch die keine Kugel dringt; wenigstens glaubt er es, sobald er im Gefecht ist, und weicht darum selbst der entschiedensten Uebermacht nicht."

„Ich folge den gegebenen Befehlen!" sagte Evertson mit großem Gleichmut. „Stellt sie nur aus. Wo Ihr mich hinschickt, da gehe ich hin; wo ich Stand halten soll, da halte ich Stand, und wenn es schon vor der Thür der Pulverkammer brennen sollte. Das Andere geht mich nichts an."

„Kommt, Herr Vice-Admiral!" sprach van Tromp und winkte Jan Evertson an den Tisch, wo die Karten ausgebreitet lagen; hier setzte er ihm den vorher entworfenen Schlachtplan auseinander. Jan Evertson trug die Anweisungen des Admirals gleichmütig in seine Schreibtafel ein.

Während dessen ging de Ruyter und Cornelius Witte de Witt auf und ab. „Ihr hieltet heute Nachmittag scharf hinter meinem Spiegel weg, fast hättet Ihr meinen Besanbaum gestreift!" sagte ersterer, gutmütig scherzend.

Jener runzelte die Stirn: „Spart Euren Witz, bitte. Uebrigens habt Ihr recht, es war unvorsichtig, und der unvorsichtige Steuermann ist auf der Stelle durchgepeitscht worden."

„Ich habe sein Angstgeschrei wohl gehört!“ entgegnete de Ruyter sehr ernst. „Mensch! Wohin führt das? Ihr erbittert die Matrosen, Ihr entfremdet Euch die Offiziere. An Mut und Tapferkeit weicht Ihr keinem; Ihr besitzt große, glänzende Eigenschaften; seid Ihr nicht imstande, diese Schwäche zu unterdrücken?“

Cornelius Witte de Witt lachte bitter: „Fahrt nur fort; ich kenne das. Ich bin ein Tyrann, ein Hund; ich würde selbst unter den westindischen Pflanzern ein Scheusal sein. Laßt mich ungeschoren mit Eurer Weichherzigkeit und Milde. Der Matrose bekommt, was ihm gehört. Brot, Genever und Prügel, dafür soll er seine Pflicht erfüllen und dreinschlagen. Thut er das nicht, trete ich ihn, wie einen Hund.“

„Habt Ihr denn kein Gewissen? fragte de Ruyter bewegt.

„Das Matrosen-Gewissen habe ich mit der Kadettenjacke von mir geworfen. Folgt Ihr nur den Theorieen der Milde und Barmherzigkeit, Ihr werdet bald sehen, wohin das führt. Ihr schüttelt ihnen ja die Hand, betet mit ihnen nach der Schlacht, habt ein stets offenes Ohr für ihre Dummheiten und einen stets offenen Geldbeutel für ihre Verschwendungssucht. Ihr seid der Heiland und Herrgott aller Schiffsjungen, wie der van Tromp. Bleibt dabei und wandelt fort in Eurer Gottseligkeit. Mir aber soll Keiner meine Ansicht erschüttern. Keiner!“

„So geht, Grausamer! Ich fürchte, Ihr werdet es einst bitter bereuen.“

Van Tromp hatte seine Mitteilung beendet und Jan Evertson steckte gähnend seine Brieftasche ein.

„Es ist Tag!“ rief van Tromp laut, „und kein Augenblick zu verlieren. Rasch an Bord. Ich gehe Euch voran: Frisch auf den Feind! Auf Wiedersehen, hier oder dort!“

„Hier! Hier noch!“ rief de Ruyter in plötzlicher Aufwallung und schloß den Admiral in seine Arme.

„Was soll das? Geht, de Ruyter! Seid ein braver Seemann und mein Freund! Haben uns miteinander verhetzen wollen, ist ihnen aber nicht gelungen. Ich gehe gerade auf Ascue los und hole mir Genugthuung für die Niederlage in den Duyns. An Bord! An Bord!“

Die englische und holländische Flotte braßten zu gleicher Zeit gegeneinander auf. Das Geschwader van Tromps segelte auf die feindliche Linie ein und forcierte diese so sehr, daß er sie unter fortwährendem Kanonendonner durchbrach. Kaum in ihrem Rücken angelangt, wendete er seine Schiffe und erneuerte den Angriff mit verdoppelter Stärke.

„Halloh!“ rief de Ruyter seinen Offizieren zu. „Unser van Tromp ist stark bei der Arbeit. Kommt, wir dürfen nicht länger die Zeit mit diesen Plänkeleien verlieren. Ist das da vorne nicht die Flagge Monks? Frisch an ihn heran! Wollen unser „Lamm“ auf eine fette Weide führen.“

Während die Schlacht auf dem rechten und linken Flügel in vollem Gange war, verhielt sich das Centrum noch unthätig. Ganz gemächlich hatte Jan Evertson die Segel aufstraffen lassen, und ließ die Schiffe Ascues

auf Schußweite an sich kommen. Der erste Schuß fiel am Bord des englischen Admiralschiffes, und seine Kugel fiel vor dem Buge van Evertsons Schiff nieder, aber nun ging dieser über Stag und empfing die Engländer mit einem so mörderischem und nachhaltigem Feuer, daß die Schiffe derselben erbebten, und mit einem Hagel von Trümmern ihrer eigenen Takelage bedeckt wurden.

Zwei Flotten von fast zweihundertundfünfzig Schiffen lagen sich im erbittertsten Kampfe gegenüber. Fünf Admirale befehligten sie; außer ihnen besaß Holland noch seinen de Ruyter und England den Contre-Admiral Goodson. Letzterer hatte mit achtzehn Schiffen die holländische Linie umsegelt und wollte das Centrum desselben im Rücken angreifen; aber hier flog ihm Cornelius Witte de Witt entgegen, und sogleich formierte sich eine Schlacht außerhalb der Schlacht. Die Luft erzitterte von dem Donner der Geschütze, das Meer rauschte auf, der Pulverdampf verdichtete sich zu einem massigen Gewölk, daß auf den Wellen ruhte und hoch zum Himmel emporreichte.

Mit dem Kampfe der Menschen mischte sich der Kampf der Elemente. Ein eisiger Wintersturm wehte und die aufgeregten Wellen schleuderten die Schiffe auf und nieder; sie warfen sie aneinander, so dicht, daß die Takelage sich verwickelte und die Rüstbanken zusammen stießen. Da schwiegen die Geschütze und der Kampf begann Brust an Brust; hier war das Verdeck eines Engländers, dort das Verdeck eines Holländers das Schlachtfeld; Messer, Aexte, Schwerter dienten als Waffen und die Marine-Soldaten hieben mit den Kolben der Gewehre auf die Schädel ihrer Gegner ein.

„Das ist morden, aber nicht schlagen!" rief der Contre-Admiral Goodson, der nach einer solchen blutigen Metzelei sich gewaltsam von dem Schiffe de Witts getrennt hatte und von zwei Fregatten gefolgt nach dem rechten Flügel der Holländer segelte, wo van Tromp, der zum vierten Male die englische Linie durchbrochen hatte, in einiger Entfernung unthätig lag, um seine Leute einen Augenblick verschnaufen zu lassen und die Havarie in der Takelage auszubessern.

„Da brummts scharf!" sagte er zu einem seiner Offiziere. „Höre gern den Ton! Ist de Ruyter. Und da, weiter, abwärts, Jan Evertson! Ha! ha! ha! Läßt sich eher in den Grund schießen, als daß er weicht, aus lauter Bequemlichkeit. Gute Musik heute; die Herren Staaten können im Haag darnach tanzen. Schöner Anblick, tanzende General-Staaten! Können sich leicht die Köpfe zerschlagen! Ha! ha! da fliegt ein Engländer in die Luft!"

„Und dort treibt eines unserer Schiffe!" rief der Flaggen-Kapitän. „Es ist ohne Masten, und das Steuer weggeschossen. Befehlt Ihr, Herr Admiral, daß wir . . ."

„Beidrehen!" kommandierte van Tromp. „Boote über Bord! Rettet was zu retten ist. Hei! Hei! Wen haben wir da?"

„Mich will bedünken," entgegnete einer der Lieutenants, „das sei die Flagge des Contre-Admirals Goodson. Es sind drei stattliche Schiffe, die auf uns abhalten."

„Alle Mann ans Werk!" rief van Tromp. „Boote zurück! Hier giebts frische Arbeit!" Müssen sich selbst

helfen, jene da! Kanonen fertig! Segelmeister, da hinein!“

Der „Kampf“ wird zwischen beide Fregatten hineingesteuert und beginnt sogleich das Gefecht. Das dritte englische Schiff hält sich als Reserve in einiger Entfernung. Die Schüsse fallen rasch auf einander und richten große Verwüstungen an. Van Tromp steht oben auf der Hütte, sein Auge ist überall; er leitet den Angriff mit Besonnenheit. Da fliegt sein Falkenblick nach dem feindlichen Schiffe, in dessen Mastkörben Soldaten mit Büchsen versteckt sind. „Lieutenant Wulff! Nehmt Euch in Acht!“ ruft der Admiral; der Lieutenant springt beiseite, eine Kugel saust dicht an seinem Ohr vorüber, da schwankt van Tromp; er greift in die Höhe, als will er sich an irgend etwas halten, dann stürzt er rücklinks über und haucht seine Heldenseele aus. Die verhängnisvolle Kugel drang ihm gerade ins Herz.

„Ich bin hin!“ rief er sterbend. „Habt guten Mut!“ Es waren seine letzten Worte.

Ein lautes Hurrageschrei erhob sich an Bord der englischen Fregatte; man hatte den Admiral stürzen sehen und erneuerte den Angriff mit verdoppelter Kraft. Aber schon stand der mutige Flaggen-Kapitän auf dem Platze des Gefallenen und setzte das Gefecht fort. „Feuert tüchtig, Leute! Wir wollen unsern Admiral rächen! Feuer! — Lieutenant Wulff! Keine Signale; wir müssen die Trauerkunde verschweigen bis nach der Schlacht. Nur wenn wir an Bord des Herrn de Ruyter eine Botschaft gelangen lassen könnten! Denkt darauf!“

„Hei! Hei!“ rief der Takelmeister. „Das war ein verdammter Schuß. Wirft uns die große Raa auf das Deck und zerquetscht meines Maaten rechten Arm. Toppgasten ahoi! Neues Rundholz nach oben!“ Und die Matrosen versuchten unter dem Hagel von Kugeln die erlittene Havarie auszubessern.

Dem bedrängten Admiralschiff kam Hilfe, die englischen Fahrzeuge wurden abgeschlagen und nun ihrerseits verfolgt. Der „Kampf“ segelte, mit seiner Leiche an Bord, langsam vor Topp und Takel in die Linie zurück und geriet vor den Bug des „Lamm“, auf dessen Hinterdeck de Ruyter stand und den Befehl zum Rückzuge aus dem Gefecht erteilte. „Wieviel Tote, sagt Ihr?“

„Dreiunddvierzig bis jetzt, Herr Kommandeur.“

„Und Verwundete?“

„In des Doktors Kammer liegen fünfunddreißig, die alle schwer verletzt sind. Was sich noch auf den Füßen halten kann, ist nicht mitgezählt.“

„So weichen wir. Ein anderes Schiff wird uns aufnehmen, worauf wir das Gefecht mit frischem Mute fortsetzen.“

„Auch würde es uns hier nicht viel helfen, Herr Kommandeur, da unsere Munition zu Ende geht, und die Kanonen teilweise unbrauchbar geworden sind.“

„Steuert nach van Tromp,“ sagte de Ruyter rasch. „Hei! Was ist das für eine neue Kanonade? Das ist Witte de Witt, er greift im Rücken an! Und da liegt Evertson noch, wie ein Kettenhund; er wankt und weicht nicht, aber er speit Feuer und Flammen! Was will das Signal am Mast des „Kampf?“

„Es entbietet Euch so schnell als möglich an Bord, Herr Kommandeur.“

„Ich komme! Schaluppe vor!“

De Ruyter erschien auf dem Fallreep des Admiralschiffes; er schaute um sich und erblickte nur niedergeschlagene, tiefbetrübte Gesichter. „Um Gotteswillen! Was ist hier vorgefallen?“

„Das Schrecklichste!“ war die Antwort, und bald stand de Ruyter vor der Leiche des Helden. Er bebte zusammen und wehrte den Thränen nicht. „Wäre ich vor ihm gestorben!“ sprach er langsam, und seine ganze Seele lag in diesen Worten. Dann wendete er sich an den Kommandierenden: „Zieht Euch sogleich aus dem Gefecht zurück und übergebt die teuere Leiche einem sicheren Schiffe; es kann mit dem Winde ohne Gefahr die Maas erreichen. Mich soll mein Boot nach dem „Nassau“ bringen, der nicht weit von hier liegt.“ Er trat zur Leiche zurück: „Lebe wohl, guter, lieber, tapferer, unbesonnener Mann! Du hast den Tag in den Duyns durch Deinen Heldentod verklärt! Ewig lebt Deines Namens Gedächtnis! Männer, verschweigt jetzt seinen Tod! — Wir müssen wieder ans Werk.“

Fast gewaltsam riß er sich von der Leiche und begab sich an Bord des „Nassau“, während das Admiralschiff weit aus der Schußlinie steuerte und der Brigg „Luise“ das Signal gab, ihm zu folgen.

De Ruyter rückte mit dem „Nassau“ in die Linie, und noch einmal entbrannte der Kampf mit erneuerter Wut. Die englischen und holländischen Schiffe lagen sich so nahe, daß sie sich gegenseitig entern konnten und das Gefecht unter den Matrosen nur mit völliger

Niederlage auf der einen oder der andern Seite enden mußte. Auch der oberflächlichste Blick über einzelne Teile der Flotte war nicht mehr möglich; man kämpfte Deck an Deck, Mann gegen Mann. Die Kämpfer warfen ihre getöteten Kameraden über Bord, um mehr Platz zu gewinnen, und die See rötete sich von dem Blute, das von den Verdeckborden herabströmte. Verworren klang durch den Donner der Geschütze hier ein Siegesgeschrei, dort der Angstruf vom Bord eines sinkenden Schiffes. Alles Gefühl, alle Teilnahme war in den Herzen der Seeleute erstorben; sie schlugen mechanisch auf den Feind und folgten blind dem Rufe des Kommandierenden, bis nach siebenstündigem Kampfe auch die letzte Kraft gebrochen war.

Der Kanonendonner schwieg allmälig, nur hin und wieder hallte noch ein vereinzelter Schuß. Die Schiffe zogen sich langsam zurück; Freund und Feind leisteten sich gegenseitig Hilfe, um die verwirrte Takelage aus einander zu bringen. Auf diesem Kampfplatze war kein Sieg, sondern nur eine Niederlage; von beiden Seiten gab es keinen Verfolger und keinen Verfolgten. Der Raum zwischen den Ueberresten der beiden Flotten wurde immer größer, und die Umrisse der Schiffe verschwammen im Dunkel des hereinbrechenden Abends.

Der Wind wehte eisig kalt und trieb von allen Seiten eine furchtbare Wolkenmasse zusammen. Dann wurde es still, und dichte Schneeflocken fielen senkrecht auf den weiten Schlachtenraum herab, als ob der Himmel ein Leichentuch über die Gefallenen breiten wollte. Aber die Wellen duldeten es nicht und hüpften gleichgiltig über die Begrabenen hinweg.

XII.

Die Tage der Ehren.

(1654.)

Die Nachricht von dem Tode des Admirals Martin Herperts van Tromp in der „Schlacht der fünf Admirale“ am 22. Dezember 1653 hatte Holland mit tiefer Bekümmernis erfüllt. Jetzt war die durch Uebereilung verschuldete Niederlage in den Duyns vergessen, und man gedachte nur mit lauter Bewunderung der Großthaten des Helden. Aber eine ernste Sorge mischte sich mit der Trauer um den Heimgegangenen. Holland besaß mehrere Vizeadmirale, die Anspruch hatten, die durch den Tod des van Tromp erledigte Stelle eines Admirals von Holland und Westfriesland zu übernehmen, und am nächsten war dazu Herr Cornelius Witte de Witt berechtigt. Aber wie viele Vorzüge dieser tapfere Offizier auch sonst haben mochte, die Abneigung, ja der Haß der Seeleute, den diese gegen ihn hegten, und den er sich durch die beispiellose Härte und Grausamkeit gegen seine Untergebenen zugezogen hatte, machten diese Ernennung unmöglich. Zwar erinnerte man sich an de Ruyter, als den einzigen, der für dieses Amt in jeder Beziehung sich am vollkommensten geeignet hätte

doch durfte man andererseits nicht daran denken, einen Offizier, der nur mit dem Range eines Kommandeurs bekleidet war, zu einem so hohen Posten zu befördern.

Unterdessen fand diese verwickelte Angelegenheit, welche den General-Staaten und den Flottenoffizieren mehr zu schaffen machte, als zwei Schlachten zur See, durch die besonnene Vermittelung des Rat-Pensionarius Johann de Witt ihre Erledigung, indem man Jakob van Wassenaar, Herrn von Opdam, Obersten eines Reiterregiments und Gouverneur von Heusden, einem tapfern und zugleich einflußreichen Manne, den Rang und die Würde eines Admirals erteilte und die eigentliche Gewalt den Vizeadmiralen Cornelius Witte de Witt und Janson überließ.

Während aller dieser Unterhandlungen verhielt sich Michael de Ruyter ganz ruhig. Ihn kümmerte der Streit der Eitelkeit und des Ergeizes nicht; er suchte nicht den äußeren Glanz. Aber dieser suchte ihn. Der Vorschlag eines Mitgliedes der Staaten, den Kommandeur de Ruyter mit der Würde eines Vizeadmirals zu bekleiden, fand allgemeine Zustimmung und das Patent hierüber ward bereits im November 1653 für ihn ausgefertigt. Aber der bescheidene Mann glaubte diese Auszeichnung nicht zu verdienen und lehnte sie mehrfach ab, bis er endlich durch einen wiederholten Erlaß der General-Staaten bewogen, in diese Standeserhöhung willigte.

Er kam aus der Versammlung der General-Staaten, denen er in seiner neuen Würde den Eid der Treue geleistet, und wurde von Anna van Geldern auf der Schwelle seiner Wohnung empfangen.

„Willkommen, mein teurer Gemahl, tausendmal willkommen!“ rief das schöne Weib, indem sie ihren Arm traulich um seinen Nacken legte. „Hat die neue Würde, welche Euch jetzt bekleidet, Euch Eurem Hause auch nicht entfremdet? Mögt Ihr nach den tausend Glückwünschen, welche die Edlen des Landes Euch gespendet, mit geneigtem Sinn auch den demütigen Glückwunsch Eures Weibes empfangen?“

„Meine teure Anna!“ sagte de Ruyter, sie herzlich küssend, „wie freue ich mich des Wiedersehens an diesem Tage. Ja, meine Liebe, sie meinen es gut, sie meinen es ehrlich, ich glaube und hoffe es mindestens so; aber ich fühle mich nicht heimisch in den glänzenden Zirkeln, mich beklemmts und ängstigts, meine Verdienste gerühmt zu hören und mich von jedermann bewundern zu lassen. Herr Gott, was soll ein Mann, den sein Vaterland nöthig hat und an den rechten Platz stellt, denn anders thun, als seine Schuldigkeit?“

„Wie stolz bin ich auf Euch, mein edler Held!“ sagte die Gattin schmeichelnd, indem sie ihn in das stattlich eingerichtete Wohngemach führte. „Nun sehe ich ein, wie Unrecht ich hatte, als ich Euch abmahnte vom Seedienst, Euch durch einen Eid an den festen Boden fesseln und zur steten Unthätigkeit verurteilen wollte. Nein, keine Klage soll fortan über meine Lippen kommen, wenn Ihr fern von mir in Schlachten und in dem Kampf mit den Elementen Euch preisgebt; nur die Gnade erbitte ich mir vom Himmel, daß es mir vergönnt sein möge, Euch stets frohen Mutes auf der Schwelle Eures Hauses empfangen zu können!“

Da traten die Kinder des Admirals ein und um-

ringten den Vater mit lautem Jubel. Die älteren schlossen ihn liebkosend in die Arme, während die jüngeren an ihm emporkletterten und lachten und jauchzten.

„Ei! Ei!“ sagte de Ruyter zu seiner Gattin gewendet, die mit einem seligen Lächeln zu ihm herüber sah, „was ist das für eine wilde Gesellschaft? Und ganz ohne Umstände, derb und geradezu. Habt Respekt, Ihr Buben, vor dem Vizeadmiral der Herren Staaten und zerknittert ihm nicht die neue Uniform, die ohnedies mit ihrer Stickerei etwas unbequem ist. Nun, Engel, mein Aeltester — seht nur, Anna, er ist ganz und gar seiner Mutter Ebenbild; er hat ihre blauen Augen und ihr lichtblondes Haar! — nun mein Junge, wie ist Dir Deine Herbstreise nach Havre bekommen, und wie gefällt Dirs auf der See?

„Vater!“ sagte der Knabe und seine Augen funkelten lebhaft, „Vater, es ist herrlich draußen! Alle Tage etwas Neues, alle Tage etwas Schöneres! Wie muß es erst sein am Bord eines Kriegsschiffes! Ich bin nun bald sechszehn Jahre, Vater, und Du darfst mich nicht länger zu Hause lassen! Ich muß mit Dir hinaus.“

„Nun, nur Geduld, Junker Engel de Ruyter!“ sagte der Vater mit stiller Freude über den Mut seines Sohnes. „Ists so eilig? Deine Zeit wird auch kommen. Bringe es nur erst zu etwas in den Schulwissenschaften.“

„Vater!“ unterbrach ihn der Knabe. „Du warst viel jünger als ich, und hattest auch nicht besonders viel gelernt, als Du zur See gingst. Du hast es selbst gesagt, und bist jetzt doch Vizeadmiral von Holland

und Westfriesland. Mich schicke zur See, die Bücher überlasse ich meinem Bruder Adrian."

„Vertiefst Du Dich so gern in Bücher, mein lieber Adrian?" fragte der Admiral. „Möchtest wohl gar ein Stück von einem Gelehrten werden?"

„Wenn Du es mir gestattest, Vater", sagte der ernste Adrian, „so möchte ich gern der Neigung meines Herzens folgen. Ich habe keinen Trieb für das Leben zur See, mich zieht es zum Studium der alten Weisen, und ich möchte wohl ein Doktor der Rechtswissenschaft werden. Wenn Du, mein lieber Vater mir keinen Zwang anlegen willst, so möchte ich bald die Universität Köln beziehen, um mich dort für die höheren Rechtsschulen vorzubereiten."

„Geh Deinen Weg, mein Sohn!" sprach de Ruyter. „Fern sei es von mir, meine Kinder bei der Wahl ihres Berufes zu beschränken. Jeder nach seiner Weise, und nur alle einig in redlicher Gesinnung. Das Amt, welches Du Dir wählst, lieber Adrian, ist keineswegs geringe, aber es ist schwer. Trachte danach, stets ein frommer und gerechter Richter zu sein, dann hast Du vor Tausenden einen gesegneten Weg gemacht. Verhelfe Dir Gott dazu! Und was sagt meine kleine Salome? Was treibt und schafft sie zur Zeit?"

„O, Vater!" sagte das Mägdlein mit wichtiger Miene, „Du mußt nicht denken, daß ich müßig daheim bin, wenn meine Brüder in den Schulen oder auf den Werften sind. Ich will Dir Strümpfe zeigen, die ich gestrickt, und eine Naht kann ich nähen, daß die Mutter auch nicht das Geringste daran auszusetzen weiß. Das ist doch viel, nicht wahr?" Und dies Sacktüchlein mit

den bunten Trauben habe ich für Dich ausgenäht, und keiner hat mir dabei geholfen. Bitte, lieber Vater nimm es an und gieb mir einen Kuß."

So tändelten die Glücklichen eine Stunde nach der andern hinweg, bis am Abend eine Deputation des Magistrats der Stadt Amsterdam erschien und den Vizeadmiral zu sprechen begehrte. Sie erschien in dem Staatszimmer und erwartungsvoll trat ihnen der Admiral entgegen.

„Herr Admiral", begann der Wortführer nach den ersten Begrüßungen, „wollt unser Erscheinen nicht übel deuten. Es kann Euch nicht auffallen, daß bei Euren Ruhmesthaten, welche die ganze Welt erfüllen, auch die Stadt Amsterdam voll Bewunderung für Euch durchdrungen ist."

„Ich bitte Euch, werte Herren!" entgegnete der Admiral.

Jener aber fuhr fort: „Laßt vielmehr mich bitten, meine Botschaft endigen zu dürfen, womit der Magistrat dieser berühmten Handelsstadt mich beauftragt hat. Wir sind nicht blind für Eure Thaten gewesen, edler Herr, und haben dieselben wohl erkannt; wir haben uns nicht damit begnügt, dieselben als kühne Unternehmungen eines tapfern Mannes anzustaunen und zu bewundern, sondern wir haben wohl eingesehen, welchen Nutzen diese hervorragenden Seethaten für uns gehabt haben. Während Ihr Euch den feindlichen Geschützen und den Elementen preisgabt, schütztet Ihr die Schiffahrt des Landes und vornehmlich den Verkehr unserer mächtigen Handelsstadt; Ihr schirmtet unsere Marine und sorgtet, daß sie ihre wertvollen Ladungen ungefährdet heimbringen konnte.

So genehmigt denn, daß der Dank, den wir Euch schulden, öffentlich ausgesprochen werden darf, und beehrt eine Mahlzeit, welche wir morgen den zweiten März auf unserem Stadthause ausgerichtet haben, mit Eurer Gegenwart, damit jedermann sich an Eurem Anblick freue und wir Euch im Namen der ganzen Stadt den Ehrentrunk zubringen dürfen; gestattet auch, daß wir morgen zur zwölften Stunde hier erscheinen, um Euch das Geleite nach dem Stadthause zu geben."

Nicht ohne Widerstreben hatte de Ruyter, allem äußern Prunk und Schimmer abhold, die Einladung des Magistrats angenommen, und als er am folgenden Mittage im Geleite der Deputation auf die Straße hinaustrat, war er nicht wenig verlegen, als er von einer dichten Volksmenge umgeben und mit lautem Zuruf begrüßt wurde. Männer und Weiber drängten sich während des ganzen Weges an seinen Wagen, jubelten und sprangen, schrieen „Hurra!" und „Vivat!" und sangen ihm zu Ehren eigens gedichtete Lieder und Weisen.

Und als er nun auf dem Stadthause anlangte und von dem ganzen Magistrat feierlich empfangen und mit ehrenden Worten begrüßt wurde, während die Pauken und Trompeten dazwischen wirbelten und schmetterten, da schlug er beschämt die Augen nieder, und auf den Ehrenplatz geführt, sprach er vor sich hin: „Das verdiene ich nicht!"

Gegen die Mitte des Mahles, das mit lauter Fröhlichkeit eingenommen wurde und wobei es an feierlichen und scherzhaften Reden und Gesundheiten, an fröhlicher Musik und lustigen Liedern nicht fehlte, erhob

sich der Bürgermeister und winkte einen Pagen herbei, der ein rotes Sammetkissen trug, worauf eine silberne Kapsel ruhte, und von diesem gefolgt, begab er sich zu dem Admiral.

„Ehrenhafter! Getreuer! Würdiger!“ sagte das Oberhaupt der Stadt Amsterdam unter dem allgemeinen Schweigen der Versammlung. „Das große Bürgerrecht dieser Handelsstadt ist ein so viel umfassendes Recht, daß die Stadt mit gutem Grunde dasselbe nur selten und in wichtigen Fällen verleiht, denn wer es besitzt, der eignet sich dazu, die ersten Ehrenämter des Staates zu bekleiden. Da aber Eure Thaten so selten und groß sind, daß sie durch nichts überragt oder in den Schatten gestellt werden, so will es uns als ein Geringes erscheinen, daß wir nichts als dies Euch zu bieten haben. Nehmt also das Geschenk geneigtest an und seid ein Großbürger Amsterdams. Wenn Ihr und etliche andere vielleicht meinen, daß Euch dadurch von uns eine Ehre erwiesen wird, so glauben wir vielmehr, daß wir in Eurer Person einen Bürger erhalten, welcher der beste Mann und der tapferste Seeheld ist, und dies ist unsere Ehre und unser Stolz! Es lebe der neue Ehrenbürger von Amsterdam, Herr Vice-Admiral de Ruyter! Hoch!“

Während in solcher Weise der neue Bürger mit lautem Jubel begrüßt wurde, der fast kein Ende nehmen wollte, öffnete der Bürgermeister die silberne Kapsel, worin sich der Bürgerbrief fand, der auf weißem Pergamente von dem tüchtigsten Ratsschreiber gar sauber geschrieben war und also lautete:

„Bürgermeister und Regierer der Stadt Amster-
„dam haben dem Edlen, Mannhaften Michael

„Adrianson de Ruyter, Viceadmiral von Holland „und Westfriesland, unter dem Collegio der Admi„ralität allhier begriffen, in Ansehung seiner für„trefflichen Dienste, dem Lande erwiesen, und die, „so noch von Seiner Edlen verhofft und erwartet „werden, verehrt das große Bürgerrecht dieser Stadt, „befehlend, Ihn dafür zu erkennen und zu lassen ge„nießen die Privilegien und Immunitäten, so den „Bürgern dieser Stadt zukommen. Actum unter dieser „Stadt Siegel am zweiten Martii im Jahre 1654.

Nach der Verordnung Ihrer Edlen Achtbarheiten.

J. Korver."

Als de Ruyter, überschüttet mit Glückwünschen, Ehrengeschenken und Jubelrufen, von einer Deputation des Magistrats heimgeleitet wurde, die sich an der Schwelle seines Hauses beurlaubte, empfingen ihn die Seinigen und führten ihn in das wohnliche Gemach. Er herzte und küßte sie alle und sprach: „Hier lebe ich mir selbst, hier ist meine Heimat; aber der empfangenen Ehren will ich mit Freudigkeit gedenken und mich ihrer würdig zu machen suchen."

So saßen sie kosend und scherzend neben einander, bis die neunte Stunde schlug. Da erhob sich de Ruyter: „Nun ist es Zeit, uns zur Ruhe zu begeben. Rufe die Hausgenossen zusammen, liebe Anna, damit wir uns insgesamt der Gnade des Höchsten empfehlen."

Anna van Geldern that nach der Aufforderung, indem sie die Glockenschnur zog, und bald darauf erschien die gesamte Dienerschaft. Da nahm der Admiral seinen Platz an dem oberen Ende der Tafel, las ein Kapitel der Bibel und einen frommen Psalm, und sprach dann



den Segen, worauf er allen eine ruhige Nacht wünschte und sich in sein Schlafgemach zurückzog.

Und der Engel des Friedens hielt Wache vor dem Eingange dieses Hauses.

XIII.

Die Renegaten von Amsterdam.

(August 1654.)

Prächtig wogte die krystallhelle Flut des Mittelmeeres auf und ab, und ein lichtklarer sonniger Himmel wölbte sich darüber hin, die balsamische Luft war von Blütenduft erfüllt; Seevögel mit schimmerndem Gefieder ruderten durch den weiten Raum, und der glänzende Delphin schaukelte sich auf dem Rücken der blauen Wogen.

Mitten in diesen Wundern eines glücklichen Himmelsstriches schwamm eine Fregatte, die mit zweiunddreißig Kanonen besetzt war. Sie hatte ihre Segel ausgespannt, aber der leichte Wind füllte sie kaum, und das Schiff lief nur geringe Fahrt. Es zeigte keine Flagge oder ein Abzeichen anderer Art, woraus man hätte entnehmen können, welchem Volke es angehörte; aber schon die Unordnung in dem Takelwerk, sowie der Mangel aller Harmonie und die Fülle des Schmutzes würden dargethan haben, daß das genannte Schiff von den Barbaresken komme, wenn dies auch nicht die weißen Tur-

bane der zahlreichen Besatzung verraten hätten. Das ganze Verdeck wimmelte von Türken und Mohren, deren weit über dreihundert am Bord waren; doppelt zuviel für ein Schiff dieser Art, und doch nicht genug, um es mit den feigen Mohren gegen einen Angriff der Christen zu behaupten.

Auf dem Hinterkastell des Schiffes saß das Oberhaupt dieser Fregatte mit unterschlagenen Beinen auf weichen Polstern. Er rauchte aus einer langen Pfeife und hatte neben sich einen Sorbet-Krug stehen, aber der Geruch, welcher aus demselben aufstieg, ließ eher auf eine gute Mischung von Genever oder Rack, als auf ein kühlendes Getränk schließen. Dieser Mann hieß Sillaman und galt für einen tüchtigen Seemann, der in dem Kampf mit Menschen und Elementen sich vielfach bewährt hatte. Sein Aeußeres schien dieser Voraussetzung zu entsprechen; er war groß und stark, sein gebräuntes Gesicht von einem dichten schwarzen Barte eingefaßt, und unter dem Turban glühten zwei dunkle Augen, aus denen Uebermut und Verwegenheit blitzten. In seinem Gürtel steckten ein Dolch nebst einem paar Pistolen und zur Rechten lag ein stattlicher Damascener, der bereits von der Scheide befreit war.

Da erschien ein junger Türke, fast noch ein Milchbart, mit schwärmerischen Augen, der kreuzte seine Arme, neigte sich drei Mal tief und sagte dann zu dem Beherrscher des Schiffes: „Allah ist groß! Das Mal ist hergerichtet und wartet Deiner!“

Sillaman reichte dem jungen Türken, der im Schiffe Ibrahim genannt wurde, die Pfeife hin, deutete auf den Krug, den der Diener ebenfalls an sich nahm,

und schaute sein Schiffsvolk an, das den mächtigen Gebieter mit staunender Ehrfurcht betrachtete. Hierauf ergriff Sillaman den blinkenden Säbel, erhob sich von seinen Polstern und stieg gravitätisch in die Kajüte hinab, wo das leckere Mahl, aus Reis und Hühnern bereitet, ihm entgegenduftete. Er schmunzelte wohlgefällig und sagte dann sehr herablassend: „Ist Alles hier, dessen wir bedürfen?“

„Alles, mein Gebieter! antwortete der Diener.

„Hast Du auch den Eingang zur Kajüte wohl verschlossen, Ibrahim?“

„Ganz fest, mein Gebieter!“

„Nun, Katrinchen, da wollen wir zu Tische gehen!“ sagte der Schiffsführer fröhlich, warf die Damascenerklinge und den Turban beiseite und beide lagerten sich nebeneinander auf die weichen Teppiche, um ihre Mahlzeit einzunehmen.

„Der Teufel! der Reis ist gut gekocht, Katrinchen!“ lachte der Schiffsführer in sich hinein; und das Huhn ist auch nicht übel geraten!“

„Es freut mich, wenn es Dir schmeckt, Jan Leenderson!“

„Teufelsmäßig gut schmeckts! Da trink einmal! Nun, Katrinchen, es war doch nicht so dumm von uns, ein Paar Worte aus dem Koran zu lernen und vor dem Imam darauf zu schwören, daß Muhammed ein großer Prophet sei? Jetzt sind wir freie Leute, freuen uns unseres Lebens, machen alle Tage frische Beute und brauchen uns um nichts zu kümmern, als wie wir die Gottesgaben am besten genießen wollen.“

„Ach, Jan Leenderson, es war doch eine große Sünde!“

„Was da! Wußtest Du einen anderen Ausweg?“

„Leider nein! Aber, da hat es sich bestätigt, was mir mein alter, frommer Vater so oft gesagt.“

„Höre Du, das ist langweilig!“

„Sünde erzeugt Sünde! Hätte ich mich nicht von Dir beschwatzen lassen, und wäre meinem Vater davon gelaufen, brauchte ich nicht meinen Glauben abzuschwören.“

„Thu' mir den Gefallen, Kind, und mache mir den Kopf nicht warm, sonst kannst Du es erleben, daß ich auch bei Dir anfange, den Türken zu spielen. Hast Du mir nicht gesagt, daß Du mich geliebt hättest von dem Tage an, da ich in Deines Vaters Kontor gekommen und zum ersten Mal an Eurem Tisch erschienen sei? Kann ich dafür, daß Dein Vater mich höhnisch abwies, als ich mit Deiner Erlaubnis von ihm Deine Hand begehrte, blos darum, weil ich ein armer Teufel und der Sohn des Rabenwirtes war, der in dem Teertuinen-Viertel von Amsterdam wohnt? Pah! Seine Abkunft war auch nicht weit her, und es wissens gar viele, daß sein Großvater Packträger in Rotterdam war.“

„Jan Leenderson!“

„Nun, nun, es ist schon gut! Ich sage es nur so, und Du warst damals ganz meiner Meinung hinsichtlich des Davonlaufens. Paßte sich auch ganz gut für uns, denn wir hatten leichte Beine und sehr wenig Gepäck.“

„Damals hegte ich noch den süßen Wahn, mein Vater würde uns den Schritt vergeben.“

„Er hat es aber nicht gethan, sondern mir einen Steckbrief nachgeschickt. Da war es doch wohl geraten, sobald als möglich über See davon zu kommen; daß es noch dazu mit einem seiner eigenen Schiffe geschah, war ein lustiger Spaß. Nun kam uns ein algerischer Korsar in den Weg, und bald darauf standen wir auf dem Sklavenmarkt mit einem Strick um den nackten Hals. Da galts, entweder zeitlebens mit der Kette am Bein zu arbeiten, oder zu sagen, daß der Koran ein überaus weises Buch sei, was ohnedies die reine Wahrheit ist.“

„Wir sind verfluchte Renegaten, die Gott und Jesum Christum abgeschworen haben.“

„So sagen sie in Amsterdam!“ entgegnete der Schiffsführer gleichmütig. „Hier unter dem Halbmonde sagen sie: Verfluchte Christenhunde, die nichts von Muhammed und seinem Paradiese wissen.“

„Du bist grauenerregend mit Deinem Spotte!“ sagte das Mädchen weinend. „Alles habe ich Dir geopfert, was die Liebe irgend opfern kann, und Du vergiltst es mir mit Hohn. Wie recht hatte mein Vater, und wie fällt der Nebel von meinen Augen!“

„Wie? Was ist das?“ rief der Renegat, die Stirn runzelnd.

„Er hat mich mit Thränen gewarnt, aber ich war vor Leidenschaft blind und hörte nicht auf ihn. Nicht weil er arm ist, verwerfe ich ihn, sagte er mir, sondern weil er einen grausamen, wilden Sinn hat, und Du unglücklich mit ihm sein würdest.“

„Weib! Ich rate Dir Gutes! Schweig!“

„Ich will reden! Endlich muß diese Last, die mich mit Centnerschwere darnieder drückt, von meinem Herzen herunter! Wie wahr hat mein Vater gesprochen! Du hast leichtsinnig Deinen Glauben von Dir geworfen und mich eines gleichen Verbrechens teilhaftig gemacht; Du treibst Seeraub und unschuldig vergossenes Blut klebt an Deinen Fingern.“

Der Renegat griff nach seinem Dolche und sprang zähneknirschend auf: „Sei augenblicklich still, oder ich stoße Dir den Dolch in die Kehle, dann ist es aus mit Dir für immer, und ich bin Deines Heulens überhoben.“

„Thu, was Du nicht lassen kannst!“ sagte das unglückliche Geschöpf. „Ich frage nichts danach.“ Dann aber kniete sie in Thränen aufgelöst nieder und betete inbrünstig: „Herr, vergieb uns unsere Schuld!“

Es pochte an den Eingang der Kajüte, erst leise, dann immer lauter. Der Renegat setzte rasch den Turban auf, nahm seine gravitätische Miene an und fragte: „Wer wagt es, mich zu stören?“

„Verzeihe mir, mein tapferer Gebieter,“ ließ sich die Stimme des Steuermannes vernehmen, „aber Deine Gegenwart auf dem Verdeck wird dringend notwendig. Ein Segel hat uns aufgelaufen und hält mit seinem Bugspriet gerade auf uns ab. Allem Vermuten nach ist es ein Abendländer, und ein bewaffneter dazu.“

„Ich komme gleich!“ rief der Renegat, „nur hinauf!“

Der Steuermann flog die Treppe hinan, und der Renegat wandte sich an seine Geliebte: „Ich öffne jetzt

die Thür, Frauenzimmer! Nimm Dich zusammen und keinen solchen Auftritt wieder! Du kennst mich!" — Er schritt zur Kajüte hinaus; als er kaum die Kajütskappe erreicht hatte, wandte er sich um rief mit lauter Stimme: „Ibrahim! Meine Pfeife!"

Hierauf wandte er sich gähnend an den Steuermann: „Wo ist der Segler!"

„Hier, o Herr!" entgegnete dieser unterwürfig und deutete in der Richtung des Luv-Krahnbalkens, der schlimmsten Stelle, wo man ein feindliches Schiff erblicken kann, weil man selten imstande ist, ihm zu entlaufen.

„Hm!" meinte der Führer des Raubschiffes, nachdem er das fremde Segel einige Zeit beobachtet hatte, „das ist jedenfalls ein Feind, der wohl zu beachten, wenn auch sein Rumpf zwei Mal kleiner ist, als der unsrige. Laßt alles in Bereitschaft sein, um einen Angriff zu bestehen. Bisher haben wir nur mit wehrlosen Kauffahrern zu thun gehabt, jetzt zeigt, daß Ihr auch imstande seid, einem bewaffneten Feinde Trotz zu bieten. Zeigt es, Ihr Hunde, oder —." Er hob drohend die entblößte Damascener-Klinge und schwang sie um seinen Kopf, dann rief er: „Ibrahim! Wo bleibst Du mit der Pfeife?"

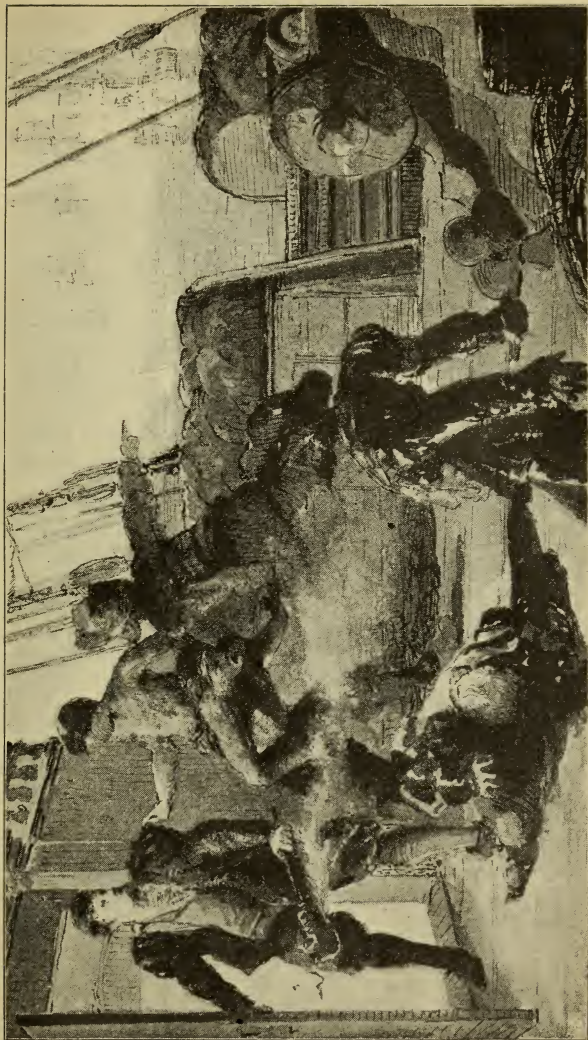
„Hier, mein hoher Gebieter!" sprach Ibrahim, der außer Atem herbeikam und die Pfeife darreichen wollte. Der Steuermann aber machte sich flink an ihn heran und sagte polternd: „Du verdienst, daß man Dir die Zunge ausrisse dafür, daß Du Deinen Herrn so lange vergeblich warten ließest!" Und damit ließ er eine neunsträhnige Geißel auf den Rücken des armen Ibrahim niederfallen.

„Allmächtiger Gott!“ schrie dieser, vor Angst und Entsetzen in die Knie sinkend und die Augen strömten über von Schmerzensthränen, während der Steuermann die Geißel von neuem hob. Sillaman stand einen Augenblick starr bei diesem Anblick, dann aber geriet er in die äußerste Wut. „Hund von einem Sklaven!“ stieß er heulend heraus, die Klinge sauste durch die Luft und der Kopf des Mohren flog samt dem Turban über Bord. Die umherstehenden Türken stießen ein entsetzliches Geheul aus.

„Wer wagts, zu atmen?“ rief Sillaman, die Augen rollend. „Ein Laut, und ihn trifft ein gleiches Schicksal! — Alle wichen furchtsam zurück. Er befahl Ibrahim mit barscher Stimme, sich unter Deck zu begeben, und bestieg dann in aller Gemütsruhe das Hinterkastell, um nach dem feindlichen Segler zu spähen den er für eines der holländischen Kriegsschiffe hielt, die unter den Befehlen des Vice-Admirals de Ruyter im mittelländischen Meere, und namentlich unter der Küste der Barbaresken kreuzten.

Er hatte sich nicht geirrt, das bezeichnete Schiff war der „Kompaß“, ein Dreimaster von zwanzig Kanonen, kommandiert von dem Kapitän Samuel de Wildt. Die Holländer hatten scharf ausgelugt und den Seeräuber schon erblickt, als er eben in der Kimmung des Horizontes erschien.

„Haltet scharf auf den Bug des Raubtiers ab, Jan!“ sagte Kapitän de Wildt zu dem Manne am Steuer. „Er muß unser sein, noch ehe die Sonne in die See sinkt. Ich wette meinen Kopf, daß es ein verdammter Seeräuber ist, doch soll er nicht sagen, wir



hätten ihn nicht ordnungsgemäß aufgefordert, uns seine Herkunft zu zeigen. Hißt die Flagge und den Wimpel, und schickt ihm von der Back einen tauben Schuß entgegen."

Die Flagge der vereinigten Provinzen wehte hoch am Mast, der Schuß hallte vernehmlich über die See hin. Einige Augenblicke blieb alles still am Bord des Räubers. Dann aber zeigte sich plötzlich am Vortopp die Blutflagge der algerischen Korsaren mit dem Halbmond.

„Da haben wirs!" lachte der Kapitän. „Der Kerl macht wenig Umstände. Bei alledem hat er Courage, das gefällt mir. Er sieht, daß er uns nicht entrinnen kann und will sich nun als ein Mann zeigen. Alles zum Angriff bereit, Herr Lieutenant Cordtsen?"

„Alles!" entgegnete dieser, „zum Feuern wie zum Entern!"

„So lauft in seinen Luv und beginnt das Feuern ohne weitere Vorrede! — Der Lieutenant ging, die nötigen Vorkehrungen zu treffen; der Kapitän sprach vor sich hin: „Er bleibt genau im Fahrwasser und läßt uns herankommen; so viel Courage hat kein Türke! Da kommandiert ein Renegat! Nun, wenn's einer von den unsrigen ist, da oben findet er Platz!" Und sein Blick streifte die Nocken der Fockraa.

Die Schiffe lagen sich bald darauf seitlängs im Gefecht, die Holländer feuerten zuerst, darauf der Algerier; die einzelnen Lagen folgten rasch auf einander und es schien anfangs, als würde der Türke dem Christen nichts schuldig bleiben; aber bald ver-

stummten die Kanonen des Seeräubers; das Kriegsschiff ließ vom Winde abfallen, beide Schiffe lagen Deck an Deck, die Enterhaken flogen herüber und hinüber und die Holländer sprangen mit lautem Hurra in die feindlichen Wanten. Der Kampf war kurz, aber furchtbar; Christen und Mohren fielen tot oder schwer verwundet neben einander; endlich wurden die Letztern besiegt. Einige, welche die holländische Gefangenschaft mehr als den Tod fürchteten, sprangen, Verwünschungen ausstoßend, über Bord; die Meisten warfen die Waffen weg und flehten knieend um Gnade. Man bemächtigte sich ihrer und warf sie gebunden in den Raum. Hier lagen viele Christensklaven, die man sogleich entfesselte und an das helle Tageslicht führte. Sie stürzten auf die Kniee und wollten einen Lobgesang anstimmen, aber sie vermochten es nicht vor Rührung und Schwäche.

Während sich dieses auf der Back und dem Mitteldeck begab, dauerte der Kampf auf dem hintern Kastell noch einige Zeit fort; Sillaman stritt wie ein Löwe und wich erst, als er aus mehreren Wunden blutete der stets wachsenden Uebermacht.

„Hund von einem Renegaten!“ rief Samuel de Wildt und setzte seinen Fuß auf den Nacken des Gefallenen. „Ergieb Dich sogleich oder —!“

Mit einem Blicke tötlichen Grimmes sah Sillaman zu dem Marine-Offizier auf, aber seine Erschöpfung war zu groß; er schloß die Augen und sank zurück.

„Sorgt für ihn!“ sagte de Wildt, „und schärft dem Doktor ein, daß er den Kerl mit Vorsicht behandeln soll; er muß dem Gesetz für seinen Seeraub büßen.“

Die Holländer hatten sich unterdessen durch das ganze Schiff zerstreut, um nachzusehen, wie reich die Beute sei, die in ihre Hände gefallen, und ob sich nicht noch irgendwo einer der Piraten verborgen habe, der sich ihrer Rache entzogen und gefährlich werden könne. Einer der Kadetten drang mit seinen Gefährten bis in die Gegend der Pulverkammer vor. Dort standen einige Kerle mit verwilderten Gesichtern und mitten unter ihnen Ibrahim.

„Zurück!“ rief der vorderste der verwegenen Gesellen den Holländern zu. „Zurück, oder uns holt Alle zusammen augenblicklich der Teufel!“

Der Kadett wich einen Schritt zurück: „Da sind noch fünf dieser Bursche! Ergebt Euch, Ihr Hunde! Alle Eure Hefershelfer sind tot oder gefangen, Euer Hauptmann liegt gebunden auf dem Deck und soll hängen vor Abend.“

„Ich werfe diese Lunte in das Pulverfaß!“ rief der älteste der Räuber, „wenn Du nur einen Schritt vorwärts gehst. Entweder kommen wir ungestraft davon oder wir sterben alle mit einander. Darum ruft mir Euren Kapitän, damit wir unterhandeln; ich schwöre es Euch bei Gott und allen Teufeln, es ist mein heiligster Ernst!“

Der Kadett und seine Gefährten wußten nicht, was sie in einer so kritischen Lage thun sollten; sie steckten die Köpfe zusammen und schlichen endlich leise davon, um dem Kapitän den seltsamen Fall zu melden, von dem Gelächter der Piraten begleitet.

„Nun, ihr verfluchten Türkenhunde!“ rief der Kapitän, rasch herbeieilend; aber der Wortführer der

Piraten sagte kalt: „Zurück, oder wir fliegen in die Luft. Wir sind keine Türken, sondern Renegaten, und ich, wie Ihr mich hier seht, bin ein guter Flamänder.“

„Und ich“, sagte der zweite, „bin aus Holland, daß Ihr es wißt, und fahre hier schon an zwanzig Jahre umher.“

„Und ich bin ein Däne,“ sagte der dritte, „von Fünen gebürtig, aber mir hörts niemand mehr an.“

„Und ich bin ein Lübecker Stadtkind, zum Seeraub gepreßt!“ rief der vierte. „Wir haben alle wider unsern Willen zum Koran geschworen und wollen wieder zum Christentum zurückkehren.“

„Die christliche Kirche dankt für solches Gesindel!“ sagte der Kapitän verächtlich. Macht Euch keine Hoffnung.“

„Doch“, entgegnete der Lübecker eifrig. „Es ist ein Gesetz, welches sagt, daß man dem Renegaten, wenn er seinen Fehltritt bereut und wieder in den Schoß der Kirche zurücktreten will, Zeit zur Buße gönnen soll. Wir verlangen diese Zeit zur Buße!“

„Lumpengesindel! Aber die Kerle haben Recht! Werft die Waffen von Euch und geht einzeln auf das Verdeck, so schwöre ich Euch, daß Ihr nicht an Eurem Leben geschädigt werden sollt.“

Die Piraten steckten die Köpfe zusammen und berieten mit einander. Sie schienen nicht einig zu sein, und der Wortführer derselben machte eine drohende Bewegung nach dem Eingange der Pulverkammer. Da schlich sich Ibrahim unbemerkt hinter ihn, entriß ihm die Lunte und dem Kapitän entgegenfliegend, stürzte er

zu dessen Füßen mit dem Rufe: „Barmherzigkeit! Rettung!“

Die Piraten standen starr vor Staunen über diesen unerwarteten Streich, der ihnen von jemandem aus ihrer Mitte zugefügt ward; sie setzten sich nicht zur Wehr und stießen nur ein dumpfes Geheul aus, als das Gefolge des Kapitäns über sie herfiel und sie in Fesseln legte. Der Kapitän sah indessen auf Ibrahim herab und sagte: „Du hast durch Deine entschlossene That ein großes Unglück verhütet! Was Du auch verübt haben magst, Du sollst des Lohnes nicht entbehren.“

Der jugendliche Renegat hob die thränenfeuchten Augen empor und sagte: „Nicht für mich flehe ich um Gnade; nur für ihn! für ihn!“

Aufmerksamer betrachtete ihn der Kapitän: „Das ist kein Türke und überhaupt kein Mann!“

„Nein, Kapitän Samuel de Wildt, das bin ich nicht!“

„Woher weißt Du meinen Namen?“ fragte dieser mit wachsendem Erstaunen, „und wer bist Du?“

„Ach, daß ich es verschweigen könnte auf ewig! Daß ich mich auf den Grund des Meeres gebettet hätte! Nein, ich bin kein Mann, ich bin ein unglückliches, bejammernswertes Geschöpf. Als ich Euch kommen sah, als ich Euer edles Antlitz erblickte, das ich in frühern, glücklichern Tagen so oft gesehen, als ich Eure Stimme hörte, die vor Jahren so freundlich zu mir gesprochen, flog es mir wie ein freudiges Ahnen durch den Sinn. Aber nur eine Sekunde dauerte dieses Glück, dann fühlte ich mein Elend tiefer als vorher“.

„Und wer bist Du?“ fragte der Kapitän dringender. „Rede!“

„Sagt mir“, begann Ibrahim zögernd, „erinnert Ihr Euch des ehrwürdigen Daniel Vanderbrook in Amsterdam und seiner Tochter Katrine?“

„Um Gotteswillen!“ unterbrach sie der Kapitän, und sein Auge ruhte forschend auf ihr, deren Wangen die Glut der Scham rötete. „Steht sogleich auf und folgt mir in meine Kajüte!“

Die Umstehenden, welche die zuletzt gesprochenen Worte der Unglücklichen nicht vernommen hatten, weil sie nur in einem flüsternden Tone gesagt wurden, erstaunten nicht wenig, daß ihr Kapitän einen der Piraten ohne Fesseln ließ und mit sich an Bord nahm.

Die Prise war unterdessen genau untersucht, und da man gefunden, daß sie in dem kurzen Gefecht wenig gelitten, auch eine reiche Beute innerhalb ihrer Planken habe, so ward sie mit der nötigen Bemannung versehen und beordert, sich dem Convoy anzuschließen, welches sich in der Straße von Gibralter unter dem Schutze dieses bewaffneten Felsens sammle. Die Gefangenen befanden sich sämtlich an Bord des Kriegsschiffes, während man die erlösten Christensklaven an Bord der Prise gelassen hatte, um sie desto eher auf christlichem Boden in Freiheit setzen zu könnnn.

Katrine hatte ihr Bekenntnis vollendet, Kapitän de Wildt war tief erschüttert: „Bedauernswertes Geschöpf! Du hast Dir Dein trauriges Schicksal selbst bestimmt. Ich kann nichts für Dich thun, als Dich in Deine Heimat bringen, wo Du Deinen Fehltritt bereuen und Buße thun magst.“

„Nein! nein!“ rief Katrine abwehrend. „Nicht nach Holland, da der einzige fehlt, den ich dort noch zu finden wünschte. Mein Vater ist im Gram um mich gestorben! „Weh mir Verfluchten!“

„Fasse Dich, Unglückliche!“

„Es wird irgendwo einen Winkel geben auf dieser Erde, wo ich im Stillen Buße thun kann; ich will den als meinen Retter preisen, der mich dorthin geleitet. Wollt Ihr mir vergönnen, den Mann zu sehen, durch den dies Leid über mich verhängt worden ist?“

„Ist das der Anfang Deiner Reue, Katrine?“

„Es gilt den ewigen Abschied! Ihr sagt ja: er müsse sterben!“

„Ihm ist der Galgen gewiß!“

„So laßt mich ihn sehen! „Vielleicht gelingt es mir, Reue in ihm zu erwecken! Vielleicht — O laßt mich zu ihm!“

Der Kapitän besann sich noch eine Weile, dann ließ er den Piraten-Hauptmann in einen gesonderten Raum des Zwischendecks bringen und führte Katrine selbst zu ihm. Die Schildwache erhielt Befehl, keinen dritten zuzulassen.

Beide Gefangene hatten längere Zeit mit einander gesprochen.

„Du bist ein gutes Ding!“ sagte der Hauptmann. „Wollte, es wäre nicht geschehen! Vergiebs mir!“

„Von ganzem Herzen vergebe ich Dir jedes Leid, was Du mir zugefügt! Bist Du nun bereit, Jan Leenderson, vor Gott zu erscheinen?“

„Ja, zum Teufel — in des Himmels Namen

wollte ich sagen! Aber der Tanz am Strick zwischen Himmel und Erde —."

„Das sollst Du nicht!" Sie brachte eine Schale mit Wasser herbei und fragte ernst: „Hast Du Mut?"

„Mut?" lachte höhnisch der Hauptmann. „Gefangen, verwundet, ohne Waffen, was hilft der Mut?"

„Ich meine nicht den Mut des Kriegers, sondern ob Du im Gefühl Deiner Sünden und im Vertrauen auf Gottes Vaterhuld Mut genug hast, vor seinem Richterstuhl zu erscheinen?"

„Was heißt das?"

„Als wir einst in der Wüste lagerten, lernte ich von einem alten Beduinen-Weibe Kräuter sammeln und einen Saft daraus bereiten, wovon wenige Tropfen den Lebensfaden rasch trennen. Seit jenem Tage trage ich diesen verhängnisvollen Saft bei mir —."

„Gieb! Gieb!"

„Nur ein Wort! Die Erde ist für uns verschlossen, sie hat nur Schmach und Schande für uns. Der Himmel steht dem Verbrecher offen, wenn er aufrichtig bereut. Sage mir, ist Deine Reue wahrhaft aufrichtig?"

„Ja!" antwortete der Pirat schwach.

„So bete, Jan Leenderson! Bete!"

Der Pirat faltete die Hände und schloß die Augen, während Katrine den dunklen, starkduftenden Saft in die Schale träufelte. Beide teilten den Todestrank. Als die Schale geleert war, sank das Mädchen neben dem Lager des Freundes in die Kniee.

Als Katrine nach zwei Stunden noch immer nicht zurückkehrte, schöpfte Kapitän Samuel de Wildt Ver-

dacht und begab sich in den abgesonderten Raum des Zwischendecks. Er fand zwei Leichen. Sie wurden in aller Stille ins Meer gesenkt.

Der Kapitän war bei dieser Ceremonie zugegen und begab sich dann in seine Kajüte, um in seinem Loggbuch die Geschichte der Renegaten von Amsterdam aufzuzeichnen.



XIV.

Danzig.

(1656.)

Die allgemeine Aufmerksamkeit Europas war in gespannter Erwartung auf Schweden und Polen gerichtet, der Krieg zwischen Karl Gustav und Johann Kasimir wurde mit abwechselndem Glücke geführt.

Unter allen seefahrenden Völkern waren die Holländer bei diesem Streite am meisten interessiert. Die Ostsee war die Seele, die Pulsader ihres Handels; dorthin sandten sie die Masse der Produkte, die ihnen ihre Kauffahrer aus Ost- und Westindien, aus Süd- und Nord-Amerika zuführten, und fanden dafür einen lohnenden Markt. Von dorther holten sie vornehmlich das ihnen mangelnde Korn und das Material zum Schiffsbau, der auf allen ihren Werften blühte. Der

Mittelpunkt ihrer Ostsee-Verbindungen war Danzig, und gerechte Furcht, daß die Schweden sich dieser wichtigen Stadt oder gar der gesamten Küstenlande bemächtigen könnten, bewog die General-Staaten, eine hinreichend starke Flotte nach dem baltischen Meere zu senden, um sich vor den Uebergriffen Schwedens an den genannten Orten sicher zu stellen.

Demzufolge ward der neu ernannte Admiral von Holland und Westfriesland, Herr van Opdam, mit einer Flotte in See beordert. Ihn geleiteten die Vice-Admirale de Ruyter und Pieter Florisson, und der Schoute by Nacht, Cornelius van Tromp, der Sohn des berühmten Seehelden. Die ganze Flotte bestand aus 42 Schiffen, welche 1636 Kanonen und 6495 Mann Besatzung führten. Mit dieser Achtung gebietenden Macht erschienen die Holländer in den baltischen Gewässern und gingen am 27. Juli auf der Rhede von Danzig vor Anker. Das Erscheinen dieser Flotte brachte längs der ganzen Küste, und namentlich in der Stadt Danzig eine freudige Bewegung hervor. Die Einwohner derselben fürchteten mit Recht, nur zu bald das Opfer dieses schwedisch-polnischen Krieges zu werden, und begrüßten die willkommenen Beschützer mit lauten Jubelrufen. Schon bei der ersten Nachricht von der Entsendung einer holländischen Flotte nach der Ostsee hatte man beschlossen, derselben auf alle Weise die Freude der freien Hansestadt an den Tag zu legen, und kaum hatten die Admiralschiffe ihre Anker in den Grund gesenkt, als eine reich geschmückte Staatsbarke mit der Deputation des Rates und der Bürgerschaft erschien.

Herr van Opdam war ein tüchtiger Land-Offizier, dagegen im Seedienst wenig erfahren. Dazu machte seine Körperfülle ihn etwas unbeholfen, und er wäre beinahe gefallen, als er, das Schwanken des Schiffes außer Acht lassend, sich der Deputation einige Schritte entgegen bewegte, die von Michael de Ruyter am Fallreep empfangen wurde. An der Spitze dieser Deputation stand Vincentius Fabricius, Syndikus der Stadt Danzig, ein Mann, der zu seiner Zeit als Gelehrter und Dichter eine nicht geringe Berühmtheit genoß.

Herr Fabricius neigte sich tief vor dem Ober-Admiral, sowie vor den übrigen Herren der Flotte, und sagte: „Gestatte mir Euer Exzellenz, im Namen des Rates und der Bürgerschaft von Danzig die erlauchten Abgesandten eines tapferen und heldenmütigen Volkes zu begrüßen, die zum Schutze und dem Beistande einer schönen, in Thränen versunkenen Jungfrau hier erschienen sind. Diese Jungfrau ist die bedrängte Baltica, die von einem harten, tyrannischen Bewerber unablässig verfolgt wird, indem er sie zu einem ihr verhaßten Bündnisse zu zwingen gedenkt, meinend, dadurch alle ihre Schätze und ihren unermeßlichen Reichtum für alle Zeiten an sich zu reißen! Nun aber seid Ihr erschienen, ritterlich gewappnet und gerüstet, und werdet die vielfach Geängstigte schützen; Ihr werdet den grausamen Drachen, der sie bedrängt, mit Eurem tapfern Schwerte niederschlagen, und die vor Dank und Entzücken weinende Jungfrau wird den Kranz des Sieges zu Euren Füßen legen.“

Herr van Opdam, der längere Zeit in Frankreich

und an einigen italienischen Höfen gelebt, entgegnete gewandt: „Wie kann ein Mann, wie Ihr, hochgeehrter Herr Syndikus, uns als unüberwindliche Helden preisen und deren Thaten rühmen, nachdem Ihr doch selbst dergleichen noch viel glorreichere verübtet? Ihr habt Euch nicht damit begnügt, für Eure Vaterstadt die Gunst des Neptun und des Mercur zu erlangen, so daß Euch beide fortdauernd mit der Fülle ihrer Gaben überschütten, sondern Ihr habt für dieselben auch die Gunst des Apoll und seiner holdseligen Schwestern errungen, also gewissermaßen den Stab des Mercur mit dem Lorbeer eines Poeten umwunden; ich gestehe, daß ich mich innigst darauf freue, die Straßen dieser gepriesenen Stadt an der Seite eines solchen Mannes zu betreten."

„Das ist es, Euer Excellenz, worauf wir begierigst warten, und wonach unsere Bürgerschaft sich unaufhörlich gesehnt hat!" entgegnete der Syndikus. „Wir haben stets ausgeschaut von den Türmen und Warten unseres Forts Weichselmünde, haben auch Späherboote in die offene See geschickt, ob nicht jemand so glücklich sei, Eure sieggewöhnten Segel zu entdecken. Und als nun endlich einer die gewisse Nachricht brachte, Ihr würdet noch vor Abend auf unserer Reede ankern, wurde dieser Bote allgemein geehrt, und des Jubelns war kein Ende. Nachdem ich nun aber pflichtschuldigst Euch hier begrüßt und empfangen, zwar nicht nach Gebühr und Würden, sondern nur so weit meine geringen Kräfte dies gestatten, eröffne ich Euch, Namens der Stadt, daß für Euch und die Herren Vice-Admirale am Lande Wohnungen hergerichtet sind und lade Euch

ein, dieselben geneigtest zu beziehen. Wir ersuchen Euch auch, Euch heute über drei Tage Mittags zwölf Uhr auf unserm weltberühmten Artushofe einstellen zu wollen, um an einer Gasterei Theil zu nehmen, welche die Stadt Danzig für alle Offiziere der Flotte angeordnet hat." —

Diese Einladungen wurden mit derselben Förmlichkeit, womit sie dargeboten waren, angenommen, und zwei Stunden später, nachdem die Deputation des Magistrats wieder nach dem Lande zurückgekehrt war, stießen von den Schiffen die Boote ab, worin sich die Admirale und Ober-Offiziere der Flotte befanden; sie begaben sich nach den für sie eingerichteten Wohnungen, wo einzelne Mitglieder des Magistrats sie empfingen.

Der Tag des Gastmahls war erschienen und unzähliges Volk drängte sich in den Straßen, um die holländischen Offiziere zu betrachten, die von dem Syndikus Vincentius Fabricius in langer Reihe nach dem Artushofe geleitet wurden. Voran schritt Herr van Opdam, begleitet von 12 Schiffskapitänen, dem folgten die Vice-Admirale de Ruyter und Pieter Florisson, danach paarweise alle Kapitäne und diejenigen Lieutenants, die vom Wachtdienst irgend entbehrt werden konnten; der Schout by Nacht, Cornelius van Tromp, machte mit den Offizieren seines Schiffes den Beschluß. Die Rats-Trompeter gingen vor dem Zuge her und die Luft ertönte von tausendstimmigen Hurras, welche die Bewohner der Handelsstadt zu Ehren ihrer Gäste erschallen ließen. Nachdem die Offiziere die Schwelle des Artushofes überschritten hatten, standen sie zunächst in Gruppen

umher, begrüßt und bewillkommnet von den Mitgliedern des Magistrats.

Darauf setzte man sich zum Mahle. Zwei Stunden waren bald unter feinen Reden und kunstvollen Toasten hingegangen, man hatte die Dialektik der Danziger Herren, so wie die der Flotten-Offiziere hinlänglich bewundert, und das Gespräch bewegte sich jetzt zwangloser, mit größerer Herzlichkeit. Die Aufmerksamkeit wandte sich von dem Ganzen ab; an den langen Tafeln bildeten sich einzelne Gruppen. An einem der letzten Tische saß ein alter ehrwürdiger Patricier der Stadt Danzig, mit einem lebhaft geröteten Gesicht und einer gesegneten Anlage zum Fettwerden, der bedächtig den goldigen Rheinwein aus seinem silbernen Becher schlürfte und sehr unzufrieden schien, daß sein Sohn, der an seiner Seite saß, ihm nicht die nötige Ruhe zu seinem edlen Werke gönnte.

„Ich sage Euch aber," flüsterte der junge Mann, und sein Auge blitzte hell, „daß ich es nicht länger gleichgültig ansehe!"

„Du sollst still sein!" entgegnete der Alte, und trank ruhig weiter. „Ganz still!"

„Was, Vater? Soll ein Bürger das Recht haben, weil es seinen Zwecken förderlich sein mag, einen Mann zu einem öffentlichen Feste mitzubringen, dessen Landsleute unsere geschworenen Feinde sind? Wozu tragen die jungen Patricier-Söhne einen Degen, wenn sie ihn nicht gebrauchen sollen?"

„Du läßt deinen Bratspieß stecken!" sagte der Alte ernst. „Das würde nicht übel lauten, wenn es hieße, der Großhändler Ehrenfried Köster, der während seines

ganzen Lebens in Frieden für den Wohlstand seines Hauses sorgte, hat einen Sohn, der im tollen Uebermut ein öffentliches Fest der Stadt stört, und unter fröhlichen, zechenden Leuten mit gezücktem Schwerte erscheint."

„Es ist gut, Vater! Ich will still sein; aber das verdammte Schwedengesicht da drüben soll fort. Ich dulde es nicht!"

„Du sollst ihn dulden! der junge Mann ist unser aller Gast. Uebrigens lebt er schon viele Jahre hier, wohnt bei Verwandten, ist ein reicher, wohlgesitteter Herr und hat mit den leidigen Händeln der Zeit nichts zu schaffen, sondern führt sich wie ein achtbarer Mann, der in Frieden für sich und die Seinigen sorgt. Bist Du ein Trotzkopf! Weil ich Dich nicht fortlassen wollte, um Dich mit den Brandenburgern und Schweden herumzuschlagen, willst Du jetzt mit einem einzelnen unschuldigen Manne anbinden?"

„O, der hat die ganze Bosheit seines Volkes im Gemüte!" fuhr der junge Danziger aufgeregt fort. „Seht doch nur, wie seine Augen leuchten und wie er herausfordernd umherschaut. Und warum trägt er sich nicht wie unsereins, wenn er doch zu uns gehören will? Wozu dies hellblaue Kleid mit den gelben Pfuffen? Was! Sollen die Farben der schwedischen Hunde in diesem Saale zum Prunk ausgestellt werden?"

„Nun, hört einmal, werter Herr," flüsterte ein Nachbar dem andern zu, „wegen des Kleides hat Euer Sohn nicht Unrecht. Man soll billig alles Aufsehn meiden."

„Wohl wahr," sagte Ehrenfried, „aber es ist nun

einmal so, und das junge Volk muß nicht die Oberhand gewinnen." — Darauf wandte er sich zu seinem Sohne: „Zum letzten Male, Junge! Ich rate Dir Gutes. Alle Leute sehen uns an! Sei still!"

„Schon gut! Ich schweige jetzt, aber ich nehme meine Zeit wahr!"

Das Gespräch zwischen Vater und Sohn, wenn auch leise geführt, hatte doch die Aufmerksamkeit der Gäste auf sich gezogen; selbst in einem entfernteren Teile des Saales war die Erregtheit des jungen Patriciers nicht unbemerkt geblieben, und der Schwede, welcher der Gegenstand dieser Bewegung war, begegnete mit Ernst dem stechenden Blick des Danziger Bürgersohnes. —

Olaf Torstensohn war der jüngere Sohn eines Edelmannes, der im Kampfe für sein Vaterland gefallen war und nichts hinterlassen hatte, als ein verschuldetes Gut, daß auf den ältesten Sohn überging. Der Jüngere zog hinaus in die Welt, um sich ein Glück zu suchen und gelangte nach Danzig, wo entfernte Verwandte seiner Mutter lebten, die ihn freundlich aufnahmen und bei denen er sich endlich ganz und gar niederließ, freiwillig auf eine adlige Lebensweise verzichtend, weil er sie nicht mit dem notwendigen Glanze fortführen konnte. Er widmete sich dem Handelsstande und entwickelte hier eine solche Geschicklichkeit, daß er bald aller Blicke auf sich zog. Das Glück war ihm hold und Olaf Torstensohn galt bald für einen Mann, den man nicht über die Achseln ansehen dürfe. Zwar konnte er nicht in den Bürgerverband aufgenommen werden, da er nicht innerhalb der Stadtmauern

geboren war, und mußte auf die sogenannten Ehren-Rechte und Ehren-Aemter verzichten, aber er genoß als Fremder den Schutz der Gesetze und konnte als solcher ungehindert seine Geschäfte treiben. Daher hatte man auch fast überall seine Herkunft vergessen und erinnerte sich kaum daran, daß es seine Landsleute waren, die Danzig mit Krieg und Belagerung bedrohten.

Rechts und links flogen Scherzreden herüber und hinüber, die Pokale wurden unablässig gefüllt und man schonte die edlen Weine nicht, die der Rats-Kellermeister durch seine Leute herbeiholen ließ. Die Köpfe waren erhitzt und der Standes-Unterschied verschwand; je unsicherer die Zungen und die Beine wurden, desto höhere Forderungen stellten die ehrsamen Herren an ihr geistiges Vermögen, und während ein hochangesehener Patrizier herablassend einem Meister die Hand drückte und ihn seines Wohlwollens versicherte, mühte sich ein wohlgenährter Gewerksmann ab, es seinem Syndikus gleich zu thun, und seinen Nachbar, den fischblütigsten Lieutenant der holländischen Flotte, durch einige Vers-chen zu erwärmen, die er im Schweiße seines Angesichts hervorbrachte.

Als nun aber der Abend immer mehr herein-dämmerte, hob man die Tafel auf, um alles zu einem Tänzchen herzurichten, und bereits kamen die Frauen und Töchter der Bürger, stattlich angethan mit kost-baren Stoffen und goldenen Kettlein, geleitet von den jüngeren Söhnen und Brüdern herbei, um der Freuden des Festes teilhaftig zu werden, und die jungen Offiziere waren nicht wenig bemüht, sich von ihrer liebens-

würdigsten Seite zu zeigen, während die älteren sich allmählich zurückzogen.

Mitten in dem Gedränge streiften Olaf Torstensohn und der junge Patrizier Hermann Köster an einander vorüber. Der letztere stieß seinen Gegner so absichtlich, daß dieser sich rasch umwandte: „Wollt Ihr mich beleidigen?"

„Wenns irgend möglich ist!"

Der Schwede wandte sich und folgte dem Patrizier auf dem Fuße nach. Sie drängten sich durch das Gewühl in eine ablegene Straße, aber überall war vieles Volk auf den Beinen, denn man rüstete eine Illumination zu, damit die geladenen Gäste unter dem Scheine der Fackeln und der Kerzen an Bord zurückkehren sollten. Da schritt Hermann Köster einer Pforte zu, durch welche man auf einen Bauplatz gelangte, der seinem Vater gehörte und den man aus Unachtsamkeit für die Nacht zu schließen vergessen hatte.

„Das Glück ist unserm Unternehmen günstig," sagte Hermann zu dem ihm folgenden Torstensohn gewendet. „Wir können hier unser Geschäft sogleich ungestört beginnen."

„Nach Eurem Belieben!" entgegnete dieser kalt und die Klingen kreuzten sich.

„Jetzt sollt Ihr Gelegenheit haben, Eure Leidenschaft für die schöne Gertrude Friedheim abzukühlen," rief Hermann, und es bereuen, nach dem Besitze eines Mädchens zu trachten, daß für einen Andern bestimmt ist!"

„Ist das die Ursache Eures Zornes?" entgegnete Torstensohn zurückweichend. „Ihr seid im Irrtum —"

„Ich will nichts weiter hören!“ schrie Hermann wütend, mit hochgeschwungener Klinge auf seinen Gegner eindringend.

Das Unternehmen der beiden in der Stadt wohlbekannten jungen Männer war nicht unbemerkt geblieben. Man hatte sie den Bauplatz betreten sehen.

„Das ist ein sonderbares Vergnügen!“ bemerkte ein junger Handwerker. Unsereins gäbe das Leben darum, könnte er einmal bei einer solchen Gasterei sein, wo sie doch im Grunde nur unser Geld verzehren, und die jungen Herren da laufen von dem Bankett weg und treiben sich zur Nachtzeit auf dem wüsten Holzplatz umher.“

„Um der Verdauung willen werden sie es nicht thun!“ lachte sein Kamerad. „Wird wohl irgend eine Bosheit dahinterstecken. Unter uns, ich traue solch einem Schweden nicht über den Weg; wer kann wissen, ob dieser nicht eigentlich als Spion hier ist, und bei unsern jungen, vornehmen Stadtherrn ist der Degen immer so locker als sie selbst sind. Der kann von Glück sagen, der ein schmuckes Schwesterchen oder Bräutchen hat und es gelingt ihm, sich die Burschen vom Leibe zu halten.“

„Da sollte mir einer kommen! Ich griffe nach meinem Meißel und schlüge ihm den Hirnschädel weich.“

„Das sagte Jacob Friedheim auch früher, als ich noch der Narr war, mich um seine schnippische Schwester, die Gertrud zu bemühen; aber nun der reiche Köster öfters zu ihm kommt, hält er demütig das Käpplein in der Hand, wenn der junge Taugenichts dem Mädchen

verliebte Redensarten sagt. Aber horch! Was ist das? Hörst Du nichts?"

„Was? Ja! das ist gerade, als ob zwei Degen aneinanderschlagen! Da! Schon wieder! — Teufel, da giebts blutige Köpfe!"

„Sollen wir nicht dahin?"

„Werde mich hüten! Wenn die jungen Patrizier sich selbst die Hälse brechen, brauchen wir es nicht zu thun. Sieh da, Muhme Gottschalk, wie kommt Sie denn noch hierher?"

„Ei, ei! Herr Vetter! Je später am Abend, je schöner die Leute! Meine Mädchen, die Dorothea und die Anna, sind mir davongegangen, um mit dem Nachbar das Lichterwesen anzusehen. Ich wollte es nicht haben, denn solches junge Volk gehört nicht des Abends auf die Straße, besonders mit einem unverheirateten Nachbar, und da bin ich hintendrein gelaufen; allein sie sind mir längst aus dem Gesichte. — Aber was habt Ihr denn, Ihr Buben, daß Ihr gar nicht auf mich hört? Solltet mir lieber die Mädchen suchen helfen!"

„Ach was!" Laßt Ihr die Mädchen nur gehen; die sind zu alt und zu häßlich, um noch ins Unglück zu kommen. Horch, Bruder, schon wieder!"

„Ja, ja, sie sind aneinander! — Wenn das Volk nur nicht so tobte und schriee, daß man eimal etwas Rechtes hören könnte. Soll mich der Teufel holen, wenn das nicht ein Schrei war!"

„Einer hat den andern über den Haufen gestochen, vermutlich. Aber nun hält mich nichts zurück. Das ist ja ein wahrer Mord!"

„Mord?“ schrie die Muhme, die nur halb hingehört hatte. „Wo ist ein Mord vorgefallen? Ach Gott, ein Mord! Ein Mord!“ Und so fort lamentierend, lief sie den beiden jungen Männnern nach, die sich auf den Bauplatz begeben hatten.

„Mord! Sie rufen Mord!“ schrieen einige halb angetrunkene Matrosen, die Arm in Arm dahergeschlendert kamen. „Wo ist ein Mord begangen?“

„Weiß nicht, Jungens! Aber es soll ein grauenhafter Mord sein. Das arme Geschöpf soll mausetot sein.“

„Ein altes Weib schrie Mord,“ sagte ein Dritter; „sie schrie zwei, drei Mal und lief dann mit aufgehobenen Händen durch jene Pforte, hinter zwei jungen Männern her!“

„Das sind die Mörder gewesen! Gebt Acht, das sind sie! Wir wollen der Alten helfen! Sie haben ihr gewiß den Mann umgebracht!“ — Und alles Volk, das sich hier gerade gesammelt hatte, lief auf den wüsten Platz.

„Was giebts da?“ fragte mit tiefem Baß der Führer einer Abteilung der Scharwache.

„Ach, etwas Entsetzliches! Ein Haufen Bösewichte hat einer alten Frau den Mann erschlagen!“

„Ja, und die Kinder dazu, einen Schwiegersohn und drei Enkel.“

„Auch die Dienstboten haben bluten müssen, und nur die Frau ist davongekommen, weil sie zwei Stock hoch aus dem Fenster sprang und rasch davon lief.“

„Was schwatzt Ihr da für Zeug?“ sagte der

Führer. Wo ist die Frau und wo sind die Mörder hingelaufen?"

„Da hinein, Herr! Da hinein! Macht nur, daß Ihr sie erwischt, damit unsere Stadt vor diesen Mordbrennern sicher ist!"

Der Führer ließ zwei seiner Soldaten als Wächter am Eingange zurück, und ging mit den übrigen dem Geschrei nach, das von dem Platze aus zu ihnen drang. Sie waren bald am Ziele.

Am Boden lag Hermann Köster, bleich und entseelt; aus einer tiefen Brustwunde quoll ein Strom von Blut. Seine Hand hielt den Griff des Degens noch krampfhaft umspannt, unfern von ihm lag ein zweiter Degen, dessen Klinge vom Blute gerötet war, daneben ein sammetnes Barett mit blauen und gelben Federn. Die jungen Handwerker, deren Muhme und das Seevolk standen um den Leichnam her, als die Scharwache herankam, gefolgt von mehreren neugierigen Müßiggängern.

„Ach seht doch nur, Herr!" schrie die Alte, und einer der Männer leuchtete dazu mit der Kienfackel. „Seht, da liegt das arme, junge Blut. Es ist der junge Herr Köster, der Sohn des reichen Großkaufmanns. Und da liegt noch ein Degen und auch ein Barett; das mag wohl dem Mörder gehört haben."

„Das Barett kenne ich!" rief ein kleiner Schneider, der sich neugierig mit hinzugedrängt hatte; „das habe ich selbst gemacht, und die Federn dazu bei dem französichen Putzhändler gekauft: das gehört Herrn Olaf Torstensohn."

„Dem Schweden gehörts? — Ja dem Schweden!"

„Nun natürlich!“ sagte einer der jungen Handwerker. „Ich und mein Vetter haben ihn ja mit dem jungen Herrn Köster hineingehen sehen und hernach haben wir das Klirren der Degen gehört.“

„So verhafte ich Euch als Zeugen,“ sagte der Führer der Scharwache, „und befehle Euch andern, den Leichnam aufzuheben und nach dem nächsten Wachthause zu tragen. Wer hier länger steht und Maulaffen feil hat, den verhafte ich auch —.“

Bei diesen Worten stoben alle nach den verschiedensten Richtungen auseinander und trugen die Kunde von dem nächtlichen Ereignisse in die entlegendsten Teile der Stadt.

Während dies in den Straßen der Stadt vorging, die jetzt im hellen Schimmer der Kerzen und Fackeln strahlten, neigte sich die Festlichkeit auf dem Rathause allmählich ihrem Ende zu. Die Admirale der Flotte hatten mit den vornehmsten Frauen der Stadt ein Tänzchen gemacht, und sich dann in der Stille zurückgezogen, um sich an Bord ihrer Schiffe zu begeben. Auch die Vornehmsten des Rates brachen auf, und nur die junge Welt blieb zurück bei den munteren Kapitänen und Lieutenants, die gar eifrig tanzten, während die alten Herren sich mit den minder tanzlustigen Gästen in die große Trinkstube verfügt hatten, wo Herr Ehrenfried Köster an der großen Tafel den Vorsitz übernommen.

Da traf eine Kunde ein, welche die Gemüter auf das Aeußerste erregte. Eine große Schlacht hatte stattgefunden. Der Schwedenkönig Karl Gustav und der Kurfürst von Brandenbnrg hatten ihre Truppen gegen

den König von Polen, Johann Kasimir geführt. Das Treffen sollte sehr blutig gewesen sein, und viele Tote wären auf dem Platze geblieben. Der Ausgang der Schlacht war zweifelhaft; man wußte nicht recht, auf wessen Seite der Sieg war, doch wollte der Bote wissen, daß Schweden die größten Vorteile hätte, und Danzig immer mehr bedroht würde.

„Wenns so ist,“ sagte Herr Ehrenfried Köster, zu seinem Nachbar gewendet, „möchte ich Euch wohl einen guten Rat geben. Ich dächte, Ihr rietet Eurem jungen Vetter, Herrn Olaf Torstensohn, sich einige Tage ruhig in seiner Wohnung zu verhalten. Das Volk ist toll und blind, und weiß den Schuldigen von dem Unschuldigen nicht zu unterscheiden; haben die Schweden gesiegt, so sind die Danziger nur um so erbitterter gegen diese, und leicht könnte der brave junge Herr Beleidigungen ausgesetzt sein.“

„Ihr habt sehr Recht!“ antwortete Herr Lundblad zustimmend. „Ich danke Euch für Eure Warnung; sie soll nicht in den Wind geschlagen werden.“

Da stürzte ein junger Mann, barhäuptig, mit blassem Angesicht herein: „Ach Gott! das Unglück!“

Die Männer umringten ihn von allen Seiten: „Was für ein Unglück? Redet!“

„Der Hermann Köster ist erstochen!“

„Was sagt Ihr? Schweigt doch! Der Vater ist ja hier! Nehmt Euch in Acht!“

Aber der junge Mann war viel zu aufgeregt von dem, was er gesehen, als daß er diese Warnung beachtet hätte: „Gewiß und wahrhaftig ist der Hermann Köster erschlagen, auf seinem eigenen Bauplatz erschlagen.



Sie haben den Leichnam hierhergebracht, weil das Volk sich überall zusammenrottet, und die Träger nicht ungehindert durch können."

Der alte Ehrenfried Köster hatte die Botschaft gehört, und drängte sich durch die Umstehenden. Bleich und zitternd stand er dem jungen Manne gegenüber. „Wer ist erschlagen, sagt Ihr?"

„Ihr seids? Ach, lieber Herr, faßt Euch, um Gotteswillen! Er ist tot, Euer Sohn!

„Mein Sohn! Mein Sohn! Mein lieber, teurer Hermann!" schrie der Alte verzweifelnd. „Wohin haben sie ihn gebracht? Wo ist er? Wo?" Er eilte aus der Trinkstube, fast die Treppe hinabstürzend, zu der Stelle, wo die Leiche des Gefallenen auf einer Bahre lag. Der alte Vater sank in die Kniee und raufte sich das Haar: „Er ist hin! Er ist hin! Ich bin ganz allein! Wer hat ihn mir genommen? Fluch seinem Mörder! Tausendfachen Fluch! Wer hat ihn erschlagen? Sagt es mir! Ich bitte Euch, damit ich meinen Sohn rächen kann!"

„Wer anders als der Schwede Olaf Torstensohn? Man fand seinen Degen und sein Barett dicht neben dem Leichnam liegen."

„Nein, nein!" rief Herr Lundblad dazwischen. „Das lügt Ihr! Mein Neffe ist kein Mörder."

Ehrenfried Köster sprang auf und faßte den alten Lundblad mit beiden Händen. „Was? Euer Neffe bringt meinen einzigen Sohn um? Ich sitze neben Euch und gebe Euch einen guten Rat seinetwegen, und in demselben Augenblick begeht er den scheußlichen Mord?"

„Bester, werter Herr!“ antwortete Lundblad außer sich. „Laßt uns doch vorher untersuchen —.“

„Was untersuchen? Da liegt die Leiche und das Barett daneben! Aber ich will Gerechtigkeit! Er soll auch sterben, der Mörder! Ach Gott, ach Gott! Erbarme Dich mein!“ Er sank ohnmächtig in die Arme der Umstehenden.

Olaf Torstensohn hatte seinen Gegner in dem Duell, zu welchem er so rücksichtslos gezwungen wurde, erstochen und war dann, als er Leute kommen hörte, entflohen. Zwar hatte er den Tod des Unglücklichen nicht verschuldet; er hatte sich nur verteidigen wollen, und jener war unvorsichtig in den vorgestreckten Degen gerannt — aber wer würde ihm dies geglaubt haben? Deshalb hielt er es für angemessen, sich zu verbergen, bis der Tumult vorüber war, und sich nach Hause zu begeben, wenn es später unbemerkt geschehen könne. Dies Vorhaben war nicht so leicht ausführbar; der Führer der Scharwache hatte einen Posten am Eingange des Platzes zurückgelassen, und Torstensohn mußte versuchen, einen anderen Ausgang zu gewinnen. Er schwang sich über einen Zaun, der in entgegengesetzter Richtung lag, und gelangte in eine Straße, die zum Hafen hinabführte. Dahin enteilte er und hatte bald den Quai erreicht, wo die holländischen Orlogsbote in langer Reihe neben einander lagen, um die Flotten-Offiziere, wie sie nach und nach von dem Feste heimkehrten, an Bord zu bringen. Olaf war nicht unbemerkt geblieben. Der Quai war mit Kienfackeln, Pechkesseln und Theertonnen beleuchtet; sein Anzug verriet ihn.

„Da ist der schwedische Hund!“ rief ein langer Kerl. „Greift ihn, er hat einen Bürgersohn erschlagen.“

„Greift ihn! Greift ihn!“ erscholl es von allen Seiten und die Jagd begann.

Olaf eilte den Booten zu, und die Orlogsmatrosen riefen ihm ein lautes „Zurück!“ entgegen, als de Ruyter, der sich in der Stille von dem Feste entfernt hatte, erschien. Der Verfolgte eilte ihm entgegen und warf sich zu seinen Füßen: „Schützt mich! Sie wollen mich töten!“

„Totschlag um Totschlag!“ riefen mehrere, die nahe herangekommen waren.

„Was ist das?“ fragte de Ruyter. „Seid Ihr ein Mörder?“

„Ja, ja!“ rief das Volk; Olaf Torstensohn aber sprach, sich erhebend: „Mein Gegner fiel im ehrlichen Zweikampf! Ist das Mord?“

„Das ist eine barbarische Sitte und nicht besser als Mord!“ sagte de Ruyter, die Stirn runzelnd. Ich will nichts mit Euch zu schaffen haben. Seht selbst zu, wie Ihr Eure böse Sache ausgleicht.“

„Das war wohlgesprochen!“ rief der Eifrigste von Torstensohns Verfolgern. „Liefert uns den Kerl aus, wir wollen schon mit ihm fertig werden.“

„Hört nur das Eine!“ rief Olaf mit schneller Geistesgegenwart. „Ich wiederhole, mein Gegner fiel in dem Zweikampf, zu welchem er mich gezwungen hatte. Aber selbst wenn ich ein Mörder wäre, dürfte mich doch nur das Gesetz richten, aber nicht der wütende Pöbel.“

„Bei Gott, er hat Recht!“ sagte de Ruyter vor sich hin. Er flüsterte dem ihn begleitenden Offizier einige Worte zu. Dieser winkte den Matrosen, welche von den Booten bis zu ihrem Admiral eine Kette bildeten.

„Ihr steht jetzt unter meinem Schutze!“ sagte de Ruyter. „Geht mir voran nach jenem Boote. Ruhig, Ihr Leute! Ruhig!“

„Was? Leiden wirs? Sollen wir den Mörder unserer Stadtkinder vor unseren sehenden Augen fortführen lassen?“ rief der Rädelsführer.

„Seht nur die Menge Seevolk! Und was für Kerle! Sechs Fuß hohe Bursche! Dazu sind sie bewaffnet!“

„Wir sind auch nicht ohne Wehr! Da liegen Ruder, Handspaken! Wühlt die Steine aus dem Boden und werft sie ihnen an die Köpfe! Frisch dran!“

Unterdessen hatte de Ruyter seinen Schützling zu Boot gebracht und dies entfernte sich stromab. Die Matrosen zogen sich allmählich zurück, den tobenden Pöbel von sich abwehrend. Aber dieser schlug mit Stangen und Knütteln, mit Handspaken und Bootshaken blindlings drein, er warf schwere Steine in den dichtesten Haufen, so daß auch die Seeleute ihrerseits die Fäuste nicht schonten und es eine große Metzelei gegeben hätte, wenn nicht mehrere Offiziere der Flotte und Abteilungen der Scharwache den Frieden wieder hergestellt hätten. Aber die Unzufriedenheit der Menge dauerte fort und sie durchzog mit Geschrei und Tumult die Stadt während der ganzen Nacht.

Mit dem ersten Schimmer des Tages meldete der dienstthuende Offizier auf dem Schiffe de Ruyters, daß sich einige schwedische Kreuzer blicken ließen. Diese Meldung geschah in Gegenwart Olaf Torstensohns, der den Vice-Admiral noch nicht verlassen und durch seine offenherzige Darlegung der Thatsachen dessen ganzes Vertrauen gewonnen hatte.

„Ihr habts vernommen!“ sagte der Admiral, als der Offizier sich wieder entfernt hatte. „Könnt Ihr ein leichtes Boot regieren?“

„Ich bin darin wohl erfahren.“

„So stellt Euch unter den Schutz Eurer Landsleute! — Ich habe Euch geglaubt und will Euch rechtlichen Beistand nicht versagen!“

Bald darauf sah man ein leichtes Boot, worin nur ein Mann befindlich, das Schiff de Ruyters verlassen und nach den schwedischen Kreuzern abhalten. Eine Stunde darauf hielt Herr Fabricius vor dem Vice-Admiral: „Ihr habt gestern mit äußerster Gefahr einen jungen Mann in Schutz genommen, und seid bei dieser Gelegenheit von dem Pöbel beleidigt worden. Der Magistrat ist darüber höchlich entrüstet und welche Genugthuung Ihr fordert, sie soll Euch werden.“

„O nicht doch, Herr Syndicus! Ihr kennt den jungen Mann?“

„Genau, Herr Admiral! Er ist ein Ehrenmann. Zu dem Duell ist er unbedingt gezwungen worden, denn sein Gegner war ein Tollkopf, ein Zänker, der mit Niemand in Frieden leben konnte und Händel über Händel hatte. Es ist kein Ehrenmann in Danzig,

der Vater des Gebliebenen ausgenommen, der nicht von Herrn Torstensohns Unschuld überzeugt ist."

„Wenn das ist," sagte de Ruyter, die Hand des Syndikus fassend, „so werdet Ihr es mir verzeihen, daß ich den Unschuldigen zu retten versuchte. Seht Ihr dort in der Ferne ein kleines Boot über die Wellen hingleiten? Darin befindet sich der junge Herr, und jene weißen Segel dort leewärts sind schwedische Kreuzer.„

„Gott lohne Euch das!" sagte Herr Fabricius. „Ich will mich bemühen, dies durch eine gute Nachricht auszugleichen. Die Nachricht heute Nacht war voreilig: die Schlacht war zu unsern Gunsten ausgefallen. Die Schweden und Brandenburger haben sich mit schweren Verlusten zurückgezogen, Danzig ist weit weniger bedroht, und bald können wir der freudigsten Hoffnung Raum geben. Die Stadt wird diesen Sieg durch Geschützsalven und Glockengeläute feiern."

„Wir erwidern den Gruß, mit Zustimmung unseres Ober-Admirals!" sagte de Ruyter.

Und als der Syndikus bald darauf zu Lande fuhr, als die Glocken der Stadt läuteten und die Kanonen auf dem Wall abgefeuert wurden, donnerten auch die Kanonen der niederländischen Flotte und die Staatsflaggen breiteten sich vor dem frischen Morgenwinde aus.

XV.

Der Chevalier.

(1656.)

Die mit den Marine-Angelegenheiten beauftragte Deputation der General-Staaten hatte eine Ordre befürwortet und unterzeichnet erhalten, wodurch dem Vice-Admiral de Ruyter, bald nach seiner Heimkehr aus der Ostsee, befohlen wurde, sich mit seinem Geschwader wieder in See zu begeben, und die Engländer, offen und versteckt, zu belästigen, zu schädigen und in Ausübung des Seeverkehrs und des Handels mit fremden Völkern zu hindern, indem man den festen Beschluß gefaßt habe, sie als Landesfeinde zu betrachten. Kaum war der Vice-Admiral in See, als man von allen Seiten Bedenklichkeiten erhob. Nicht nur, daß die Mitglieder der Marine-Deputation wankend wurden, und sich vor der Verantwortlichkeit fürchteten, welche sie übernommen, es war dies noch mehr bei vielen anderen Deputierten der Fall, denen aus den bisherigen Feindseligkeiten mit England wenig Heil erwachsen war, und diese erhoben ihre Stimme immer lauter und lauter, daß man nochmals versuchen möchte, einen Vertrag mit dem Lord-Protektor zu Stande zu bringen, dessen Inhalt solcher Art sei, daß die vereinigten Provinzen

ihn ungehindert annehmen könnten, ohne ihrer Ehre etwas zu vergeben und ihren Vorteil aufzuopfern. Anfangs wurde diese Meinung entschieden bekämpft, als aber einige schlagende Gründe deshalb vorgebracht wurden, ward die Opposition schwächer; sie verstummte bald ganz und es ward allgemein beschlossen, die übereilt ausgestellte geheime Ordre zurückzunehmen. Herr van Coeverden erhielt den Auftrag, sich mit einem der Staatsschiffe in See zu begeben, den Vice-Admiral aufzusuchen, und ihm die gedachte Ordre wieder abzufordern. Er ward zu diesem Zwecke mit den nötigen Vollmachten versehen.

De Ruyter hatte sich unterdessen nach der Nordsee begeben und war daselbst nicht müßig. Er fing den Engländern manches reich beladene Schiff weg und sandte es als gute Prise nach Holland; einzelnen Kriegsschiffen, mit denen er zusammengetroffen, hatte er offenen Kampf geboten und war stets als Sieger aus demselben hervorgegangen, während er einer allzugroßen Übermacht mit weiser Umsicht auszuweichen wußte.

Eines Morgens, als der größte Teil der Mannschaft sich zum Frühstück gelagert hatte, lehnte der Admiral gegen die Reeling und beobachtete einen der zahlreichen Küsten-Fischer, welche die Nordsee nach allen Richtungen hin zu jeder Tages- und Nachtzeit durchkreuzen. Wenig bekümmerte sich ein Flottenschiff um diese Logger und Barken, wenn es aber doch geschah, so war es nur, um einige frische Lebensmittel oder ein Netz voll Fische zu empfangen. Aber dieses Fahrzeug hatte mit Recht die Aufmerksamkeit des Seemannes erregt, denn es steuerte nicht, unbekümmert

darum, ob es einen Kauffahrer oder ein Kriegsschiff in der Nähe habe, unbefangen seinen Kurs, sondern versuchte alle nur möglichen künstlichen Manöver, dem Admiralschiff zu entkommen und den Luv desselben zu gewinnen, als wäre dort für seine Netze eine größere Ausbeute zu hoffen gewesen, wie er in dem Lee desselben vermuten dürfte.

„Seht einmal nach dem Burschen da hinüber, Geschützmeister, und gebt ihm einen blinden Schuß, damit er von seinen seltsamen Kapriolen läßt!“ befahl de Ruyter, und gleich darauf ließ eine der Backbords-Kanonen ihre Stimme vernehmen. Kaum aber hatte der Fischersmann diesen Schuß gehört, als er alle seine Linnen aufzog und vor dem Winde zu entkommen suchte, so rasch er nur immer vermochte.

„Mit dem ist es nicht richtig!“ sagte de Ruyter lebhaft. „Irgend ein Verrat oder eine Bosheit steckt dahinter. Segelmeister, in einer Stunde muß ich den Kerl zur Seite haben!“

„Will mein Bestes thun, Herr Admiral!“ entgegnete der Segelmeister und ließ so geschickt steuern, daß die gestellte Frist von einer Stunde noch nicht verstrichen war, als das genannte Fahrzeug seitlängs vom Admiralschiffe lag und die Besatzung desselben, vier Mann stark, auf dem Hinterdeck vor de Ruyter stand. Es waren französische Fischer, die, in der Verlegenheit, vor einem hohen See-Offizier zu stehen, die Augen zu Boden schlugen und entweder an den Kleidern zupften, oder den Hut in der Hand drehten.

„Wie kommts,“ fragte de Ruyter, nachdem er sie scharf angeblickt, „daß Ihr auf einem solchen Fahr-

zeuge mit vier Mann beschäftigt seid, da doch sonst all dergleichen Fischerboote nur drei Mann an Bord haben?“

„O, Herr Admiral!“ sagte der Führer und Eigentümer des Bootes, „das kommt daher, weil meine Netze größer sind, als die Netze anderer Fischer, und bei den jetzt herrschenden schweren Stürmen —.“

„Bursche, Du lügst! Wir haben das schönste Wetter und es weht eine mehr als leichte Brise. Aber sei dem, wie ihm wolle. Was Ihr zuviel habt, habe ich offenbar zu wenig —.“

„Verstehe!“ fiel der Fischer rasch ein. „Ihr leidet Mangel an frischem Proviant. Habe da einen Korb mit jungen Hühnern, ein Netz voll Eier, einen kostbaren Kohl und einen Zuber lebendiger Fische. Steht Euch gerne zu Diensten, werter Herr!“

„Du bist ja ausgerüstet wie ein Ostindien-Fahrer, und freigebig wie ein Dieb, der sich vom Galgen loskaufen will. Wie kommst Du zu all dem Kram, Kerl?“

Der Fischer zuckte die Achseln: „Man verdient damit ein Paar Sous. Wenn die Herren Kapitäne lange in See gewesen sind, haben sie gern eine Erfrischung — ich habe meine Ersparnisse dazu angewendet.“

„Behalte Deinen Kohl und Deine Hühner für Dich. Ich leide Mangel an Matrosen da ich in dem letzten Gefechte einige tüchtige Burschen eingebüßt habe, und weil Ihr nun einen überzähligen Mann führt, so werde ich Einen von Euch pressen.“

Die Fischer stießen einen Angstruf aus; die Aussicht, am Bord eines feindlichen Kriegsschiffes zu dienen, erfüllte sie mit Schrecken.

„Bedenkt unser Gewissen, gnädigster Herr!“ sagten die Fischer.

„Ich habe mit Euern Gewissen nichts zu schaffen, einen von Euch behalte ich an Bord, und zwar: diesen da!“ Er deutete auf einen jungen Mann, dessen vornehmer Miene und weißen Händen man es ansah, daß er sich mit den Netzen und dem Segelwerk der Barke bisher wenig zu schaffen gemacht hatte. Der junge Mann hatte kaum vernommen, daß er dazu ersehen sei, am Bord des Holländers zurückzubleiben, als er alle Fassung verlor und in die Knie sank: „Lassen mick fort, mäktik Admiral, lassen mick nicks dienen zur See! Ick macken Schimpf, ick macken Schande! Ick nicks Seemann! Ick seien Passagier, und haben nur angelegt der Kleid zum Spaß! Ick schwören! Alles zum Spaß!“

„Passagier! So? Und wo geht die Reise hin?“

„Das heißen, gnädiger Herr Admiral! Ick bin Passagier für kein Ort. Ick fahren hin und her, hin und her, kennen su lernen die See, su studieren die gewaltike Element, weil ick bin ein Maler.“

„Vortrefflich! Ich brauche einen Maler!“

„Ick meinen nicks Maler, sondern Malerliebhaber, amateur, protecteur! Ick lieben der Kunst gewaltik; ick schätzen sie.“

„So thue auch ich. Wir können uns also während der Reise vortrefflich unterhalten und jede Stunde, die Euch der Tag- oder der Nachtdienst frei läßt, soll dazu angewendet werden. — Hochbootsmann!

„Herr Admiral!“

„Dieser Bursche wird eingekleidet und zum Vortopp beordert!“

„Ganz wohl, Herr Admiral!“ entgegnete der Hochbootsmann, und streckte seine Hand nach dem Franzosen aus. Dieser aber wich zurück: „Erbarmen, Herr Admiral! Lassen mick gehen, haben gelogen aus Angst. Bin nicks Maler, nicks Amateur! Kann nicks thun in dieser schönen Schiff. Bin ein Handwerksmann, ein traurig Chirurgien, ein Barbier.“

„Nun wieder ein Barbier? Auch das! Unser Doktor kann einen solchen Gehülfen brauchen, um die zerschossenen Arme und Beine desto rascher zusammen zu flicken. Du bleibst an Bord!“

„Rettung! Votre Altesse! Ick haben su versorgen großer Familie. Bin nicks erfahren als Barbier —.“

„Schon wieder etwas Anderes?“ rief de Ruyter, den die steigende Verlegenheit und Angst des Fremden weidlich ergötzte. „Kerl, Du bist ja ein wahrer Komödiant!“

Der Franzose sprang mit einem Saltomortale in die Höhe: „Reckt, Herr Admiral! Ick sein Komödiant, Schauspieler! — Vous l'avez deviné! Ick sein Schauspieler pour la tragédie, pour la comédie. Lassen mick bald gehen, Excellence! Ick haben genommen ein Engagement pour la province, und —“

„Schweig, Kerl!“ rief de Ruyter, seine Heiterkeit nur schlecht hinter ein angenommenes barsches Wesen versteckend. „Du treibst so vielerlei Gewerbe, daß Du Dein eigentliches kaum bezeichnen kannst. Komödiant bist Du auch nicht; wenigstens ein sehr schlechter, denn Deine Verstellung ist mangelhaft. Hochbootsmann, wir

müssen ein Mittel hervorsuchen, um diesen Menschen ein wahres Wörtchen abzulocken. Laßt ihn über die Kanone legen und die Katze fünfundzwanzig Mal auf seinen Rücken niederfallen."

Der Franzose errötete lebhaft; er trat rasch einen Schritt vor und sich stolz aufrichtend, sprach er: „Herr Admiral!"

„Was beliebt?"

„Diese Drohung! — Ich hatte genügende Ursache, meinen wahren Stand vor Euch zu verbergen, nun aber fordert eine höhere Pflicht Wahrheit von mir. Ich bin nicht, was ich scheine."

„Das habt Ihr schon vorhin dargethan."

„Ich bin Kavalier! Edelmann! Und verlange demgemäß behandelt zu werden."

„Euer Name?"

„Chevalier François d'Antin."

„Ist das abermals Komödie, oder —?"

„Wahrheit! fiel Jener rasch ein." „Bei meiner Ehre!"

„Lieutenant Bergh! Führt diesen Herrn in Eure Kajüte, und überzeugt Euch von der Wahrheit seiner Aussage; dann —" — er flüsterte ihm einige Worte zu und sagte darauf zu dem Fischer: „Euer Fahrzeug hindert mein Schiff; darum geht und steuert in meinem Kielwasser dicht hinter mir her, versucht aber nicht, zu entweichen, sonst lasse ich Euch sogleich in den Grund schießen. Rasch mein Junge!"

Der Lieutenant hatte die ihm gegebene Ordre vollzogen und begab sich in die Kajüte des Admirals: „Es ist Alles so, wie jener Herr gesagt hat. Seine

Papiere weisen ihn aus als den Chevalier François d'Antin."

„Und wozu diese Vermummung? Was macht er hier in einer Fischerbarke? Jedenfalls ein Spion oder Unterhändler."

„Darüber kann vielleicht dieses versiegelte Schreiben Auskunft geben, welches ich dem Gefangenen nicht ohne Anstrengung entrissen habe." Der Lieutenant legte das sorgsam versiegelte, mit keiner Adresse versehene Schreiben auf die Tafel und entfernte sich mit einer Verbeugung.

De Ruyter öffnete das ihm überbrachte Schreiben und las Folgendes:

„Dem frommen, hochgelahrten, tapfern und
„wohlgesinnten Lord-Protektor von England,
„Sir Olivier Cromwell, Unsern Gruß zuvor.

„Nachdem Wir Euer frommes und Gott wohl„gefälliges Schreiben empfangen und Uns überzeugt „haben, daß Unsere Affairen sehr gut stehen, welches „immerdar der Fall sein wird, wenn Frankreich und „England treulich zu einander halten und sich nichts „von andern Mächten drein reden lassen, weil sie „uns gegenüber für keine Mächte gelten, so eröffnen „Wir Euch, daß Wir mit Euern Anordnungen und „Vorschlägen ganz einverstanden sind und denselben „in allen Stücken beitreten. Ihr habt ganz recht, „daß man diesen niederländischen Provinzen genau „auf die Finger sehen muß, und ihnen, wenn Wir „bei alleiniger Geltung bleiben wollen, auch nicht „die geringsten Rechte und Vorzüge einräumen darf. „Es ist ein tapfres, unternehmendes Volk, und Ihr „dürfet ihnen nicht, wie man zu sagen pfleget, einen

„Finger reichen, wasmaßen sie sonst bald die ganze „Hand nehmen würden, und um Unsere Herrschaft „wäre es gethan. Wollet also mit allem Fleiße „darüber wachen, Mylord und vielgeliebter Herr, „daß die Holländer nach wie vor in allen Dingen „kurz gehalten werden; wollet danach trachten, sie „zur See wie zu Lande zu schädigen, zu verderben, „ja gänzlich zu vernichten, so viel Ihr immer könnt „und Euch dabei Unseres steten Beistandes und „Unserer unausgesetzten Hülfe versehen. So ist es „Uns vor allen Dingen hoch und werth, daß Ihr „fest entschlossen seid, nicht von dem Rechte der „Durchsuchung zu weichen, und daß Euer Fürnehmen „stets sein wird, die holländischen Schiffe, sie seien „zur Kauffahrtei, oder zu Orlog, überall, wo Ihr „sie findet, auf das Strengste durchsuchen zu lassen, und dabei zu chikanieren und zu tribulieren in jeder „Art, wie es geschehen muß, wenn man den Schiffs„leuten das Leben verbittern will; denn das ist das „rechte Mittel ihnen das Seewesen zuwider zu „machen. Darin habt Ihr stets Unsere völlige „Beistimmung und Unsere Beihülfe. Denn so wie „Ihr Eures Landes Schiffe instruieret und sie „hinaussendet in die verschiedenen Meere, um zu „handeln nach Eurem Wohlgefallen, also werden auch „Wir Uns angelegen sein lassen, Unsere Schiffsführer „dahin zu unterweisen, daß sie fleißig, offen und „versteckt, wie es die Umstände irgend mit sich bringen, „gemeinschaftliche Sache mit Euch machen, und solcher„gestalt Unsere gemeinsame Absicht fördern. Senden „Euch diese Nachricht durch den Chevalier François

„d'Antin, dem Ihr gefälligst ein sicheres Quartier „anweisen wollt, da er Uns hier im Wege ist und Wir „ihn nicht ferner in Frankreich dulden mögen.

„Da dies Schreiben keinen andern Zweck hat, so „bitten Wir Gott, daß er Euch in Seinen heiligen „und würdigen Schutz nehme.

Paris, 26. Novbr. 1656.

Der Kardinal-Minister,
Mazarin.„

De Ruyter ließ den Gefangenen in seine Kajüte bringen: „Mein lieber Chevalier, es ist mir lieb, Euch in dieser Eigenschaft vor mir zu sehen. Bei alledem habt Ihr ein schlimmes Handwerk getrieben. Ein Edelmann und ein Unterhändler, ein Spion! Pfui!"

„Herr Admiral! Es ist nicht edel, Gefangene schmähen!"

„Seid Ihr im offnen Kampfe, mit dem Degen in der Hand, gefangen und überwunden?" fragte de Ruyter ernst. „Dankt dem Himmel, wenn ich es vergesse. Das Schicksal eines Spions ist der Galgen, und den habt Ihr verwirkt."

„Der Tod des Verbrechers! Ich werde ihn zu sterben wissen."

„Beruhigt Euch, Herr Chevalier! Ich sagte Euch ja, ich würde zu vergessen trachten. Aber, was ich fragen wollte, Ihr müßt eine große Anhänglichkeit für Euern Herrn haben, daß Ihr Euch für ihn in eine solche Gefahr begebt?"

„Mein Blut, mein Leben für ihn!" rief der Chevalier feurig.

„Ihr thut mir leid, junger Mann! Solltet Ihr den Inhalt der Depesche kennen?“

„Da Ihr Euch des Rechtes der Stärkern bereits bedient habt“, sagte der Chevalier, auf den offenen Brief deutend, „ist meine Erklärung überflüssig.“

„Eure Treue hätte eine bessere Botschaft verdient, als die Überbringung eines solchen Urias-Briefes.“

„Wie, Herr Admiral?“

„In Wahrheit, junger Mann, Ihr könnt Euch selbst keinen bessern Dienst leisten, als wenn Ihr Kenntnis von diesem Schreiben nehmt. Aber Ihr müßt es ganz zu Ende lesen.“

Nur mit Mühe war der junge Mann zu bewegen, dem Ansinnen des Admirals Folge zu leisten. Als er es endlich gethan, zuckte er krampfhaft zusammen.

„Ihr seht“, sagte de Ruyter, „welche Gefahr das Bestellen dieses Briefes für Euch gebracht hätte. Wenn man mit den Cromwell's und den Mazarin's zu thun hat, muß man auf seiner Hut sein. Aber was in aller Welt kann den Kardinal bewegen, so gegen einen treuen Diener zu verfahren?

„Der Kardinal“, sagte der junge Ritter, hat eine reizende Nichte. Ich darf sagen, die junge Dame ist die Krone der Schönheit, die Perle Frankreichs. Nur schüchtern wagte ich es, den Blick auf sie zu richten; ihre Kühnheit ermunterte mich; ich bekannte ihr meine Gefühle. Da erschien der Kardinal. Ich stürzte ihm zu Füßen. Er sagte, er wolle meine Treue gegen ihn auf die Probe stellen, ob sie eines so reichen Lohnes wert sei, und entsandte mich am folgenden Tage mit diesem Briefe.“

„Ihr seht, welchen Lohn der Kardinal für Euch bestimmte. Darum ist es auf jeden Fall besser, daß Ihr in meine Hände gefallen seid, Herr Chevalier! Ich werde jetzt Ordre geben, daß man Euch eine anständige Haft erteile.“

„Wenn ich jemals diese höllische Verräterei vergesse!“ brauste der Chevalier auf.

„Ruhig junger Mann! — Was giebt's, Herr Lieutenant?“

„Ein Staatenschiff hat uns aufgelaufen; es macht Signale und wünscht ein Boot an Bord zu senden!“

„Führt diesen Herrn in meine Zwischendecks-Kajüte und sorgt bestens für ihn; dann seht nach dem gemeldeten Boote aus.“

Jenes Boot brachte den Deputierten der General-Staaten, Herrn van Coeverden, an Bord des Admiral-schiffes; er wies seine Vollmacht vor, dem Vice-Admiral de Ruyter die früher ausgestellte Ordre wieder abzunehmen. „Ist das in Wahrheit die Ansicht der Herren Staaten? fragte de Ruyter.

„So ist es“, sagte Herr van Coeverden, „und ich kann Euer Edlen nur bitten, diesem Ansinnen Euch zu fügen, zumal da die Friedens-Unterhandlungen lebhaften Fortgang nehmen.“

„Das scheint so,“ sagte de Ruyter bitter lachend, „und wird Euch noch begreiflicher werden, wenn Ihr jenes Schreiben lesen wollt, welches mir zufällig in die Hände geraten ist. Indessen bin ich angewiesen, zu gehorchen. Hier habt Ihr die Ordre! — Halloh, Segelmeister! Kurs nach dem Texel! Wir sind nicht weit davon entfernt, und wenn Ihr mich für diese Nacht

beehren wollt, setze ich Euch morgen samt Eurer Vollmacht ans Land; nur daß Ihr mir gestattet, derselben einige Worte beizufügen."

Als man am andern Morgen zu guter Zeit vor dem Texel ankerte, und die übrigen Schiffe des Geschwaders sich um das Admiralschiff sammelten, hatte de Ruyter folgendes Schreiben entworfen:

„Edele Mögende Herren,

„Der Herr Coeverden, E. Edelmögende Deputierter, hat mir zu verstehen gegeben, daß Ihre „Hochmögenden hätten für gut befunden, die geheime „Ordre von dem dritten November, an mich vor „unsere Esquadre gegeben, wiederum einzuziehen; „welches sehr fremd ist, und für des Landes Diener „und Soldaten unverträglich. Denn wir werden zu „einer oder der anderen Zeit einen großen Affront „leiden zu großer Schande unseres Staats, und „also werden wir bei unseren Kauffleuten und unserer „Gemeinde für ehrlose Schelme ausgescholten werden. „Denn niemand kann also sein Convoy beschirmen. „Der geringste von dem Staate von England wird „uns suchen zu affrontieren und unsere Schiffe zu „ihrer Vergnügung visitieren, und dann auf die „wenigste praetension mit unsern Kauffahrerschiffen „durchgehen, und uns als blöde Lauren auslachen, „welches ehrlichen Dienern des Staates sehr übel ist, „zu vertragen. Ich will verhoffen, daß Ihro Hochmögenden eine andere Resolution werden bestimmen, „und uns auf das Eiligste lassen zu Hand kommen. „Wir sein mit unsern Schiffen ziemlich klar, um mit

„dem ersten bequemen Winde in See zu gehen.
„Hiermit abbrechend, bleibe

Edelmögende Herren

Euer Edelmögenden

In Texel den 16. dienstwilliger Diener
December 1656. Michael Adrianson de Ruyter."

Als der Deputierte das Schiff verlassen hatte, begab sich der Admiral voll Unmut über das Hemmnis, welches man ihm in den Weg gelegt, zu dem Gefangenen: „Herr von Antin, Ihr seid frei; anfangs habe ich die Absicht gehabt, Euch an die Herren Staaten nach Amsterdam zu senden, da diese aber in ihrer politischen Gesinnung plötzlich anderer Meinung geworden sind, so könnt Ihr Euch jene Reise sparen. Euer Boot hat, aus Furcht vor meinen Kanonen, treu bei uns ausgehalten, und ich will es seitlängs legen lassen, damit es Euch wieder aufnehme. Ihr seid ein junger, vielversprechender Kavalier; es soll mich freuen, bei einer ehrenvolleren Gelegenheit wieder mit Euch zusammenzutreffen. Damit Ihr aber, Ihr mögt nun in England oder Frankreich landen, Euch auszuweisen im Stande seid, wo das Euch abgenommene Schreiben geblieben, so erlaubt einen Augenblick."

Der Admiral setzte sich an den Tisch und schrieb Folgendes:

„Ich, der Vice-Admiral Michael Adrianson de „Ruyter, bekenne hiermit, dem französischen Edel„manne, François d'Antin, auf offener See ein „Schreiben abgenommen zu haben, welches von Se. „Eminenz, dem französischen Kardinal-Minister „Mazarin an den Mylord-Protektor von England

„gerichtet war. Ich bescheinige den Empfang des „Schreibens und ertheile dem Herrn von Antin diese „Quittung.

Texel, am Bord des „Weltefreden"

16. Decbr. 1656.

Michael Adrianson de Ruyter."

Mit dieser Bescheinigung, einen tödlichen Groll im Herzen, segelte der Chevalier mit dem Fischerboote davon.



XVI.

Der Korsar und sein Weib.

(März 1657.)

Das von Toulon unter Segel gegangene Geschwader, unter dem Kommando de Ruyter's stehend, war von einem heftigen Sturm überfallen und getrennt worden. Der Admiral befand sich allein. Er war unmutig, weil er seinen Zweck verfehlte. Längere Zeit hatte er die französischen Küsten umsegelt, um sich der Korsaren zu bemächtigen, die von Mazarin offenbar begünstigt, die Schiffahrt unsicher machten und namentlich die schutzlosen holländischen Kauffahrer auf alle Weise schädigten und ängstigten. Manchen verwegenen Räuber hatte die Ankunft des gefürchteten Seehelden verscheucht, man nahm auch ein Paar kleine Barken, die der Piratenschaft verdächtigt waren, aber den eigentlichen Schrecken der Meere, den kühnen Korsaren-Häuptling, den Freund und Feind fürchtete, und der sich den Namen Epouvantail erworben hatte, konnte er nicht finden.

Eines Morgens hatte das Admiralschiff ein französisches Küstenfahrzeug aufgelaufen. In jener Zeit, wo Alles Verdacht erregte, betrachtete man auch diese Barke mit Mißtrauen, zumal der wachthabende Offizier bemerkt haben wollte, daß am Bord derselben, die nur

auf halbe Schußweite von ihnen entfernt war, sich eine größere Anzahl von Menschen befand, als man sonst auf solchen Schiffen anzutreffen pflegt, und daß sowohl am Vorder- als am Hintersteven ein Geschütz aufgestellt sei. Es ward sogleich Jagd auf die Barke gemacht, welche, sobald sie die Bewegungen des Admiralschiffes bemerkte, so schnell als möglich zu entkommen suchte, was ihr indessen nicht gelang. Der Offizier, welcher an Bord des genommenen Fahrzeuges gesandt wurde, um dasselbe zu untersuchen, stattete genauen Bericht ab. Es war eine Barke, die von Toulon aus längs der Küste Handel trieb und ihre Papiere wiesen sich als vollkommen richtig aus; aber in dem Schiffe selbst befand sich so Manches, was mit diesen Angaben in Widerspruch war, namentlich die Kanonen und die Ueberfülle von Mannschaft. Endlich entdeckte man auch noch einen ansehnlichen Vorrat von Munition und Waffen, so daß man annehmen durfte, der Führer der Barke sei, wenn nicht selbst ein Pirat, doch ein Bekannter oder Unterhändler derselben, der die Boten- und Adjutantendienste versehe; und dies war Grund genug, sich seiner zu bemächtigen.

Eine Dame, welche sich als Passagier am Bord der Barke befand, wurde, samt ihren Kindern, vor de Ruyter geführt. Es war eine Frau von seltener Anmut und Schönheit, sanft und schüchtern, mit klaren, milden Augen und einer zum Herzen dringenden Stimme. Ihre beiden Kinder, liebliche Mädchen in dem zartesten Alter, drängten sich scheu an die Mutter und wagten es nicht, den Offizier anzublicken, der vor ihnen stand.

Die Dame sagte, auf Befragen des Admirals, sie heiße Louison Charpentier, sei die Gattin eines Kaufmannes aus Brest, von dem sie seit zwei Jahren getrennt lebe, und jetzt eben auf einer Reise von Toulon nach Marseille begriffen, wo sie sich mit ihrem Gatten wieder zu vereinigen hoffte.

„Wenn das ist," antwortete de Ruyter, „so müßt Ihr es mir Dank wissen, daß ich jenes Schiff, dem Ihr Euch und Eure Kinder anvertraut hattet, angehalten habe, denn ich kann Euch die Versicherung erteilen, daß es, anstatt nach Marseille, nach einer ganz entgegengesetzten Richtung steuerte."

„Unmöglich mein Herr! Der Kapitän ist mir zu wohl bekannt, als daß ich eine solche Täuschung glauben möchte."

„Meine Behauptung ist zuverlässig, Madame, und wenn der Führer jener Barke wirklich ein Bekannter von Euch ist, so muß ich Euch sagen, daß Ihr nicht Ursache habt, [mit dieser Bekanntschaft besonders groß zu thun. Das Schiff ist von uns genau untersucht und wir haben gefunden, daß es entweder des Seeraubs dringend verdächtig, oder doch zu überführen ist, daß es mit derlei Piraten-Gesindel in genauem Verkehr steht. Wie dem nun auch sei, so könnt Ihr nicht an Bord desselben zurückkehren, um Eure Fahrt, sie gehe nun nach einer Euch bekannten oder unbekannten Richtung, fortzusetzen. Aber Ihr kennt um Euret- und Eurer Kinder wegen ganz unbesorgt sein, wir führen keinen Krieg mit Weibern; Ihr sollt hier an Bord gut gehalten werden, und sobald sich Gelegenheit darbietet, lasse ich Euch an's Land bringen."

Er gab den Befehl, der Dame eine seiner Kajüten einzuräumen und vernahm dann den weiteren Bericht seiner Offiziere, woraus hervorging, daß die Barke ein Piratenschiff sei. Der Führer derselben hatte es notgedrungen eingestanden; wer aber die Dame wäre, darüber behauptete er nichts zu wissen und beteuerte, daß sie als Passagier bei ihm an Bord gegangen sei.

Nach einigen Stunden — die Sonne stand hoch im Mittage — erblickte man einen Kauffahrer, der vor dem Winde hintrieb und in seinem Aeußern kundgab, daß er entweder von furchtbaren Stürmen oder andern Unglücksfällen heimgesucht worden war. Der Kauffahrer seinerseits hatte nicht sobald das Admiralschiff erblickt, als er die holländische Flagge aufzog und Zeichen über Zeichen machte, daß man bei ihm an Bord kommen möchte.

„Das ist einer der Unsrigen!“ rief de Ruyter lebhaft. „Ich will selbst hin und sehen, in welches Teufels Klauen dieser Unglückliche gefallen ist.“

Die Untersuchungen des Admirals bestätigten seine Ahnung. Der Kauffahrer war von einem Seeräuber geentert worden, und die Piraten hatten am Bord erbarmungslos gehaust. Nicht allein hatte man alles entwendet, was sich irgend Wertvolles an Bord befand, sondern weil sich die Kauffahrer anfangs tapfer zur Wehre setzten, wobei einige der Piraten verwundet wurden, hatte man aus Rache die schändlichsten Grausamkeiten verübt. Keiner war ohne die empfindlichsten Mißhandlungen geblieben; der Proviant, den man ihnen zurückgelassen, war spärlich, den Wasserfässern hatte man den Boden eingestoßen und das Steuer auf eine

Weise beschädigt, daß sie die Fahrt nicht fortsetzen konnten. „Wir hätten alle elendiglich umkommen müssen, wenn Ihr uns nicht gefunden!“ schloß der Kauffahrer seinen Bericht.

„Ich hoffe zu Gott“, rief de Ruyter voll edlen Zornes, „es wird mir gelingen, diese Schurken aufzufinden und sie gebührend zu züchtigen.“

„Das möge zum Heil der Schiffahrt geschehen!“ entgegnete der Kauffahrer. „Ach, wäret Ihr doch nur drei Stunden früher gekommen, denn so lange ist es ungefähr, daß mich jener Unhold verlassen hat. Ja, ich darf wohl mit vollem Recht sagen, daß es ein Unhold war; es ist ein grausamer Wüterich, der mit kaltem Blute raubt und ohne Ursache mordet, nur aus Lust am Mord! Epouvantail nannte er sich, Epouvantail nannten ihn seine Gefährten und Epouvantail war auch ihr Schlachtgeschrei!“

„Ha! Epouvantail!“ rief de Ruyter rasch. „Das ist der Name jenes grausamen Piraten, der ein Schrecken des Mittelmeers wurde. Ich lasse nicht ab, bis ich ihn in meine Gewalt bekommen habe. Geschwind, mein Freund, könnt ihr uns genaue Auskunft geben, wie lange es her ist, daß der Räuber Euch verließ, wie damals der Stand des Windes und des Wetters war, und nach welcher Richtung er steuerte?“

Der Kauffahrer gab die gewünschte Auskunft und bald darauf steuerte de Ruyter den Kurs des Piraten. Gedankenvoll ging er auf dem Verdecke hin und her. „Genau genommen ist zwischen diesen Schurken eine Art von Einverständnis“, sprach er vor sich hin. „Wenn ich bedenke, welchen Kurs die Barke steuerte und welchen

Kurs der Pirat gesteuert haben soll, so ist es nur zu gewiß, daß sie noch vor Sonnen-Untergang hätten zusammentreffen müssen. Wenn ich dann ferner bedenke, daß jene Barke reichlich mit Schießbedarf versehen war, welches sie dem Räuber brachte, und dann wieder — mein Gott! Welch ein Gedanke kommt mir da? Sagte nicht jene vornehme Dame, sie reise zu ihrem Manne, und könnte nicht jener Räuber dieser Mann sein? Hm! Hm! Ich muß klar sehen!"

Er stieg sogleich in die Kajüte hinab und trat bei der Dame ein, die sich bei seinem Anblick ängstlich erhob.

„Laßt Euch nicht stören!" sagte der Admiral freundlich. „Ich komme nur, um Euch eine einzige Frage vorzulegen. Sagtet Ihr nicht, Ihr wäret auf dem Wege zu Eurem Manne begriffen?"

„Das sagte ich, der Wahrheit gemäß."

„Ich habe mir genau den Kurs gemerkt, den Eure Barke genommen hatte, und da ich jetzt ganz denselben Weg steuere, so ist nicht zu bezweifeln, daß wir bald mit ihm zusammentreffen müssen."

Die Dame sah erschreckt zu ihm auf. „Wie könnt Ihr wissen —?" sprach sie und hielt dann inne.

„Nun, wer weiß!" entgegnete der Seemann. „Ich habe mitunter die Gabe, die verborgensten Geheimnisse entdecken zu können, und in diesem Falle glaube ich gerade meiner Sache gewiß zu sein. Ihr sagtet, Euer Mann sei ein Kaufmann; ich setze hinzu, daß er ein Kaufmann ganz besonderer Art ist, denn er kauft ohne Geld und Kredit ein und zahlt die gelösten Waren mit

Pulver und Blei. Ich meine auch die Firma seines Hauses zu kennen, sie heißt: Epouvantail!"

„Jesus Maria!" rief die Dame und stürzte in die Kniee.

„Piratenweib!" rief zornig de Ruyter.

„O mein Herr, habt Erbarmen!" schluchzte das Weib. „Was habe ich verbrochen, außer, daß ich meinen Gatten liebe? Als ich ihm mein Herz schenkte, wußte ich nichts von seinem Treiben, ich kannte ihn nur als den Wohlthäter meiner Familie. Als ich ihm meine Hand reichte, war ich selig! Ach, dieser kurze Traum des Glückes sollte bald zerstört werden. Was er auch gethan, wie er auch gelebt — er wird seinen Richter finden, allein mir steht es nicht zu, ihn zu verdammen. Mag die ganze Welt ihm fluchen, ich habe nur Segensworte für ihn."

„Ist es möglich —?"

„Herr Admiral! Er rettete meinen Vater und meine Brüder, die sich in eine Verschwörung wider Mazarin eingelassen hatten von einem gewissen Tode. Er sorgte unermüdlich mit der treuesten Sorgfalt für alle. Er ward mein Gatte, mein Herr und Gebieter. Er mag für Euch das Entsetzen, das Schrecken und die ewige Verdammnis sein, für mich ist er nur der Vater meiner Kinder!"

„Das ist Alles gut!" sagte de Ruyter. „Es ist — es wird abermals eine traurige Scene des Blutvergießens. Ich will Euch glauben, daß Ihr unschuldig seid an den Räubereien Eures Gatten, daß Ihr seine Schlechtigkeiten nur mangelhaft, oder vielleicht gar nicht gekannt habt. Ihr verabscheut das Morden der Un-

schuldigen und würdet gewiß dem Degen Eures Mannes Einhalt thun —"

„Wenn ich es vermöchte, gewiß! Es würde eine namenlose Wonne für mich sein. Aber wie sollte mir das gelingen?"

„Wer weiß! Vielleicht! Ich wüßte ein Mittel!"

„Nennt es, Herr!"

„Ihr wart im Begriff, Euren Gatten zu suchen. Gewiß wart Ihr im Besitz irgend eines Zeichens, um sicher an Bord seines Schiffes zu gelangen. Dies Zeichen — nicht wahr, Ihr besitzt ein solches?"

„Und wenn ich es besäße?"

„Ihr müßt es uns nennen!" rief de Ruyter rasch. „Ihr werdet es thun, wenn ich Euch verspreche, jede Schonung walten zu lassen, von der nicht die Rede sein kann noch wird wenn wir ihn mit den Waffen in der Hand angreifen."

„Haltet ein! Ich durchschaue Euch; aber ich kann Euch sagen, daß Euer Bemühen vergeblich ist. Glaubtet Ihr im Ernst, ich würde Euch meinen Gemahl ausliefern, an den ich durch alle Bande der Liebe und Dankbarkeit gefesselt bin? Nein, Ihr dachtet es nicht!"

„Wohl dachte ich es!" entgegnete der Admiral. „Ich dachte, Ihr wäret ein vernünftiges Weib, aber Ihr seid eine Thörin! Habt es denn! Aber das Zeichen will ich Euch entreißen und sollte ich — —" Er hob seine Hand und machte eine Bewegung gegen die Kinder. Die Mutter sprang auf und warf sich zu seinen Füßen: „Nein, nein! Berührt nicht meine Kinder! Ich flehe Euch an, um der Wunden Christi willen? Was thaten Euch die armen unschuldigen Geschöpfe was habe ich

Euch gethan? Habt Ihr nicht auch ein liebendes Weib daheim?"

„Ich habe!"

„Und auch solche unschuldige, liebe Kinder?"

„Ja!"

„Laßt sie meine Fürsprecher sein. Ich habe nichts als diese Thränen, um meine Kinder zu schützen und für sie zu bitten. Wenn diese Waffen nicht mächtig genug sind, so werdet Ihr sie mir nehmen. Ihr werdet — ach, ich vermag dies schreckliche Wort nicht auszusprechen. Ich könnte, von ihren Martern hingerissen, meinem Worte treulos werden, über die Pflicht der Mutter, die Pflicht der Gattin vergessen. Ach Gott! Wollt Ihr in Wahrheit, daß ich den Vater meiner Kinder selbst auf das Schaffot führen soll?"

„Nein, das will ich nicht!„ antwortete de Ruyter nach einer Pause. „Behaltet Euer Geheimnis für Euch. Ich werde suchen, auch ohne Euch fertig zu werden. Und über Eure Zukunft möge Gott im Himmel wachen!" Er entfernte sich.

Am nächsten Morgen war es dem Admiralschiff gelungen, den Piraten, der so lange Zeit der Schrecken der mittelländischen See gewesen, aufzulaufen. Zur selben Zeit sah man eines der holländischen Kriegsschiffe zwei Meilen abwärts im Lee. De Ruyter lief sogleich in den Luv des Piratenschiffes und ließ die Aufforderung ergehen, die Flagge zu streichen.

Der Seeräuber schlug bei dieser Aufforderung ein lautes Gelächter auf und überflog mit dem Bewußtsein großer Sicherheit sein eigenes Schiff. Es war ein Fahrzeug von zwanzig Kanonen, nach einer damals

noch neuen Art gebaut; stark und kräftig. um einem heftigen Angriff mit Erfolg zu widerstehen, und zugleich leicht und flüchtig wie der Schaum, der auf den Spitzen der Wellen leuchtet.

„Habt Ihrs gehört?" rief er seinen Genossen zu. „Wir sollen uns ergeben! Fünf Minuten giebt er uns Bedenkzeit. Nun, wir nehmen die fünf Minuten nicht an und geben ihm für jede Minute zwei Kugeln zurück. Blutflagge auf! Feuer!

Die zehn Backbords-Kanonen des Piraten wurden abgefeuert und der Kampf begann zur Stelle. Das Gefecht war hartnäckig, die Piraten schlugen sich mit einer Tapferkeit, die des edelsten Zweckes würdig gewesen wäre.

„Wenn ich wüßte, wo die Barke geblieben ist, die mir mein Weib zuführen sollte, ich hackte mir einen Finger ab!" sagte der Räuber zu seinem Unterbefehlshaber. Dreifach größer wäre mein Mut, wenn ich sie in meiner Nähe wüßte."

Zur selben Zeit hatte sich der Flaggen-Kapitän des Admiralschiffes an de Ruyter gewendet: „Wir opfern eine Menge unserer Leute unnütz, Herr Admiral! Der Schurke von einem Räuber hat immer unser Hinterdeck im Auge und feuert eine Büchse nach der andern ab. Wie wäre es, wenn wir sein Weib und die Kinder hierher führen ließen? Das wäre eine gute Zielscheibe für den Patron, und ich bin überzeugt, daß er bald gelindere Saiten aufziehen würde."

„Nein!" sagte de Ruyter. „Ich will keinen Sieg durch die Schürze, weder auf die eine, noch auf die andere Art. Mir deucht es ehrenvoller, zu streiten

durch eigene Mittel und mit eigener Kraft. Behaltet guten Mut! Dieser Korsar wird doch zu bewältigen sein!“

Und der Admiral hatte Recht. Noch eine Stunde, und beide Fahrzeuge lagen Deck an Deck, eine zweite Stunde, und die Piraten waren besiegt. Die Toten wurden über Bord geworfen, die schwer Verwundeten trug man in des Doktors Kammer, die leichter Verwundeten wurden verbunden und dann, mit Ketten belastet, in den Schiffsraum geführt. Unter diesen Letzteren war Epouvantail. Er hatte mit beispielloser Ausdauer gefochten und selbst, als er am Boden lag, wütete er noch wie ein angeschossener Eber. Aber endlich mußte er der Uebermacht weichen und ward, mit einer dreifachen Kette belastet, an Bord des Admiralschiffes gebracht.

Als das Gefecht beendigt war, kam das Kriegsschiff heran, welches man beim Anbruch des Tages im Lee erblickt hatte. Es war der Friese Douwe Aukes, der in der Schlacht vor Plymouth so tapfer focht. Seit jenem Tage hatte er den Dienst der ostindischen Kompagnie aufgegeben und war als Kapitän auf ein Staatenschiff übergetreten. Er kam bei de Ruyter an Bord und dieser übergab ihm das Piratenschiff, um es in Sicherheit zu bringen und die gefangenen Mannschaften an irgend einem Punkte der Küste auszuschiffen.

„Soll geschehen!“ sagte der wackere Friese und machte sich sofort ans Werk. Er bemannte das Prisenschiff, welches eine kostbare Ladung an Geld und Waren enthielt, mit einer hinlänglichen Anzahl von Matrosen; dann nahm er die Gefangenen an Bord

seines eigenen Schiffes auf; sie sollten unter dem Druck seiner Kanonen stehen, bis er sich ihrer entledigt hatte.

Während diese Arbeiten vorgenommen wurden, ließ der Admiral den Piraten-Häuptling vorführen. Dieser trat ein, keck und trotzig in seinem ganzen Benehmen. Er stand mit übereinandergeschlagenen Armen dem Admiral gegenüber, und nachdem er ihn scharf fixiert hatte, sagte er: „Herr Michael Adrianson de Ruyter, wir sind gute Freunde von früher her, und ich hoffe, Ihr werdet den Vertrag halten, den wir zusammen geschlossen haben.“

„Was meint Ihr damit?“

„Damit meine ich, daß wir uns vor vielen Jahren schon einmal in diesen Gewässern begegnet sind!“ sagte der Pirat. „Kennt Ihr den Namen d'Argenson?“

De Ruyter besann sich einen Augenblick, dann rief er: „Ist es möglich?“

„Es ist so. Ihr waret ein junger Kauffahrer, als ich Euch aufbrachte. Man führte Euch in meine Kajüte; das Fieber schüttelte Euch und es erbarmte mich Euer Anblick, so daß ich Euch zu trinken bot. Da gabt Ihr mir zur Antwort: Bin ich ein Gefangener, so gebt mir das Getränk der Sklaven, Wasser; bin ich aber ein freier Mann, so laßt uns zusammen Wein trinken.“

„Bei Gott! so war es! Ihr gabt mir Wein, und ich war frei!“

„Jetzt stehen wir uns abermals gegenüber; ich bin derselbe, der ich früher war, aber Ihr seid ein Anderer. Der kleine Kauffahrer ist ein großer, mächtiger

Seeheld geworden. Sagt mir, Herr Admiral, wie Ihr Euer mir gegebenes Wort zu lösen gedenkt?“

Der Admiral sann einen Augenblick nach, dann ließ er Wein bringen und füllte die Becher. Als Beide getrunken, sagte der Admiral: „Jetzt zahle ich Euch das Lösegeld von damals!“ Er öffnete die Thür zur nächsten Kajüte und herein flogen die Kinder mit lautem Jubel, die Gattin eilte herbei und sank lachend und weinend zugleich in die Arme des Mannes.

Eine Viertelstunde verstrich, nur von den Ausrufen der Liebe und Zärtlichkeit ausgefüllt. De Ruyter betrachtete diese Scene mit stiller Rührung, dann aber, seine Empfindungen bewältigend, legte er seine Hand auf die Schulter des Piraten und sagte:

„Kapitän d'Argenson, wir sind quitt!“

„Was heißt das?“

„Hört mich ruhig an. Das Gewerbe, welches Ihr betreibt, ist nicht besonders ehrenvoll, und nach allem Völkerrecht seid Ihr im Voraus nach den Gesetzen des Landes verurteilt, dessen Schiffe Ihr belästigt. Aber dieser Empfang Eures Weibes und Eurer Kinder hat mir gezeigt, daß auch edlere, sanftere Empfindungen in Euch wohnen. Ich bin, um dieser armen Geschöpfe willen, geneigt, einen Vertrag mit Euch einzugehen.“

„Redet!“

„In dieser bewegten Zeit der ewigen Aufregung haben sich seltsame Begriffe bei den Völkern gebildet. Was hier ehrlos ist, wird dort eine ruhmvolle Handlung genannt. Holland würde Eure Freibeuterei mit einem ehrlosen Tode bestrafen, während man Euch in Frankreich deshalb belobt und noch obenein mit Aus-

zeichnungen und Geschenken ehrt. Nicht ohne zu erröten, gestehe ich ein, daß man bei uns nach gleichen Grundsätzen handelt, und deswegen will ich nicht, daß Ihr an irgend einer Fockraa enden sollt. Anderseits darf ich Euch nicht frei geben, ohne mir den Vorwurf zu machen, daß ich einen gefährlichen Feind unserer Seefahrt entwischen ließ. Wollt Ihr mir Euer Ehrenwort geben, vom Seewesen auszuscheiden, und wollt Ihr schwören, daß, wenn Euch die Notwendigkeit geböte, wieder an Bord irgend eines Schiffes zu gehen, Ihr niemals etwas unternehmen wollet, was zum Schimpf, zum Schaden und Nachteil der Kriegs- oder Kauffahrtei-Flagge Hollands gereichen könnte?"

„Schwöre es, mein teurer Gatte, schwöre es, und gieb Dich mir und Deinen Kindern wieder!" bat das schöne Weib mit überströmenden Augen.

Der Seeräuber schwieg und blickte finster vor sich hin.

„Bedenkt Euch wohl!" sagte de Ruyter ernst. „Die Zeit ist karg gemessen, und hier erscheint der Mann, der uns sagen wird, wie bald sie völlig abgelaufen ist. — Nun, Douwe Aukes," redete der Admiral den eintretenden Friesen-Kapitän an, „wie weit seid Ihr?"

„Die Prise ist klar und kann fortsegeln nach dem Texel. Wollte Euch nur fragen, ob Ihr den Häuptling da mitzusenden gedenkt, oder ob Ihr irgend eine andere Absicht mit ihm habt?"

De Ruyter sah den Kapitän d'Argenson an, aber dieser blieb stumm wie zuvor; seine Gattin streckte flehend die Hände aus, die Kinder weinten laut.

„Nun, mein lieber Kamerad Douwe Aukes,“ sagte de Ruyter freundlich; „ich habe mit diesem Herrn gesprochen und ihm sein Wort abgenommen, nicht mehr gegen Holland zu dienen; damit ist dieser unglückliche Handel abgemacht, wißt Ihr. Es wird sich irgendwo ein Punkt an der Küste finden, wo ich diesen Mann mit seiner Familie aussetzen kann. Setzt also Euren Kurs, laßt die Prise segeln, entledigt Euch Eurer Gefangenen und sucht mich dann wieder zu treffen. Glückliche Reise!“

„Danke Euch! Das ist ein stillerer Tag als vor ein paar Jahren in der Schlacht vor Plymouth, wo ich Seiner Herrlichkeit Lord Ascue den Gigbaum durchschoß. Lebt wohl, Herr, auf Wiedersehen!“

Der Friese ging. „Nun, Herr von Argenson,“ fragte de Ruyter, habe ich zu viel in Eurem Namen gesprochen, oder hätte ich Euch nach dem Texel senden sollen?“

„So lange noch die Gewalt gegen mich war,“ sagte der Franzose langsam, hättet Ihr mir das Geständnis nicht entrissen, daß ich bereit sei, für immer die Waffen zu strecken. Jetzt, wo Ihr so edelmütig gegen mich handelt, will ich es nicht minder sein. Hier Hand und Schwur: Ich scheide aus dem Kaperdienst und ziehe mit Weib und Kind nach Amerika, um ihnen dort in der Ferne ein stilles, friedliches Loos zu bereiten. Genügt das?

Mit dem Rufe des lautesten Entzückens warf sich das Weib in ihres Gatten Arme und rief laute Segenswünsche auf de Ruyter herab.

„Es genügt," sagte de Ruyter. „Ich werde das Land anlaufen lassen und Euch Eure Freiheit geben."

Drei Tage später war der Pirat mit den Seinigen unfern eines kleinen Ortes an der französischen Küste ausgeschifft, und von jener Stunde an zitterten die Kauffahrer nicht mehr vor den Kanonen des Kapers Epouvantail.



XVII.

Douwe Aukes.

April 1657.

Der tapfere Friesen-Kapitän fuhr mit seinem Schiffe, das an dem Spiegel den stolzen Namen „Oraniens Ehre“ trug, fröhlichen Mutes dahin und setzte den Kurs zunächst nach Gibraltar. Es war ein eigenes Wesen mit diesem Schiffe. Von außen zeigte es sich als ein wohlgetakeltes und wohlgerüstetes Schiff, dessen Kanonen hell glänzten, und dessen Seitenborde andeuteten, daß sie vor den ersten glatten Lagen des Feindes nicht auseinander wichen. Die Mannschaft benahm sich ernst und ruhig, wie am Bord jedes Staatenschiffes. Aber nur äußerlich war diese Harmonie, innerlich tobte und gärte es, wie ein Vulkan. Nur wenige Landeskinder befanden sich am Bord, die übrigen waren Seeländer, Norweger, Jüten, Schweden, Schotten, Russen, und aus allen diesen Ländern nicht eben die besten und erlesensten; es war ein bunt zusammengewürfelter Menschenknäuel, dessen einzelne Individuen nichts mit einander gemein hatten, als das Sonnenlicht, und keine andere Hoffnung auf Erden, als ihren Anteil am Prisengelde. Ihr stetes Dichten und Trachten nach

einem freien, ungebundenen Leben stand im strengsten Widerspruch mit der unerbittlichen Strenge Douwe Aukes, der jedes noch so leichte Vergehen, den geringsten Verstoß gegen die Subordination mit unnachsichtlicher Strenge bestrafte. Insgeheim gärte es in den Gemütern fort und es bedurfte nur eines äußern Anlasses, um sich eben so plötzlich als verderbenbringend zu entladen.

In dem tiefuntersten Raum von „Oraniens Ehre" herrschte ein noch verwegenerer Geist, der das größte Unheil anzurichten drohte. Dort lagen auf dem eisernen Ballast, mit Ketten und Stricken gefesselt, die gefangenen Piraten und gingen ihrem ungewissen Schicksal entgegen. Hier war die Gärung in den Gemütern noch wilder, noch ungezähmter, und je weniger sie sich Hoffnung machen durften, einen Gedanken der Freiheit zu fassen, desto ungebundener liehen sie ihren Empfindungen Worte und brachen oft in ein lautes Wutgeschrei aus, von den wachthabenden Marine-Soldaten und den Bootsmannsmaaten, die mit starken Tau-Enden zwischen ihnen umhergingen, nur mit Mühe zur Ruhe gebracht. Der Kapitän, der von allen diesen Vorgängen genau unterrichtet war und stets geschärftere Maßregeln erließ, beauftragte seinen Hochbootsmann, den gefangenen Piraten anzukündigen, daß, wenn einer von ihnen wieder laut das Wort ergriffe, um verbrecherische Anreizungen zum Aufruhr vernehmen zu lassen, und er schwiege nicht bei der ersten Aufforderung, er ohne alle weitere Prozedur erschossen werden solle.

Ein Gemurmel des Unwillens flog durch die Reihen der Gefesselten, als ihnen dieser Befehl kundgethan

ward und in ihrem Beisein die wachthabenden Soldaten von dem Geschützmeister scharfe Patronen empfingen.

„Oho!“ rief ein atlethischer Schotte. „Nun sollen wir nicht einmal reden? Wer will uns das verbieten?“

„Du hast es ja gehört!“ sagte sein Nachbar, ingrimmig mit der Kette rasselnd.

„Der Kapitän will es nicht?“ fuhr der Schotte fort. „Was Teufel kümmere ich mich um diesen schäbigen Hund von Kapitän? Nun gerade will ich toben und schreien, und will sagen, daß ich ihn verabscheue, und ihm ins Gesicht spucken, ihn mit den Füßen treten und mit den Händen zerreißen will, sobald ich diese Kette von meinen Armen gestreift habe.“

„Halte das Maul, Mac Keen! Du bringst uns mit Deinen nichtsnutzigen Reden allesamt ins Unglück.“

„In was für ein Unglück kannst Du noch kommen, einfältiger Narr! Liegst da gebunden, mußt vor Hunger und Durst verschmachten, hast keinen frischen Atemzug das ganze Etmal hindurch und mußt geduldig abwarten, ob sie Dich eines gesegneten Morgens hängen oder an einem unwirtbaren Strand aussetzen.“

„Vielleicht finden wir ein Mittel, uns frei zu machen!“ flüsterte sein Nachbar.

„Frei?“ rief der Schotte. „An solchen Unsinn denke ich nicht mehr. Wahrhaftig nicht! Aber wenn ich es könnte — oho! Kameraden! Faßt einmal Eure Ketten an und versucht sie zu zerreißen. Dann wollen wir die Stücke diesen Hunden an den Kopf werfen, daß ihnen der Atem ausgeht, und ihrem friesischen Satan von Kapitän die Eingeweide aus dem Leibe treten. Hurra! für unsere Freiheit!“

„Hurra!“ schrieen die Piraten und rasselten mit den Ketten, die jeder Anstrengung spotteten.

Da erschien ein Offizier oberhalb der Luke: „Ruhe da unten, Ihr Alle, und vor allem Du da in dem roten Hemde!“

„Ich will nicht!“ rief der Schotte, der mit einem rotwollenen Hemde bekleidet war. „Ich will diese Kette zerbrechen und sie Euch ins Gesicht schleudern! Ueber Bord mit Euch Allen, wenn wir uns losgemacht haben, und dann wird dies Fahrzeug ein Piratenschiff. Frisch, Jungens, versucht es noch einmal!“ — Und mit seinen nervigen Fäusten ergriff er die Kette, um sie zu zersprengen. Aber in demselben Augenblicke hatte der wachthabende Soldat auf einen Wink des Offiziers sein Gewehr angelegt, die Kugel pfiff und der Schotte stürzte mit zerschmettertem Hirnschädel zusammen.

„Nehmt Euch ein Beispiel!“ sagte der Offizier und zog sich zurück. Bald darauf erschienen vier Matrosen in dem Raum, um die Leiche wegzunehmen, die durch eine Kanonenpforte des Zwischendecks über Bord gelanscht wurde.

Diese rasche Vollstreckung eines erst kurz vorher gegebenen Befehls machte einen tiefen Eindruck auf die Piraten und hatte zur Folge, daß der wilde Lärm plötzlich unterbrochen ward; nur ein leises Geflüster setzte sich fort.

„Dieser Schotte war ein Narr!“ flüsterte ein Engländer, der bereits den Dänen, Schweden und Norwegern davongelaufen war und es nun bei den Piraten versuchte, seinem Nachbar, einem Pommer, zu.

„Mit solchem Teufelslärmen richtet man nichts aus. Alles muß fein angefangen werden, dann glückt es auch. Wenn ich nur erst meine Arme frei hätte, dann sollte es mir nicht fehlen!“

„Das glaube ich Dir!“ brummte der Pommer. „Wenn jeder meiner Zähne ein Marlpfriem wäre, dann wollte ich bald Platz machen. Aber der holländische Hund, der mich gefangen nahm, hat sie mir mit seinem Gewehrkolben alle eingestoßen, weswegen es mich auch nicht sonderlich kümmert, daß ich nichts zu beißen habe.“

„Gebt mir nur freie Arme! Nur freie Arme!“ seufzte der Engländer.

„Still!“ flüsterte ein Franzmann, der in der zweiten Linie lagerte. „Ich hoffe, daß ich mich, und dann uns alle, freimachen kann.“

„Wie willst Du es anstellen?“

„Laß es meine Sorge sein. — Da ist einer von den Bootsmannsmaaten, die des Abends den Appell halten, der mich von früheren Zeiten kennt; mit dem will ich ein Wort sprechen. Dazu ist es aber nötig, daß ich ihn so unbemerkt als möglich anreden kann, darum laßt mich draußen am Ende der Reihe liegen, dann muß er hart an mir vorbei! — Still, Leute, still! Die verdammte weißjackige Schildwache da oben hat ihr Auge auf uns gerichtet und droht mit dem Gewehre.“

Und die Piraten streckten sich nachlässig hin, als ob nichts vorgefallen wäre. Eine halbe Stunde später, als die Schildwache, durch die fortdauernde Stille getäuscht, ihre Aufmerksamkeit andern Teilen des Raumes zuwandte, kletterte der Franzose behende über seine

Nachbarn weg und nahm den von ihm gewünschten Platz ein.

Die Gärung, welche unter den Gefangenen herrschte, war den Offizieren nicht unbekannt geblieben und hatte bei mehreren derselben ein ernstes Nachdenken erweckt. Sie teilten sich gegenseitig ihre Besorgnisse mit und kamen dahin überein, dem Kapitän bescheidene Vorstellungen zu machen. Dieser lag in seiner Kajüte halb ausgestreckt auf einer Bank und hörte die Mitteilung der Offiziere mit einem ungläubigen Lächeln an. „Pah, Ihr Herren, Wind, nichts als Wind! Sehen schwarz aus, Eure Träume, schwarz wie die Katzenpfoten, die sich bei einer Windstille auf hoher See zeigen. Aber wenn die Kralle sich kaum geöffnet hat, zieht sie sich auch wieder zusammen. „Habt keine Furcht!"

„Mit Verlaub, Kapitän!" entgegnete der erste Lieutenant ernst. „Furcht bleibt den Offizieren fern, welche die Ehre haben, unter der Flagge Hollands zu fechten. Aber selbst der Tapferste braucht sich der Vorsicht nicht zu schämen. Es ist Euch wohl erinnerlich, daß Herr de Ruyter selbst wünschte —"

„Es ist schon gut, Ihr Herren!" unterbrach Douwe Aukes unwillig seinen ersten Offizier. So lange ich an Bord bin, geht alles nach meinem Kopfe, so wahr ich allein den General-Staaten für alles verantwortlich bin. Mir ist nicht unbekannt, welche Stimmung unter den Matrosen und Offizieren des Fockmastes am Bord dieses Schiffes herrscht; ich weiß wohl, daß sie lieber mit den Piraten in dem Raum gemeinschaftliche Sache machten und auf Seeraub auszögen, anstatt sich den Seegesetzen zu fügen und als ehrliche Matrosen in den Tod

zu gehen. Ich weiß das alles, Ihr Herren, aber ich bekümmere mich nicht mehr darum, als um einen Schluck Genever, denn ich verlasse mich auf mich selbst und auf meine Herren Offiziere."

„Das könnt Ihr, Herr, im Leben und im Tode! Zur Ehre unserer Flagge und unseres Namens! Wenn wir aber dennoch —"

„Seht, Ihr Herren!" sagte der Friese, sich von seiner Bank erhebend und die Offiziere mit blitzenden Augen ansehend, „seht, es wäre nichts leichter, als die Gefangenen irgendwo auszusetzen, oder sie zu töten und über Bord zu werfen. Aber das ist nicht genug und hat keinerlei Zweck. Wir müssen diesen Franzosen zeigen, daß wir uns nicht vor ihnen fürchten, daß wir ihre sogenannten Kaper nicht respektieren und sie für nichts anderes halten, als was sie wirklich sind, nämlich für verwegene Seeräuber und Diebe. Darum müssen die Kerle nach Holland; offen und frei vor aller Welt müssen sie verurteilt und gehängt werden, mit allen gerichtlichen Prozeduren, wie das Recht solches vorschreibt. Und dabei muß laut gesagt werden, aber so laut, daß es an allen Enden von England und Frankreich gehört wird: So soll es jedem ergehen, der es wagt, seine Hand nach Hollands Ehre und Hollands Flagge auszustrecken. Habt Ihr das begriffen, werte Herren, dann ist es mir lieb, wo nicht, thut es mir leid; jedenfalls aber bleibt es bei meiner Verfügung."

Die Offiziere entfernten sich, sichtlich sehr unzufrieden mit diesem Ausspruche ihres Befehlshabers, und völlig einig, ihm bald noch dringendere Vorstellungen zu machen, wozu sich bei der Stimmung der Matrosen

und der Verwegenheit der Gefangenen leicht ein Vorwand finden würde. Douwe Aukes aber blieb zurück und sann nach, welche neue Maßregeln er zu nehmen hätte, wenn die Gärung, welche bereits alle Gemüter ergriffen hatte, nun auch noch seiner Offiziere sich bemächtigen sollte.

„Dann, Ihr Herren“, sprach er vor sich hin, „dann kann es kommen, daß keiner von Euch je seinen Fuß auf den Werften von Texel oder Vlissingen niedersetzt; dann keine Reise mehr nach dem Haag, keine Gastereien in Amsterdam, keine Bankette zu Dordrecht. Pah! Wollt Ihr trotzen, oder seid Ihr feige? Sind das Offiziere, die sich vor einer Handvoll Lumpengesindel fürchten? Laßt sie machen! Ich gehe meinen Weg!“ Und voll dieses Entschlusses stieg er das Verdeck hinauf.

Die Stunde des Appells war gekommen. Unfern von dem Franzosen, der den Platz an dem äußersten Ende seiner Linie erreicht hatte, stand einer der Bootsmanns-Maaten und hielt ein Tau-Ende in der Hand, um diejenigen damit zu züchtigen, welche während des Namensaufrufes eine Störung versuchen sollten. Der Franzose schob sich so dicht an ihn heran, daß er den Fuß des Maaten mit seinem Kopfe berührte.

„Lieg still, Du Hund!“ rief der Maat und holte zu einem tüchtigen Schlage aus. Der Franzose starrte ihn an, und der Maat, sichtlich erbleichend, ließ den Arm sinken.

„Nun!“ flüsterte der Franzose. „Warum schlägst Du nicht zu, roter Fischer?“

„Still, um Gotteswillen, Du Satan! Still, bis

nach dem Appell!" Und der Maat ging abseits, ohne sich nach einem der Piraten umzusehen.

„Merkt Ihr etwas?" sagte der Franzose zu seinen Nachbarn, dem Engländer und dem Pommer. „Wenn der Kerl wiederkommt und mit mir spricht, so thut, als ob Ihr nichts hört. Schnarcht lieber so laut Ihr könnt, damit er denkt, daß Ihr schlaft!"

„Wollen's!" sagte der Pommer, und der Britte fragte: „Was ists für einer?"

„Der Kerl war, was wir sind. Fällt ihm jetzt ein, den ehrlichen Mann zu spielen, und triebs dreimal ärger, als einer von uns. Zwischen seinen Schultern sitzt das Brandzeichen der Galeere. Er hat manches Goldstück aus dem Blute der von ihm Erschlagenen herausgefischt und wurde deshalb roter Fischer genannt. Aber laßt mich jetzt in Ruhe und achtet auf das, was ich Euch gesagt habe."

Eine Stunde später lag der Bootsmanns-Maat dem Franzosen zur Seite. „Was willst Du von mir?"

„Du sollst meine Kette los machen, weiter nichts."

„Bist Du toll? Ich will nicht."

„Gut, mein Junge, dann halte Dich nicht weiter hier auf, aber sobald morgen die Wasser- und Brotration ausgeteilt wird, verlange ich einen der Offiziere zu sprechen, und wenn er kommt, will ich ihn fragen, ob er nicht versuchen will, nachzusehen, was die beiden Buchstaben **T F** bedeuten, die —"

„Still, still! Du Teufel!"

„Aha! Ich sehe, Du hast meinen Namen noch behalten. Jean Diable heiße ich! Nun also, nimm Vernunft an, roter Fischer. Mache mich los und be-

kümmere Dich dann um nichts, oder laß es bleiben und Du liegst morgen hier neben uns, um später mit uns gehangen zu werden."

„O Gott", seufzte der Maat. „Was soll ich thun? Ich habe so aufrichtig bereut."

„Da warst Du ein Narr!"

„Ich wollte ein ehrlicher Kerl werden!"

„Dafür allein schon verdienst Du den Galgen!"

„Alles ruhig da unten!" rief die Schildwache von oben herunter.

„Ist alles ruhig!" antwortete der Bootsmanns-Maat mit lauter Stimme und fuhr dann flüsternd fort: „Jean Diable, ich bitte Dich —"

„Höre noch einmal!" sagte der Franzose leiser als vorhin, sodaß die nächsten Nachbarn nicht mehr verstehen konnten, was gesprochen wurde. Dann streckte der Franzose sich aus und blieb regungslos liegen. Der Bootsmanns-Maat blieb noch einige Augenblicke an seiner Seite, ein leises Klirren der Kette ward gehört, dann war es wieder still. Der Maat erhob sich und ging der Leiter zu, die zum Zwischendeck führte.

„Wer da?" rief die Schildwache mit vorgestrecktem Gewehr.

„Bootsmanns-Maat von der Runde!"

„Alles wohl dort unten?"

„Alles wohl!"

„Ihr seid lange unten gewesen!" Passiert! Gute Rüst!"

„Gute Wacht!"

Die Schildwache ließ den Bootsmanns-Maaten vorüber, und als dieser bei seiner Hängematte an-

langte, sagte der Franzose zu seinem Nachbar: „Ich bin los!"

Nach einer halben Stunde hatte der Franzose den vollen Gebrauch seiner Hände wieder und benutzte sie dazu, um seinen beiden Nachbarn einen gleichen Vorteil zu verschaffen. Als der Morgen dämmerte, war keiner der Piraten, der noch eine Kette an Armen und Beinen hatte. Alles war still und geräuschlos vollbracht.

Als die Sonne aufgegangen war, wurden die obern Luken abgenommen; mit der frischen erquickenden Luft drang auch das volle Licht des Tages in den Raum. Zu gleicher Zeit trat in dem Zwischendeck die Wache ins Gewehr, und die Bootsmanns-Maaten erschienen, um den Morgen-Appell zu halten. Kaum waren diese von der Leiter herunter, als die Piraten sich wie ein Mann erhoben; sie bemächtigten sich der Maaten, legten sie in Fesseln und nahmen ihnen die Waffen. Die Soldaten schlugen bei der ersten Bewegung der Piraten die Gewehre an und feuerten. Einige stürzten todt oder verwundet zusammen, aber dann wimmelte es auf den Leitern, und ehe sich die Soldaten von ihrer Bestürzung erholen konnten, waren sie von den Piraten zu Boden geworfen und entwaffnet.

Das Abfeuern der Gewehre hatte alles im Schiffe aus dem Schlafe gerüttelt. Das Wachtvolk lief am großen Mast zusammen, die übrigen stürzten aus ihren Hängematten und rannten verstört nach oben.

Die Offiziere flogen die Treppe hinan, und der Kapitän Douwe Aukes erschien mit gezogenem Säbel am Eingange der Kajüte.

„Was giebts da?“

„Die Piraten sind los! Samt und sonders!“

„Nein! Nein!“

„Gewiß, Kapitän! Die Wache hat auf sie geschossen und diese ist bewältigt. Sollen wir angreifen?“

„Schießt die Hunde zusammen! Laßt mich vorn stehen! Geschützmeister! Zwei Geschütze mit gehacktem Blei geladen und dann in den Raum hinein gezielt.“

Die Kanonen protzten ab und richteten eine furchtbare Verwüstung unter den Piraten an, die eben jetzt alle der großen Luke zudrängten, um nach oben zu gelangen. Sie brüllten fürchterlich auf und stürzten rasend, schäumend vor Wut auf die Marinesoldaten und Matrosen los. Der rote Fischer war leise abseits in das Kabelgat gegangen und hatte hier die geheime Luke geöffnet, welche in den Raum führte. Dicht daneben befand sich eine Kammer, wo die Reserve-Waffen aufbewahrt wurden. Jean Diable hatte diese Vorkehrungen gesehen und stürzte mit mehreren seiner Genossen und mit dem Rufe: „Hurra, der rote Fischer!“ zu dem Kabelgat hinauf. Dort bewaffneten sie sich und fielen den Marine-Soldaten in die Flanken. Die wenigen Truppen waren bald erlegen. Die Matrosen kämpften nur schwach; einigen lähmte Furcht den Arm; andere hatten, wie der rote Fischer, Kameraden unter den Räubern und wollten nicht gegen diese kämpfen, manche aber fanden Behagen an dem Räuberleben, sie traten offen zu diesen über, wurden mit lautem Jubel empfangen und kehrten nun ihre Waffen gegen ihre eigene Flagge und ihren Kapitän.

Die Offiziere des Halbdecks, obgleich während der Beratung voll Bedenken und Sorgen, hatten sich in dem Kampfe wie tapfere, entschlossene Männer benommen. Sie waren alle, mit rühmlichen Wunden bedeckt, gefallen und hatten dem Vaterlande ihre Schuld bezahlt. Douwe Aukes kämpfte noch immer mit Löwenstärke. Ueberall auf dem Schiffe herrschte Unheil und Verwirrung; nur auf der Stelle, wo er stand, blieb der Sieg. Ein Wunder war es fast, das ihn bis jetzt erhalten; er blutete zwar aus mehreren Wunden, aber er stand aufrecht und bot den Angreifern die Spitze. Anfangs hatte er seine Leute mit kräftigen Worten anzufeuern gesucht, aber allmählich wurde er stiller. Als er einen seiner Lieblinge, den Unter-Steuermann Dirk Smidt, einen Jüngling von kaum achtzehn Jahren, unter den Messerstichen eines Piraten hinsinken sah, durchrieselte ihn ein Fieberfrost. Fast in demselben Augenblicke erscholl ein lautes Hurra; die Seeräuber hatten die Backschanzen genommen und waren Herren des Schiffes.

„Hurra!" riefen die beiden Kerle, welche mit dem Friesen kämpften, der nicht mehr angriff, sondern sich nur verteidigte; sie ließen in ihrer Trunkenheit von ihm ab und liefen nach vorn, um die Blutflagge aufhissen zu sehen. Dort entstand ein lautes Getümmel, dorthin drängte sich alles. Der Friese stand ganz allein auf dem Hinterdeck, das Steuer flog willenlos hin und her, alle Segel lagen back und das Schiff trieb leewärts ab.

„Alles ist verloren!" sagte Douwe Aukes vor sich hin. Hast mir da eine verdammte Botschaft aufgeladen,

de Ruyter; sie kostet mich den Hals! Nun auch gut so! Niemand am Lande, der nach mir ausschaut! Alles für die Flagge! Hurra!"

Er ging langsam in die Kajüte.

Die Blutflagge wehte; die Piraten überließen sich dem tollsten bachantischen Jubel. Einer von ihnen schlug vor, die Kanonen zu laden und die Piratenflagge mit der glatten Lage zu begrüßen. Dieser Vorschlag ward mit lautem Jubel aufgenommen.

Es fehlte an Pulver, und junges, leichtfüßiges Volk eilte nach der Pulverkammer. Der Eingang zu derselben war durch die Kajüte des Kapitäns. Die Aufrührer stießen die Thür der Kajüte ein und wichen, vor Schreck erbleichend, zurück. Der Eingang zu der Pulverkammer war bereits geöffnet, am Rande derselben stand ein Faß mit Pulver, dessen Boden abgehoben war. In die Mitte des Pulvers war ein Endchen Licht gesteckt; das Licht brannte.

„Holla, Ihr Hunde!" sagte Douwe Aukes, der unfern von dem verhängnisvollen Fasse auf einem Stuhl saß und sichtlich ermattet war von dem starken Blutverlust. „Warum kommt Ihr nicht näher?"

Es erfolgte keine Antwort.

„Meintet Ihr, ein holländisches Orlogschiff zu nehmen und damit auf verfluchten Seeraub auszuziehen? Als ich Euch auf der Treppe poltern hörte, steckte ich das Licht an. Ich hätte das Pulver gleich anzünden können, aber ich wollte nicht, daß Ihr ohne Vorbereitung zum Teufel fahren solltet. Nun, sehts Euch genau an! In zehn Minuten ist es herunter

gebrannt; vielleicht fällt auch schon früher ein Funke ab und zündet. Dann Ade!"

Einer der Piraten ging vor. Er streckte die Hand aus, zitternd, von Angstschweiß überströmt, als wollte er es wagen, das brennende Licht aus dem Pulverfaß zu reißen.

„Zurück!" rief Douwe Aukes. Nur noch ein Haar breit vor, und ich stoße mit dem Fuße gegen das Faß! Was? Seid Ihr Räuber, Mordbrenner, und könnt nicht dem Tod ruhig ins Auge schauen? Jammervolle Hunde!"

Heulend vor Angst und Wut flogen die Piraten auf das Verdeck zurück, um zu verkünden, welches Loos ihnen bevorstände. Douwe Aukes blieb ruhig sitzen und sah auf das Licht: „Noch fünf Minuten!"

„Laßt mich hier sterben, Kapitän!" sagte eine jugendliche Stimme in seiner Nähe.

Es war Jan, ein Waisenknabe, dessen sich der Kapitän angenommen hatte, um ihn zum Seemanne zu erziehen. Dem Kapitän kam plötzlich ein Gedanke.

„Du sollst nicht sterben, Junge! Vielleicht erhält Dich Gott, damit ein Zeuge dieser Stunde übrig bleibe. Kannst Du noch gehorchen?"

„Ja, Kapitän!„

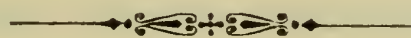
„Springe auf das Verdeck und auf die Gallerie. Löse das Tau, woran die große Luftboje hängt; schlinge es Dir um den Leib und laß Dich über Bord fallen. Wenns Gottes Wille ist, wirst Du gerettet werden!"

Der Junge verließ die Kajüte und hörte noch den Kapitän sagen: „Nun, mit Gott!" Er befolgte die erhaltene Weisung und ließ sich in die See fallen.

Eine starke Böe hatte das Schiff gefaßt und drängte es hart nach dem Lee.

Am nächsten Morgen steuerte ein Kauffahrer denselben Kurs. Beim Sonnenaufgang sah der Utkiekmann etwas Schwarzes in der See treiben. Man fischte eine Luftboje und einen Knaben auf. Es war Jan, der Kajütenwächter des Friesen Douwe Aukes.

Er war der einzige, der von dem Untergange des Schiffes und von dem Piratenkampfe erzählen konnte.



XVIII.

Graf du Thou.

(28. April 1657.)

Bereits am frühen Morgen war eine lebhafte Bewegung in den Straßen zum Gravenhaage, besonders aber in denen, welche zu dem Hause führten, das der neue französische Gesandte inne hatte; derselbe war vor drei Tagen angekommen und sollte heute in feierlicher Sitzung der General-Staaten erscheinen.

Jacques Auguste du Thou, Graf von Meslai und Präsident des Parlaments von Paris, erschien im Gravenhaage, um Genugthuung für die Wegnahme der französischen Schiffe im mittelländischen Meere zu fordern. Die Forderung, mit allen ihren Klauseln, so wie die Art und Weise, wie sie vorgebracht wurde, empörte alle Gemüter und veranlaßte eine nicht geringe Aufregung, sowohl unter den Mitgliedern der General-Staaten, als auch unter dem Volke, das sich nicht damit begnügte, seinen Zorn in sich zu verschließen und mit den Zähnen zu knirschen, sondern seine Verwünschungen laut ausrief und mit seinen Drohungen keineswegs kargte.

„Soll mich der Teufel holen, wenn ich diesen Kerlen nicht den Schädel einschlage, sobald sie mir in den Weg treten!“ sagte ein vierschrötiger Geselle, der sich

unfern von der Wohnung des französischen Gesandten aufgepflanzt, und einige Männer, Weiber und Kinder um sich versammelt hatte.

„Du hast immer das Maul voll, Klaas!“ kreischte eine Weiberstimme.

„Still, Frau Ann-Margret!“ entgegnete jener mit Stirnrunzeln; „seht nach Eurem Kohlenfeuer und Eurem Theetopf, aber bekümmert Euch nicht um Manneswerk. Oder habt Ihr die Absicht, einen jener geputzten Franzosen mit Eurem glatten Gesicht und Euren achtzehn Jahren zu erobern?“

Alle schlugen ein lautes Gelächter auf, denn Frau Ann-Margret war nicht achtzehn, sondern achtundfünfzig Jahre alt und ihr Gesicht wies Runzel an Runzel. Die Alte erhob drohend die Hand: „Daß Dich das böse Zeug! Du wirst noch durch einen solchen Franzmann verenden.“

„Hat gute Weile!“ lachte Klaas auf. „Könnte vielmehr kommen, daß es umgekehrt geschähe. Wenigstens lag die Schuld nicht an mir, daß so ein feines Bürschchen gestern Abend entkam, ehe ich ihn völlig totgeschlagen hatte. Aber einige tüchtige Hiebe hat es doch gesetzt und er wird daran zu heilen haben.“

„Was meint Ihr damit? riefen mehrere. „Erzählt!“

„Nun, was wirds Großes gewesen sein!“ sagte Klaas, sich aufblähend. „Händel gab es, wie mir dergleichen täglich dutzendweise begegnen. Es dämmerte schon ziemlich stark und ich schlenderte müßig die Straßen auf und ab. Kam da so ein schmuckes Junkerchen daher, das machte sich gewaltig breit und dachte mit keiner Silbe daran, mir aus dem Wege zu gehen. Da

sagte ich zu mir selbst: „Der solls fühlen!“ und rannte gegen ihn an, daß er drei Schritte zurücktaumelte und beinahe in die Gosse gefallen wäre. Ich lachte laut über die seltsamen Kapriolen, die er machte und ergötzte mich daran, daß er über Verletzung des Völkerrechts schrie, daß er ein Franzose sei und Genugthuung haben müsse für die Frechheit des Kabeljaufressers. Versteht mich, der Kabeljaufresser war ich. Das ist ein neues Schimpfwort, was diese Ausländer aufgebracht haben, um uns zu ärgern, aber sie sollen noch daran ersticken. „Gut, mein Junge“, sagte ich also, „ein Kabeljau ist ohne weiteres eßbar; aber ein Stockfisch, wie du, muß erst tüchtig mit einem eisernen Hammer geklopft werden, bevor er genießbar wird. Und mit den Worten hob ich ihn in die Höhe, schüttelte ihn wie einen Pflaumenbaum im September und begann darauf ihn mit meinen Fäusten zu bearbeiten; er wäre auch wahrscheinlich totgeschlagen worden, wenn er sich nicht losriß und davonlief.“

Als Klaas seine Erzählung beendigt hatte, erscholl Musik an dem andern Ende der Straße. Das versammelte Volk rannte mit lautem Geschrei dahin, um die Ballade eines Bänkelsängers zu hören, und bald befand sich Klaas mit der alten Ann-Margret allein. Der Gesell war sehr ungehalten über die Gaffer, die seine Abenteuer, welche er für Hollands Ehre bestanden, so gering achteten, daß sie die Possen eines Gauklers vorzogen, und zankte mit dem alten Weibe, das ihm grinsend gegenüberstand. Beide aber hatten nicht auf das geachtet, was in ihrer nächsten Nähe vorging. Mehrere Männer, deren Gesichtsbildung und Kleider sie

als Ausländer kennzeichneten, hatten sich genähert; ihr Führer winkte, sie fielen über den großsprecherischen Gesellen her und rissen ihn rücklings zu Boden.

Frau Ann-Margret schrie laut auf, denn sie glaubte nicht anders, als der Bursche sei erschlagen. Als sie aber sah, daß er sich aufraffte und sich zur Wehre setzte, war es ihr recht, daß er für seine frühere Grobheit einige Püffe erhielt, und sie sah dem Kampfe mit großem Gleichmute zu. Klaas rang mutig mit seinen Gegnern und rief laut: „Gottes Tod! Diese Hunde kommen hierher, unser Land zu verkaufen, unsern Handel zu verderben, unsere Häfen versanden zu lassen! Und wenn ein patriotisches Landeskind ein Einsehen hat und mit Fäusten drein schlägt, soll er noch von ihnen gehänselt werden? Laßt mich los, sage ich!"

„Bindet ihm die Arme auf dem Rücken zusammen, wenn er sich rührt!" sagte der Anführer der Franzosen, und Frau Ann-Margret, des Spottes von vorhin eingedenk, schlug dem Gefangenen ein Schnippchen. Habe ich es Dir nicht gesagt, mein Söhnchen? Jetzt hast Du Deinen Teil! Nun kannst Du mich wieder aufziehen! Mit Erlaubnis, Herr Franzmann, wohin werdet Ihr denn das Großmaul bringen?"

„Seht Ihrs nicht?" sagte jener, sich zum Weggehen anschickend und zeigte auf seine Genossen, die mit dem noch immer tobenden Gefangenen dem Gesandtschaftshause zueilten. „Dort soll der Kerl für seine Unverschämtheit gezüchtigt werden, und jeder, der seinem Beispiel nachzuahmen versucht, würde ein gleiches Schicksal haben."

Er folgte stolz seinen Kameraden, die eben jetzt über die Schwelle des Gesandtschaftshauses schritten, und die breiten Thorflügel schlossen sich hinter ihnen. Das alte Weib aber lief eiligst davon, um ihre Gevatterinnen von dem Geschehenen in Kenntnis zu setzen.

In dem Hause des Gesandten, wohin soeben der Gefangene gebracht worden war, fand ein lebhaftes Treiben statt. Auf dem Flur eilten Lakaien des Hauses hin und her; fremde Diener harrten, auf den Bänken lungernd, ihrer Herrschaft, alle aber unterhielten sich nur durch Zeichen oder leises Flüstern. In den Staatszimmern des obern Stocks bemerkte man eine Anzahl französischer, englischer, holländischer und spanischer Herren, die dem neuen Gesandten aufzuwarten wünschten, und die fast alle nach der Ehre einer geheimen Audienz trachteten. Junge Kavaliere, der Gesandtschaft beigeordnet, gingen hin und her; sie fragten nach dem Begehr der einzelnen Herren, trugen dasselbe in ihre Schreibtafel ein und versprachen, es dem Herrn Grafen zur weitern Beschlußnahme vorzulegen.

„Wie kommts“, fragte der Marquis Delorme einen der Attachés, und die Ironie des Tones zeigte hinlänglich, daß er die gestellte Frage sich selbst hätte beantworten können. „Wie kommt es, daß Monsieur de Fleury, sonst der erste auf dem Platze, uns heute Morgen die Ehre seiner Gegenwart entzieht? Er ist doch nicht krank?“

„Es ist nicht besonders diskret von Euch, Herr Marquis“, entgegnete der Attaché, „mich zum Erzählen von Brutalitäten aufzufordern; wendet Euch damit an

die Brutalität!" — wobei er im Weitergehen auf einen wohlbeleibten Holländer zeigte, der Wechselgeschäfte trieb und bei welchem mehrere Herren der Gesandtschaft accreditiert waren.

„Zu viel Aufhebens von einer Tracht Prügel!" rief dieser. „Euer Herr von Fleury wird diese Anleihe schuldig bleiben, wie so manche andere."

„Wahrhaftig!" riefen ein paar junge flamländische Edelleute, und der älteste von ihnen fügte hinzu: „Die Einlösung hat allerdings ihre Schwierigkeiten!"

Es entstand ein lautes Gelächter, das der Oberst Pearce unterbrach: „Die Schwierigkeiten möchten zu beseitigen sein, und wenn die Einlösung beliebt wird, Herr von Fleury aber, seines Unwohlseins halber, einen Geschäftsführer braucht, so stehe ich zu Dinsten!" Bei diesen Worten berührte er den Griff seines Degens, und die jungen Flamländer machten dem Britten eine Verbeugung. Man hatte sich verstanden.

Herr François, der vertraute Kammerdiener des Gesandten, durchschritt den Saal; ein spanischer Hidalgo trat ihm ceremoniös in den Weg: „Erlaubt, Herr! Wer ist jetzt bei Seiner Gnaden?"

„So viel ich weiß, Signor Taldini."

„Signor Taldini?" fragten mehrere. „Wer ist es? Vielleicht ein lombardischer Unterhändler?"

„Keineswegs!" entgegnete der Kammerdiener lachend. „Signor Taldini ist ein Schauspieler."

„Caracho!" rief der Spanier. „Ein Schauspieler! Und hier harren Männer, denen jede Minute kostbar ist!"

„Die Minuten der Schauspieler sind auch kostbar", antwortete François leichthin im Weitergehen; „die Minuten der Schauspieler und Schauspielerinnen!"

Der Schauspieler Taldini befand sich in der That in dem Kabinette des Grafen. Er gehörte zu der Truppe des Joseph Gelosi, den der Kardinal Mazarin von Mailand nach Paris berufen hatte.

„Ich bin Euch für Euren Bericht sehr verbunden, mein lieber Taldini!" sagte der Graf herablassend. „Der Herr Kardinal ist unabläßig bemüht für das Vergnügen der Pariser; sie können ihm nicht dankbar genug sein. Hoffentlich wird man in der nächsten Saison Gelegenheit genug haben, Eure und Eurer Kameraden Fähigkeiten zu bewundern."

„Euer Excellenz sind allzu gnädig! Ich bitte im Namen unserer Gesellschaft, Dero Erwartungen geneigtest etwas herabzustimmen, damit wir nicht zu sehr in Nachteil geraten, wenn dieselben sich später nicht verwirklichen. Das Wollen ist ein Riese, Excellenz, er glaubt Felsen versetzen und Eichenstämme brechen zu können; aber das Vollbringen ist nur ein schwacher Zwerg, dem die geringste Anstrengung Mühe verursacht. Milde und Nachsicht mit unsern geringen Leistungen, darum bitte ich unterthänigst."

„Gewährt, mein lieber Taldini! Setzt Eure Reise fort und bringt den Parisern etwas mehr geläuterten Kunstgeschmack bei, wenn Ihr könnt. Die wahre Grazie und Schönheit, welche das unvergängliche Attribut der Kunst sind, haben ihre Heimat doch nur in Italien. Aber wenn Italien ein kunstgeübter und befähigter

Meister ist, so ist dagegen Paris ein dankbarer und gelehriger Schüler. Auf Wiedersehen!“

„Wenn Italien in der That einige der Vorzüge besitzt, welche Euer Excellenz demselben so bereitwillig spenden, so bedarf die keimende Pflanze der allbelebenden Sonne; der Künstler lechzt nach der Gunst des Mäcen. In dem großen Frankreich haben wir hohe Gönner; einem der edelsten nehme ich mir jetzt die Ehre, mich auf das Angelegentlichste zu empfehlen.“

Der Künstler machte eine tiefe Verbeugung und entfernte sich. Der Graf klingelte, François trat ein.

„Mon cher François“, sagte Herr du Thou mit gnädigem Kopfnicken, „wer ist im Vorzimmer?“

„Nichts von Bedeutung. Viele Leute, die ein großes Interesse haben, Euer Excellenz bald zu sprechen, aber keiner, dessen Mitteilungen Sie nicht erwarten könnten.“

„So laß sie warten! — Ah, Herr von Ancourt!“ wandte sich der Graf an einen jungen Mann, der soeben eingetreten war. „Guten Morgen! Was bringen Sie?“

„Einige Papiere, die der Unterschrift Euer Excellenz harren, und einige mündliche Mitteilungen.“

„Sogleich! — François! Meinen Morgengruß an Demoiselle Jeannette, es soll mich freuen, sie beim Frühstück zu finden.“

Der Kammerdiener ging und der Graf beschäftigte sich mit dem Unterzeichnen der Papiere, die Herr von Ancourt ihm vorlegte. „Nun, mon cher, Ihre Mitteilungen?“

„Sind gut. Unsere Agenten arbeiten vortrefflich. Der Handelsstand ist schwierig gemacht und die General-Staaten werden große Widersacher finden, wenn sie in ihrem Trotze gegen Frankreich beharren wollen. Der Kaufmann zittert vor dem Embargo, womit Mazarin ihre Waren und Schiffe bedroht; er will nichts als Ruhe und Frieden."

„Das ist gut! Was sagen die Werber unter dem Seevolk?"

„Alles nach Wunsch. Unsere Livres thun die beste Wirkung. Es giebt hier Matrosen genug, die den Henker nach der Flagge der Provinzen fragen und gern an Bord unserer Schiffe gehen wollen."

„Sehr gut! Mein lieber Herr von Ancourt, fahren Sie fort, den Geschäften eine gleiche Aufmerksamkeit zu widmen, und ich werde Ihrer bestens gedenken."

„Ein leises Klopfen ließ sich vernehmen. Der Graf stand auf: „Nehmen sie diese Papiere wieder mit, Herr von Ancourt, und expedieren Sie schleunigst das Nötige. Auf den Abend erwarte ich sie wieder hier."

Der Attachee entfernte sich und der Graf zog eine Schnur. Ein schwerer Vorhang rauschte auf und durch eine geheime Thür hüpfte eine Dame in das Kabinet. Sie war jung und schön, geschmückt mit dem ganzen Reichtum der Grazien. Leicht flog sie dem Grafen entgegen, aber als sie nahe vor ihm stand, that sie, als ob sie sich besönne, einen Schritt zurück und machte eine tiefe Verbeugung: „Darf ich unterthänigst fragen, wie Euer Excellenz geruht haben?"

„Danke, meine kleine Närrin, danke! Und Du? Wie findest Du Dich in dem Lande der stolzen Mynheers zurecht? Wie gefällt Dir die Gravität und der feierliche Ernst, womit diese Herren stets einherschreiten?"

„Excellenz!" sagte die Schöne lebhaft, „das ist alles abscheulich. Diese Männer sehen aus wie Marionetten am Drahtseil, und dieses Land ist ein Theater mit schlechten Dekorationen. Da sieht man nichts als lange Kanäle, Warenballen und Matrosen; die ganze Atmosphäre riecht nach gesalzenen und gedörrten Fischen. Guter Gott, wie langweilig ist dieses Holland! Was machen wir nur hier?"

„Ich dachte, ma petite Jeannette wäre vollständig in unsere diplomatischen Geheimnisse eingeweiht?"

„Laßt sehen, ob ich es weiß. Wir erscheinen hier, um zwei Schiffe zu reklamieren, welche uns diese Holländer abgenommen haben."

„Du bist sehr genau von dem Stande der Angelegenheiten unterrichtet."

„Und Ihr wollt, daß ich das glauben soll? Um einer solchen Kleinigkeit willen diesen Lärm, diese Kosten! Wenn Ihr Eure Schiffe durchaus hättet wieder haben wollen, so hättet Ihr sie mit Gewalt holen können, das wäre kürzer und wohlfeiler gewesen, und unsere jungen Seeoffiziere, die nach dem Kranz des Ruhmes dürsten, hätten es Euch auch Dank gewußt."

„Das ist ganz charmant, mein Kind! Du bist kurz und ohne Umstände. Aber die Freundin eines Gesandten sollte doch etwas mehr Scharfblick haben. Diese Holländer nahmen „La Reine", la! la! Sie nahmen „Le Chasseur", bah! bah! Warum waren

die Kapitäne solche Hasen und ließen sich ihre Schiffe nehmen?"

„Aber weshalb sind wir denn hier?"

„Nun, Du kleine Neugier, nicht um unsere beiden Schiffe wieder zu holen, sondern um womöglich die ganze holländische Flotte in den Grund zu bohren."

„Wie, Excellenz? Aber wie wollt Ihr das machen? Bitte! Bitte! Ihr müßt es mir sagen." Und sie schlang ihren Arm mit dem reizendsten Lächeln um den Nacken des Grafen.

„Ich werde wohl müssen!" antwortete der Graf. „Merke denn auf und suche meine Intentionen zu begreifen. Frankreich ist groß, es will größer werden. Wie kann es das? Durch eine ausgedehntere Herrschaft zur See. Um diese zu erreichen, muß es die Seemacht Hollands und Englands schwächen. Soll es seine junge Kraft daran wagen, um eine oder die andere dieser Mächte, ohne Aussicht auf bedeutenden Erfolg, anzugreifen? Nein! Frankreich zieht es vor, jene beiden Mächte sich unter einander selbst aufreiben zu lassen und unterdessen in der Stille zu wachsen."

„Herrlich! Herrlich!"

„Darum bin ich hier, das ist mein Zweck! Zum Schein fordere ich zwei uns genommene Kaper, und suche in Wahrheit — doch das gehört nicht hierher. Ma petite Jeannette! Du machst mich noch zum Schwätzer. Ich werde in Zukunft vorsichtiger sein. Aber lassen wir jetzt die langweiligen Geschäfte und versuchen wir uns zu zerstreuen." — Er zog die Klingel. Der Kammerdiener trat ein.

Mon cher François", sagte der Graf, „bittet Herrn von Ancourt, sich in den Audienzsaal zu begeben und mich zu entschuldigen. Ich sei zu sehr mit Geschäften überhäuft; morgen würde ich mit Vergnügen jedermann empfangen."

„Sehr wohl, Euer Excellenz!"

„Dieses Schreiben an den englischen Botschafter. Still und heimlich. Tragt es selbst hin."

„Sehr wohl, Euer Excellenz!"

„Ist das Frühstück bereit?"

„Ja, Euer Excellenz!"

„So laßt es sogleich auftragen! — Jeannette, Deinen Arm! — Und wenn die Deputation der Herren General-Staaten kommt, um mich zur Versammlung abzuholen, laßt die Herren höchstens eine halbe Stunde warten."

„Sehr wohl, Euer Excellenz!"

Eine Stunde später empfing der Graf die Deputation der General-Staaten, welche ihn nach dem Sitzungssaale geleiten sollte. Als man über den Flur des Hauses ging, vernahm man von dem Hofe her ein furchtbares Geschrei. Die Deputierten stutzten und sahen den Grafen fragend an. Dieser befahl einem der Lakaien zu reden.

„Halten zu Gnaden!" entgegnete dieser. „Unsere Stallknechte haben den Handwerksgesellen, welcher es in letztvergangener Nacht gewagt hat, seine Hand an Herrn von Fleury zu legen, eingefangen, und er wird eben jetzt durchgepeitscht.

Die Deputierten ließen einen Ruf des Unwillens vernehmen, und ihr Wortführer sagte: „Wie, Herr

Gesandter? Ein Bürger des Landes, das Euch gastfrei empfing —"

„Mein Herr Deputierter!" unterbrach der Graf den Sprecher, „wenn einem Mitgliede Eurer Gesandtschaft in Paris solche Unbill widerfahren wäre, so würde der Herr Kardinal-Minister den Uebelthäter nicht nur durchpeitschen, er würde ihn hängen lassen. Gehen wir, wenn es beliebt."

Die Versammlung der Deputierten war heute sehr stürmisch, und selbst bei dem Eintritt des französischen Gesandten wurde die Ruhe nur mit Mühe hergestellt. Herr van Gent, der zur Zeit den Vorsitz führte, erhob sich, um den Grafen mit einigen Worten zu begrüßen; und als dieser seinen Dank ausgesprochen und den Staatssessel eingenommen hatte, fragte der Vorsitzende mit abgemessenen Worten nach den Wünschen des Herrn du Thou.

„Ich habe bereits die Ehre gehabt," sagte dieser mit hochfahrendem Tone, „den Edelmögenden Herren meine Forderung schriftlich in großer Ausführlichkeit mitzuteilen, und fühle keinen Anlaß, alle Beschwerden wörtlich zu wiederholen. Ihr wißt es, worin meine Forderungen bestehen, und leicht könnt Ihr Euch darüber einigen, welche Antwort mir zu geben sei."

„Die Provinzen können durchaus nicht begreifen, daß sie im Unrecht sind!" sagte Herr van Gent. „Es ist vielmehr die allgemeine Ansicht, daß unser Admiral die Interessen Hollands wohl verstand, als er die französischen Kaper nahm. Indessen ist die Freundschaft Frankreichs ein schätzbares Gut, das man gern durch einige Opfer erkauft, und wenn es der besondere

Wunsch Eures Souverains ist, Herr Graf von Meslai, so sind wir bereit, ihm die genommenen Schiffe zurückzugeben."

„Frankreich will kein Geschenk, sondern ein Recht!" entgegnete der Graf stolz. „Es will jene beiden Schiffe nicht als Gnade von Euch empfangen, sondern Ihr sollt sie ausliefern mit dem Bekenntnis, daß Ihr sie widerrechtlich genommen habt; Holland soll nicht bloß wiederstatten, was ihm nicht gehört; es soll auch sein Unrecht eingestehen, und dies vornehmlich durch Bestrafung jenes übermütigen Offiziers, jenes de Ruyter —"

Ein lautes Murren unterbrach den Gesandten; die Deputierten verließen ihre Plätze und bildeten Gruppen. Der Uebermut des Franzosen hatte ihren Zorn erregt, und nur mit der größten Anstrengung vermochte es der Vorsitzende, die Ruhe notdürftig für einige Augenblicke wieder herzustellen. „Bedenkt es wohl, Herr Abgesandter, ist das Euer Ultimatum?"

„Ja!" entgegnete dieser mit lauter Stimme. „Ja! Und ich werde bei dieser Forderung beharren. Die Folgen der Weigerung fallen auf Euch!"

„Wir werden sie zu tragen wissen!" rief einer der Deputierten von seinem Platze aus.

„Ich will es Euch wünschen!" antwortete höhnisch der Gesandte. „Doch, denke ich, wir haben ein Mittel in Händen, Ihr Herren, Euch, wenn es nötig sein sollte, zur Erfüllung unseres Wunsches zu zwingen. Um Euretwillen möchte ich Euch mehr Nachgiebigkeit wünschen, denn wenn ich nicht irre, ist schon jetzt von dem Kabinet des Herrn Kardinal-Ministers die Verfügung

ausgegangen, sämtliche holländische Schiffe in den französischen Häfen mit Beschlag zu belegen.

Aufs Neue ward die Ruhe unterbrochen. Geschrei ertönte von allen Seiten, einzelne Drohworte wurden dazwischen gehört.

„Das ist wider alles Völkerrecht!“ rief einer.

„Man muß Repressalien gebrauchen!“ ein anderer.

„Laßt uns die Unterhandlungen mit Frankreich ganz abbrechen!“ rief ein dritter. „Laßt ihre Schiffe, die sich in unseren Häfen befinden, an die Kette legen, und verbietet die Einfuhr französischer Waren!“

„Das heißt mit anderen Worten,“ entgegnete ein vierter, etwas besonnener, „erklärt den Franzosen sofort den Krieg.“

„Auch das! Krieg!“ fielen mehrere ein.

Der Lärm dauerte fort. Der Vorsitzende trat zu dem Gesandten: „Ihr habt durch Euer Benehmen die Gemüter entzündet; durch Eure maßlose Forderungen —“

„Hierüber kein Wort weiter!“ entgegnete Herr du Thou höflich, aber fest. „Ich handle streng nach meinen Instruktionen.“

Einer der Gesandschafts-Kavaliere trat heran und reichte dem Grafen eine Depesche. Dieser öffnete das Schreiben mit einer Verneigung gegen Herrn van Gent, und las mit der größten Aufmerksamkeit. Ein Strahl der Freude drang aus seinen Augen, der Mund verzog sich unwillkürlich zu einem feinen Lächeln; ehe aber noch einer der Deputierten das Benehmen des Gesandten bemerkt haben konnte, hatte dieser seine gewöhnliche Haltung wieder angenommen, und sagte zu dem Vorsitzenden: „Ihr seid wahrscheinlich mit mir überzeugt,

werter Herr, daß unter den obwaltenden Verhältnissen an eine Wiederaufnahme der Verhandlungen für heute nicht zu denken ist. Lassen wir diese also jetzt fallen, und gestattet mir, mich zu entfernen. Vielleicht erlaubt Ihr, daß ich Euch heute Abend einen Augenblick in Eurer Behausung sehen darf?"

„Wenn Ihr meinem geringen Hause die Ehre Eures Besuches schenken wollt", entgegnete Herr van Gent verbindlich, „werde ich mich bemühen, Euch mit jeder Eurem Range schuldigen Rücksicht zu empfangen."

„Nichts von dergleichen, mein werter Herr Präsident. Ohne alle Ceremonien. Ich treffe Euch allein oder unter Euern Freunden, wie es die Ordnung des Hauses will. Ich wünsche nicht zu stören, sondern zu fördern, das ist meine Absicht. Vielleicht — ich sage vielleicht — gelingt es mir noch heute, alle Mißverhältnisse zu beseitigen und ein freundschaftliches Einverständnis herzustellen, wenn ich dabei auf ein Entgegenkommen von Eurer Seite rechnen kann."

Er entfernte sich, höflich grüßend, und Herr van Gent murmelte vor sich hin: „Sonderbar! Was kann jene Depesche ihm gebracht haben?"

Als der Graf von Meslai nach Hause kam, eilte ihm Jeannette entgegen: „Nun, mein lieber Graf, wie weit seid Ihr mit Euren Unterhandlungen gediehen? Muß ich lange in diesem Fischgeruch atmen und mich zum Sterben langweilen?"

„Keineswegs, ma chere! Wir können vielmehr schon morgen nach Paris zurückkehren."

„In der That?"

„Zuverlässig! Du sollst es sogleich sehen! François!"

Der Diener kam: „Zu Euer Excellenz Befehl!“

„Wir kehren morgen nach Frankreich zurück.“

„Sehr wohl, Euer Excellenz!“

„Benachrichtigt jedermann davon und laßt uns nicht durch langes Einpacken aufgehalten werden.“

„Sehr wohl, Euer Excellenz! Wie wird es aber mit den auf morgen bewilligten Audienzen?“

„Sie werden bei unserer nächsten Wiederkehr stattfinden. Es ist nicht nötig, die Vorkehrungen zur Reise geheim zu halten. Ich habe jetzt Geschäfte, mon ange! Auf Wiedersehn bei Tafel!“

Jeannette ging hocherfreut in ihr Kabinet zurück und François verbreitete die Nachricht von der Abreise in dem ganzen Hotel. Als der Graf allein war, zog er die empfangene Depesche hervor und durchlas sie noch einmal mit vieler Aufmerksamkeit. „Großen Dank! England leistet uns, ohne es zu wissen, abermals einen wesentlichen Dienst. Es zerrt neuerdings an Holland und wir können fortfahren, den ruhigen Beobachter zu spielen. Auch Portugal leistet uns, ohne es zu wissen, angenehme Dienste. Ha! ha! ha! Ueber die weisen Herren! England glaubt uns zu schaden, indem es unvorsichtig in die glühenden Kohlen greift, und holt doch nur für uns die Kastamien aus dem Feuer! Ganz vortrefflich! Es lebe die Diplomatie!“

Abends waren die Gesellschaftszimmer des Herrn van Gent mit erlesenen Gästen gefüllt. Der edle Wirt bildete den Mittelpunkt derselben und unterhielt sich angelegentlich mit seinen politischen Freunden, die sich in seine Nähe gedrängt hatten.

„Wir müssen auf unserer Hut sein!“ sagte der würdige Präsident. „Der Graf von Meslai ist ein sehr feiner Unterhändler, und gerade dann, wenn er sich am liebenswürdigsten zeigt, ist er am meisten zu fürchten. Darum meine ich auch, daß der Besuch, den er mir angekündigt hat, nur eine Falle ist.“

Die Deputierten waren verschiedener Ansicht, jeder teilte die seinige mit und es schien sich eine fast eben so verworrene Debatte zu bilden, wie solche am Morgen in öffentlicher Sitzung stattgefunden hatte, als Herr van der Wildt plötzlich ausrief: „Seht nur! Alle unsere Verlegenheiten haben aufgehört! Cornelius de Baaker hat bereits den Mund gespitzt, um uns seine weisen Erfahrungen mitzuteilen. Redet, Cato!“

Cornelius de Baaker galt für den schärfsten Witzbold im Haag, kaum hatte daher van der Wildt gesprochen, als sich jedermann an Cornelius de Baaker wandte, und Herr van Gent fast leidenschaftlich fragte: „Wißt Ihr in Wahrheit ein Mittel, uns aus dieser Verlegenheit zu reißen?“

De Baaker trat feierlich einen Schritt näher, verneigte sich tief vor dem Kammer-Präsidenten und sagte: Point du tout!“

Dies schlagende Witzwort rief ein schallendes Gelächter hervor, es flog von Mund zu Mund und beschäftigte die Gesellschaft so sehr, daß Niemand den Herrn du Thou bemerkte der kurz zuvor eingetreten, und Zeuge der Wirkung war, welche dieses auf seine Kosten gemachte Bonmot hervorbrachte.

„Bravo, meine Herren! Bravo!“ sagte er laut und mit großer Heiterkeit. „Ihr werdet den bisherigen

Ruhm des Louvre verdunkeln. Point du Thou! Keine Entschuldigungen, bitte ich; hoffentlich werden wir einen fröhlichen Abend mit einander zubringen."

Die Niederländer erholten sich schnell von ihrer ersten Verlegenheit; Mynheer Cornelius de Baaker nahm mit affektierter Bescheidenheit die Komplimente der französischen Gäste entgegen, und bald herrschte in der Gesellschaft eine heitere, ungezwungene Stimmung.

Der Gesandte und der Präsident gingen unterdessen Arm in Arm einem einsamen Kabinette zu. „Habe ich denn Euer Excellenz recht verstanden?" fragte der Niederländer.

„Vollkommen, mein werter Freund! Vollkommen, hoffe ich! Meine Regierung erklärt sich zufriedengestellt, wenn Ihr uns die beiden Schiffe „La Reine" und „Le Chasseur" freigebt, und für den Schaden, den sie genommen haben, Euch zu einer billigen Entschädigung anheischig macht. Gebt mir dazu Eure Einwilligung und der Zweck meiner Mission ist erfüllt."

„Und das Embargo auf die holländischen Schiffe?"

„Soll, wenn es wider Vermuten schon zur Ausführung gebracht ist, sogleich nach Eurer Erklärung wieder aufgehoben werden, vorausgesetzt, daß Ihr Eure Drohung, betreffend das Verbot der französischen Waren nicht zur Ausführung bringt."

„Das ist abgemacht, Herr Abgesandter!" rief fröhlich van Gent. „Zwar bedarf es, um der Form willen, noch der offenen Zustimmung der Herren Staaten; aber seid gewiß, daß diese morgen unbedingt erfolgt. Was habt Ihr wegen Eurer Forderung in betreff unseres Admirals de Ruyter beschlossen?"

„Ich überlasse das Eurem Ermessen!“ sagte der Gesandte kalt, „und habe die Ehre, Euch einen guten Abend zu wünschen, Herr Präsident!“

Der Gesandte empfahl sich und Herr van Gent winkte seinem Sekretär: „Habt die Güte, Herr Catt, ein Schreiben an den Herrn Admiral de Ruyter zu entwerfen, worin Ihr ihm sagt, daß die Umstände freilich geboten hätten, die beiden von ihm genommenen Schiffe an Frankreich zurückzugeben, daß aber die Herren Staaten nichtsdestoweniger sein Benehmen unbedingt gutheißen und daß er fortfahren möge, Hollands Interessen mit gleicher Aufmerksamkeit wahrzunehmen; Unserer fortdauernden Freundschaft könne er versichert sein.

Kaum hatte der Präsident seinen Sekretär mit dieser Weisung entlassen, als ihm gemeldet wurde, daß sämtliche Franzosen sich bei der Gesellschaft beurlaubt hätten.

„Wohl!“ sagte der Präsident aufatmend. Man soll die Abendtafel anrichten!“



XIX.

Vor Spessa.

(1657.)

Graf du Thou hatte den Haag verlassen, um sich nach Paris zu begeben. Auf dem halben Wege begegnete ihm ein Bote des Kardinal-Ministers mit geheimen Depeschen, nach deren Empfang er wieder auf seinen Posten zurückkehrte. Im Haag angelangt, trat er sogleich handelnd anf. Er machte den General-Staaten bekannt, daß es der entschiedene Wille seines Allerdurchlauchtigsten Souverains sei, mit Holland in dem besten Einverständnis zu bleiben und mit demselben einen neuen Friedens- und Freundschafts-Traktat zu errichten. Bis dies aber geschehen könne, möge man, und zwar einstweilen auf drei Monate einen Vertrag annehmen, den Frankreich am 10. März 1655 mit den deutschen Hansestädten abgeschlossen.

Holland bot willig die Hand zu dieser Übereinkunft. Der deutsch-französische Vertrag wurde für die Dauer von drei Monaten angenommen und von beiden Seiten Kommissarien ernannt, um die einzelnen Artikel eines neuen Handels-Bündnisses wohl zu überlegen und festzustellen. Mit dem sorgfältigsten Fleiße ward diese Arbeit beendet und unter den besten Hoffnungen zur Genehmigung nach Paris geschickt.

Aber bald gewann es den Anschein, als ob diese Hoffnungen nicht so bald in Erfüllung gehen sollten. Wochen und Monate vergingen, seitdem die General-Staaten ihre Bewilligung ausgesprochen hatten, und noch immer war die Ratifikation des Königs von Frankreich nicht angelangt. Dieses Zögern war nicht dazu angethan, das Vertrauen der Holländer zu erhalten. Man schöpft Verdacht; die Meinung, als habe man die Provinzen nur hinhalten wollen, um einen in der Stille vorbereiteten Schlag auszuführen, gewinnt täglich mehr die Oberhand, und die Stellung des Gesandten wird immer schwieriger. Die General-Staaten glauben, diesen Zustand der Dinge nicht länger andauern lassen zu dürfen und geben die feste Erklärung ab, daß, wenn Frankreich demselben nicht sogleich ein Ende mache, zu den entschiedensten Maßregeln geschritten und das härteste Embargo ausgesprochen werden solle. Dieser Beschluß thut seine Wirkung und am 16. August erscheint der französische Gesandte, um den von dem Könige von Frankreich ratifizierten Traktat zu übereichen, der als ein Pfand des Friedens von allen Seiten mit Jubel begrüßt wird.

Eine der ersten Folgen dieses Vertrages war die Einstellung jeder feindseligen Maßregel; es wurde sogleich eine außerordentliche Botschaft an den Vizeadmiral de Ruyter abgesendet, um ihm die neuen Befehle zu überbringen.

Der Admiral, bisher ohne alle Nachricht von den schwebenden Unterhandlungen und dem allmäligen Fortgang derselben, hatte seine Bestrebungen fortgesetzt und machte mit seinem Geschwader Jagd auf alle französischen

Schiffe, die nur irgend einen zweideutigen Charakter zeigten. Die Franzosen waren indessen sehr auf ihrer Hut und wußten dem holländischen Seehelden auf die verschiedenste Weise zu entgehen. Endlich gelang es ihm, mehrere Fahrzeuge, alle wohl bemannt und gut ausgerüstet, sämtlich den Charakter von versteckten Raubfahrzeugen tragend, vor den Schuß zu bringen. Aber in dem Augenblicke, da er den Angriff beginnen wollte, über dessen Ausgang kein Zweifel war, sprang der Wind um. Die holländische Flotte, die bis dahin stolz den Luv gehalten, kam dadurch in Nachteil, und die Franzosen benutzten diese Gelegenheit, zu entkommen. Sie liefen Land auf, segelten in den Hafen von Spessa und gingen unter dem Schutze der genuesischen Kanonen vor Anker.

Die Holländer kreuzten auf der Reede von Spessa, um die Franzosen am Auslaufen zu verhindern. Sie erklärten jene Schiffe in Blokade-Zustand, schnitten ihnen jeden Verkehr mit außen ab, fingen alle Zufuhr von Lebensmitteln auf und suchten zugleich so viel als möglich durch bewaffnete Schaluppen den Verkehr mit dem Lande zu erschweren. Zugleich wandte sich der holländische Admiral mit dem Ersuchen an die genuesische Regierung, den französischen Schiffen, die des Seeraubes teils verdächtig, teils überwiesen wären, den Aufenthalt in einem ihrer Häfen nicht länger zu gestatten.

Die Regierung von Genua befand sich in nicht geringer Verlegenheit. Sie hatte alle Ursache, mit den Holländern in freundschaftlichen Beziehungen zu bleiben und diesen so viel als möglich zu Willen zu sein, aber auch Frankreich war ein gefürchteter Grenznachbar und

würde die Auslieferung seiner Schiffe nicht gleichgiltig ertragen haben. Man machte Ausflüchte, und als diese den holländischen Admiral nicht länger befriedigten, sandte man als Unterhändler Herrn Lazarus Maria Doria, einen Nachkommen jenes mächtigen und gefürchteten Geschlechts der Doria, das einst in Genua allmächtig herrschte. Doria war ein feiner, gewandter Unterhändler und suchte alle möglichen Gründe und Scheingründe hervor, weshalb Genua nicht darein willigen könne, die französischen Schiffe, welche sich unter seinen Schutz gestellt hätten, auszuliefern. Es sei zwar wahr, räumte er notgedrungen ein, daß jene fünf Kriegsschiffe, welche jetzt in dem Hafen eingeschlossen lägen, zu den berüchtigten Raubschiffen von Toulon gehört hätten, doch ständen sie jetzt in dem Dienst des Königs, sie hätten zu Via Regia Truppen ausgeschifft, und Genua dürfe in ihre Beschlagnahme nicht willigen. In der Hauptstadt des Landes wüte die Pest mit allen ihren Schrecken und der holländische Admiral möge, unter Berücksichtigung der bedrängten Lage des Landes, seine Forderungen nicht bis zum äußersten treiben. Aber de Ruyter blieb unerschüttert und erklärte, daß er sein Ziel um jeden Preis erreichen müsse und nicht gesonnen sei, auch nur ein Haar breit von seiner Pflicht zu weichen.

Während diese Unterhandlungen täglich fortgesetzt wurden, ohne irgend einen Erfolg zu haben, verfuhr de Ruyter mit großer Umsicht. Seine Schiffe lagen stets mit losen Segeln, um sich jeden Augenblick in Bewegung setzen zu können, und seine Boote und Schaluppen umschwärmten die französischen Schiffe von

allen Seiten, um vor jeder Kriegslist sicher zu sein. Ein Franzose, der von seinem Schiffe desertiert war und Zuflucht bei den Holländern suchte, sagte aus, daß jene beschlossen hätten, bei dem ersten Angriff, den de Ruyter unternehmen sollte, ihre Schiffe in Brand zu stecken und landeinwärts zu entfliehen. Es wurde demnach Befehl ertheilt, nach acht Uhr abends kein Boot an Bord zu lassen, auch keins mehr an Land oder von Schiff zu Schiff zu senden; zugleich ein wachsames Auge auf die italienischen Barken zu haben, die erschienen, um Lebensmittel auszubieten, und ehe sie den Schiffen seitlängs legten, nachzusehen, ob nicht Brandzeug in denselben verborgen sei.

Noch immer blieb jede Nachricht von Genua aus, auch von Holland liefen ebenfalls keine neuen Verhaltungsbefehle ein. Der Admiral war fest entschlossen, nicht zu weichen, andererseits aber dünkte es ihm auch gewagt, einen offenen Angriff, den er zuletzt nicht länger verschieben konnte, in einem Freihafen stattfinden zu lassen, mit dessen Oberherren man in keinerlei Feindschaft lebte. Eine Antwort, die zuletzt von Genua einging, war sehr zweideutiger Natur; man gab zu verstehen, daß die französischen Schiffe Genuas mächtigen Bundesgenossen gehörten, denen man den erbetenen Schutz nicht wohl versagen könne, und daß man den Admiral bäte, weniger beharrlich in dem Verlangen von Unmöglichkeiten zu sein. Zwischen den Zeilen konnte man übrigens sehr wohl lesen, daß die Kanonen der genuesischen Forts den Franzosen unbedingt zu Hilfe kommen würden, wenn die Holländer einen offenen Angriff unternehmen sollten.

Auf den französischen Schiffen war indessen das Leben nicht beneidenswert. Die Ungewißheit, was über sie verhängt sein möchte, erhielt die Mannschaft in steter Aufregung; der zunehmende Mangel an Lebensmitteln steigerte diese; es drohte offene Empörung auszubrechen. Andererseits nahmen einzelne zu dem leichtern Mittel der Desertion ihre Zuflucht und verließen ihre Flagge, um sich dem stets wachsenden Elende zu entziehen. Viele entwichen landwärts, konnten aber nicht durch den Pest-Cordon dringen und wurden entweder erschossen oder nach der Küste zurückgesprengt. Andere, teils eingeborene Franzosen, teils Holländer, die sich in französischen Diensten befanden, sowohl Matrosen als Seesoldaten und Offiziere des Fockmastes, suchten Zuflucht auf den holländischen Kriegsschiffen, und fanden bereitwillige Aufnahme, zumal sie erklärten, daß sie sich nur auf jenen Schiffen hätten anwerben lassen, weil sie dieselben für wirkliche Kriegsschiffe, nicht aber für Freibeuter gehalten. Nun aber fühlten sie lebhafte Reue und bäten um den nötigen Schutz. Der Kommandeur Fricambault, der die französischen Schiffe befehligte, und den die täglich wachsende Desertion beunruhigte, verlangte von de Ruyter die Auslieferung der Deserteure, worauf dieser erwiderte, daß dies um so weniger der Fall sein könne, als ein solches Verfahren gegen allen Kriegsgebrauch sein würde, auch die Leute sehr wider ihren Willen zum Piratendienst gezwungen wären.

Das Unheil hatte den höchsten Grad erreicht; Hunger und Elend, Fieber und Aufruhr wüteten am Bord der französischen Schiffe, und trotz des genuesischen Schutzes waren alle nahe daran, jämmerlich umzu-

kommen, denn die Holländer gaben nur zu genau Acht und wußten auch die geringste Zufuhr den Schiffen abzuschneiden.

Da kam endlich Entsatz. Kapitän Schey, der nach Livorno gesandt worden, um die eingegangenen Briefschaften und Depeschen abzuholen, kehrte von dort zurück und brachte die unumstößliche Gewißheit von dem zwischen Frankreich und den General-Staaten abgeschlossenen Frieden. Die Herren Staaten selbst zeigten dies dem Admiral mit dem Befehle an, sofort jede Feindseligkeit einzustellen und die Franzosen als Freunde ihrer Nation zu betrachten. Diese Botschaft erreichte die Holländer zwei Stunden nach Sonnenuntergang. Mit dem Anbruch des Tages erließ de Ruyter ein Schreiben an den Kommandeur Fricambault, worin er ihm die eingegangene freudige Nachricht mitteilte, ihm meldete, daß er die Blokade aufgehoben habe, und die Schiffe sich nach ihrer Bequemlichkeit begeben möchten, wohin es ihnen gefällig sei.

Die Franzosen, durch diese unerwartete Wendung der Dinge plötzlich einem gewissen Untergange entrissen, waren über die Maßen fröhlich, und suchten diese Freude auf alle Weise an den Tag zu legen. Sie zogen ihre Staatsflaggen auf, löſten ihre Kanonen, die von den Forts und von den holländischen Schiffen beantwortet wurden, sangen, tanzten und richteten von dem Proviant, den man ihnen eiligst zuführte, ein fröhliches Mahl her. Der Kommandeur Fricambault seinerseits dankte höflich für die Mitteilung, welche ihm seitens der Holländer gemacht worden, und zeigte an, daß er so bald als möglich von der freien Fahrt Gebrauch machen werde.

Zugleich bat er den Admiral um Auslieferung der Deserteure, insofern sie geborene Franzosen wären. Diesem Verlangen durfte man nicht entgegen sein, zumal aus dem Haag der Befehl gekommen war, den Franzosen alles zu bewilligen, was innerhalb der Grenzen des Rechtes und der Billigkeit läge. Danach ließ de Ruyter den Franzosen bekannt machen, daß ihr Kommandeur sie reklamiert habe und er sie demgemäß im Laufe des Tages abliefern müsse.

Bei dieser Nachricht erhob sich von allen Seiten ein lautes Wehklagen. Sie flehten den Admiral an, sie nicht einem gewissen Tode zu überliefern, der ihrer harre, wenn sie an Bord ihrer Schiffe zurückgebracht würden; de Ruyter versprach, sein möglichstes zu thun, um sie zu beschützen, und erlangte in einer persönlichen Zusammenkunft mit dem Kommandeur Fricambault das Versprechen, die Auslieferung der Deserteure erst nach einigen Tagen zu verlangen, welche Zeit man damit zubringen wolle, die französischen Schiffe wieder auszurüsten und seeklar zu machen.

Seines gegebenen Wortes eingedenk, entwarf Admiral de Ruyter sogleich nach jener Konferenz das nachstehende Schreiben an den Chevalier de Paul, Unter-Admiral der Provence:

„Wohl Edler, Gestrenger Herr!

„Ich wünschte herzlich, Euer Edlen mit Ueber-
„lieferung der in dem Hafen von Spessa auf die
„holländischen Schiffe übergekommenen Matrosen und
„Soldaten zu dienen; weil sie aber zum höchsten
„bekümmert sind wegen der Strafen, die man ihnen
„deswegen möchte anthun, und sie sich unter meine

„Beschirmung begeben haben, schätze ich es unbillig
„und unredlich, sie zum Hinweggehen zu zwingen,
„oder an Euer Edlen zu überliefern, ehe und bevor
„Euer Edlen mich mit einer Handschrift oder mit
„Euer Edlen Worte versichert, daß ihnen wegen
„dieser Missethat nichts Uebeles widerfahren solle.
„Sobald ich solche Zusage empfangen, will ich sie
„nach Eurem Wohlgefallen lassen abziehen; im Fall
„aber Euer Edlen in solches nicht einwilligen, bitte
„mich entschuldigt zu halten, daß ich Euer Edlen in
„dieser Sache alsdann keinen weiteren Dienst erweisen
„kann, was ich in anderen Dingen werde einzubringen
„suchen, und bleibe

Wohl Edler, Gestrenger Herr,

Euer Edlen geneigter Freund und Diener

Michael Adrianson de Ruyter."

Die menschenfreundliche Absicht des holländischen Admirals ward erreicht. Der Chevalier de Paul beeilte sich, Herrn de Ruyter mit der größten Artigkeit zu benachrichtigen, daß er allen Ueberläufern eine völlige Amnestie bewillige, und de Ruyter entließ seine Schutzbefohlenen mit freundlichen Worten und reichlichen Geschenken.

So endigte der französisch-holländische Streit, der dem holländischen Admiral seitens seiner Vorgesetzten ein zierliches Dankschreiben und ein goldenes Ehrenkettlein eintrug.



XX.

Streit mit Portugal.

(1657–58.)

I.

Es herrschte ein unruhiger Geist in den Niederlanden. Kaum waren die französischen Angelegenheiten geordnet und die Flotte wohlbehalten heimgekehrt, als sich abermals Mißbehagen mit auswärtigen Verhältnissen kund gab, und den Zunder zu einem neuen Kriege herbeitrug. Es liefen aus Portugal selbst sowohl, als auch aus Brasilien Nachrichten ein, daß die dort ansässigen Holländer auf jede Weise beeinträchtigt würden, und den Druck, unter dem sie lebten, nicht mehr zu ertragen vermöchten. Ein Schrei des Unwillens erhob sich, und der Haß, der schnell in Flammen aufloderte, fand willkommene Nahrung, denn jedes Schiff, welches aus einem portugiesischen Hafen kam, wußte von neuer Unbill zu erzählen und brachte dem Mutterlande die dringendsten Aufforderungen, das übermütige Benehmen Portugals nicht länger zu dulden. Die General-Staaten durften ihr Ohr diesen täglich sich verstärkenden Mahnungen nicht länger verschließen, und sandten die Deputierten Michael Ten Hove und Gisbert de Witt mit

einem Staatenschiffe nach Lissabon. Zugleich erhielt der Lieutenant-Admiral von Holland und Westfriesland, Herr Opdam van Wassenaar, den Befehl, nach der Küste von Portugal abzusegeln, um den Forderungen der Deputierten mehr Nachdruck zu geben; der Vice-Admiral de Ruyter aber, der sich auf der Reede von Malaga befand, empfing die Ordre, sich zwischen Lissabon und Oporto, bei den Barlings, mit der Flotte des Herrn van Wassenaar zu vereinigen, und sich unter dessen Befehl zu stellen.

Die Delegierten der General-Staaten waren mit einem Schnellsegler nach der Mündung des Tajo abgegangen, und die Flotte selbst folgte mit all der Bequemlichkeit, welche dem Führer derselben, Herrn van Wassenaar, eigen war. Am 24. September ankerte sie vor der Barre, im Schutze des Kap Roxend. Hier fand sich auch am folgenden Tage der Vice-Admiral de Ruyter mit seinem Geschwader ein und stellte sich zur Disposition seines Ober-Befehlshabers. Das Zusammentreffen dieser beiden Männer war interessant. De Ruyter, aus dem Volk hervorgegangen, durch eigenes Verdienst zu hohen Ehren emporgestiegen, angebetet von der Flotte, aber, wie alles wahre Verdienst, einfach und bescheiden; — Herr van Wassenaar, aus dem ältesten Geschlecht des Landes, dem eigentlichen Seedienst fremd, nur durch die Zeit-Umstände und seine Verhältnisse zu dieser hohen Würde berufen, stolz auf seine Geburt, stets mit Glanz und Prunk umgeben — man konnte sich kaum größere Gegensätze denken.

Der Ober-Befehlshaber der gesamten holländischen Seemacht empfing den Vice-Admeral in seiner Staats-

Kajüte. Er war mit seinem ganzen Stabe umgeben, und in seiner Nähe standen einige junge Edelleute aus den vornehmsten Häusern, die sich ihm angeschlossen hatten, um in diesem Feldzuge unter seiner Leitung die ersten Lorbeeren zu pflücken. Der Vice-Admiral überflog den glänzenden Kreis und konnte ein Lächeln nicht unterdrücken, als Herr van Wassenaar sagte: „Ihr trefft hier eine erlesene Gesellschaft, Herr de Ruyter; und es freut mich, daß die Herren General-Staaten Euch den Befehl erteilten, Euch mit mir zu vereinigen, damit Ihr durch Eure Erscheinung diesem Kreise erst den rechten Glanz verleiht."

„Dazu möchte ich mich schlecht schicken, Herr Admiral!" entgegnete de Ruyter scherzend. „Meine schlichte Seemanns-Jacke zeugt nur zu sehr, daß ich nicht würdig bin, ein Glied in einem so kostbaren Schmuck zu sein. Wenn ich indessen ohne allen Prunk erscheine, so liegt das daran, daß ich keine Zeit hatte mich zu putzen, weil ich seit gestern Abend auf die brasilianischen Zuckerschiffe Jagd gemacht habe."

„Wie, Herr Admiral! Ihr hättet —?"

„Ja!" entgegnete dieser. „Ich traf sie gestern gegen Untergang der Sonne, und sie segelten so stramm, daß ich glaubte, sie wären in der Nacht zwischen Euch hindurch in den Tajo eingesegelt, wenn ich nicht ihrem Eifer etwas Einhalt gethan hätte."

Herr van Wassenaar war ein Mann von großer Eigenheit und vielen Schwächen; aber er war ein wahrhafter Edelmann und ein tüchtiger Offizier. Er ging auf de Ruyter zu und reichte ihm die Hand: „Seid bedankt für Euren Eifer; unvermutete Ankunft

jener Schiffe hätte die Flotte allerdings in Verlegenheit setzen können. Aber Ihr waret doch wohl versehen? Diese Zuckerschiffe sind stets bewaffnet und lassen sich überdem von Kriegsfahrzeugen geleiten."

„Ja, das thun sie!" antwortete de Ruyter lachend; „und diese Portugiesen haben eine so eigentümliche Weise das Geleit zu geben, daß ich nicht klug daraus geworden bin! Ich wollte die Kapitäne danach fragen, aber sie waren mir so schnell aus den Augen, daß ich mir die Lust dazu vergehen lassen mußte. Schmutziges feiges Volk, diese Orangenfresser! Ich habe die Schiffe gezwungen, wieder seewärts zu halten, und Kapitän de Wildt hat Befehl, sie zu beobachten."

„Herzlichen Dank, Herr Vice-Admiral! Ihr werdet mich unendlich verbinden, wenn Ihr mit gleichem Eifer fortfahren wollt, der guten Sache zu dienen. Die Unterhandlungen mit dem portugiesischen Hofe dauern noch immer fort; während derselben dürfen wir begreiflicherweise keine Feindseligkeiten beginnen, aber wir können Repressalien gebrauchen für die Unbill, die man uns zugefügt. Die Umstände verbieten, uns der Zuckerflotte zu bemächtigen, aber sie gebieten uns, ihre Landung nicht zu gestatten. Lieber in den Grund geschossen, als in einem portugiesischen Hafen vor Anker! Darf ich Euch bitten, zur Ausführung dieser Ordre alle Kraft einzusetzen?"

„Ich werde sogleich wieder die Anker lichten, um mich noch vor Abend mit dem Kapitän de Wildt zu vereinigen."

„Ihr werdet mir doch vorher die Ehre Eurer Gesellschaft an meiner Tafel schenken?" fragte Herr van Wassenaar verbindlich.

„Euer Excellenz müssen mich entschuldigen, aber die Zeit drängt und des Führers Auge entscheidet im Kriege. Sobald etwas vorgefallen ist, sende ich Euch Botschaft, und ich hoffe, erfreuliche.“

De Ruyter entfernte sich, geleitet von den Offizieren und Herr van Wassenaar begab sich mit einigen ihm nahestehenden Edelleuten zur Mittagstafel. Zur Rechten und Linken des Admirals saßen die Herren van Brederode und van Egmont, beide aus Geschlechtern entsprossen, die zu den ältesten und reichsten des Landes zählten.

Die Gesellschaft überließ sich infolge der guten Kunde, die Admiral de Ruyter gebracht hatte, einer fröhlichen Ungezwungenheit, scherzhafte Gesundheiten wurden ausgebracht, und schon dämmerte der Abend herein, als der wachthabende Offizier mit der Meldung eintrat, daß das Geschwader des Vice-Admirals de Ruyter nur noch in der äußersten Kimmung sichtbar wäre; zugleich überreichte er ein Schreiben, welches soeben mit einem Boten von Lissabon eingetroffen sei.

Herr van Wassenaar überflog dasselbe und sagte dann zu seinen Gästen: „Von unseren Herren Deputierten, die mir melden, daß sie morgen die längst erbetene Audienz bei der Königin-Regentin haben und mich ersuchen, derselben beizuwohnen! Dies soll geschehen, und es wird mich freuen, wenn die Herren van Brederode und van Egmont mich begleiten wollen. — Herr Lieutenant!“ fuhr er zu dem noch wartenden, dienstthuenden Offizier fort, gebt Befehl, daß die Staats-Schaluppe sogleich in Stand gesetzt werde, ich will noch heute Abend mich ans Land begeben.“

Der Offizier entfernte sich, um den ihm gewordenen Befehl zur Ausführung zu bringen, die Tischgesellschaft zerstreute sich, und jeder suchte seine Kajüte, um von dem Mittagsmahl auszuruhen. Nach einer Stunde nahm die harrende Staats-Schaluppe den Lieutenant-Admiral nebst seinen Begleitern auf und fuhr den Tajo aufwärts. Bald nachher hüllte tiefe Dämmerung Land und See ein, die Wachtlaternen in den Mastkörben wurden angezündet, die Flaggen sanken nieder von den luftigen Toppen und der Nachtschuß donnerte von den Verdecken über die See hin.

2.

Der zur Audienz bestimmte Morgen brach an. In den Zimmern, welche die holländischen Gesandten bewohnten, liefen die Diener in ihren Staats-Livreen hin und her, um alles zur feierlichen Abfahrt anzuordnen. Zwei vergoldete Kutschen, mit edlen Maultieren bespannt, hielten vor der Thür und eine Abteilung der reitenden Garde war in der Straße aufgestellt, um den Gesandten, welche sich an den Hof der Königin-Regentin begaben, zum Geleite zu dienen.

Herr van Wassenaar trat mit seinem Gefolge ein und ward von den Deputierten, den Herren Ten Hove und Gisbert de Witt, mit großer Liebenswürdigkeit empfangen.

„Wißt Ihr es schon, werter Herr Admiral," sagte Ten Hove, „wir werden uns eine ziemlich lange Spazierfahrt gefallen lassen müssen, denn Ihre Majestät die Königin befindet sich nicht in der Hauptstadt selbst, sondern hat uns nach ihrem Lustschlosse von Bethlehem,

oder, wie sie es nennen, Belem beschieden, und draußen hält schon der Reitertrupp, der uns begleiten soll, denn hier zu Lande kann man keinen Schritt weit gehen, ohne von Bettlern, Straßenräubern, Banditen und anderem Gesindel angefallen zu werden.“

„Unstreitig eine belästigende Partie in diesem Sonnenbrand!“ fügte Herr de Witt hinzu, im Stillen über die Ströme von Schweiß seufzend, die er zu vergießen haben würde. „Beliebt es Euer Edlen, vor dem Beginn der Fahrt einen kühlen Trunk zu nehmen? Es möchte uns späterhin heiß genug werden.“ Er gab den Dienern einen Wink, und sogleich wurde kostbarer Wein in Kelchgläsern serviert.

„Was werdet Ihr thun“, fragte der Admiral nachdem er auf eine glückliche Beendigung des Streites getrunken hatte, „was werdet Ihr thun wenn diese Portugiesen uns die verlangte Genugthuung verweigern und wohl gar noch Trotz zu bieten wagen? Ihr habt ohne Zweifel reiflich erwogen, daß Ihr hier als Repräsentanten des ganzen Landes steht!“

Beide Deputierten blickten ernst auf den Admiral, Der komische Anstrich, welchen ihnen der Festschmuck verlieh, den sie nicht zu tragen gewöhnt, war verschwunden; vergessen alle schon erduldeten sowie noch zu erduldenden Strapazen, und Herr Ten Hove sagte mit Nachdruck: „Als wir die Mission übernahmen, Herr Admiral, dachten wir, daß die Ehre der niederländischen Provinzen in unsern Händen sicher aufbewahrt sei; das denken wir noch und werden demgemäß handeln.“

In diesem Augenblicke trat ein reichgeschmückter Diener ein und meldete Dom Pedro Vierra da Sylva, Geheimen Staatssekretär im Amte der auswärtigen Angelegenheiten Ihrer Majestät der Königin-Regentin von Portugal.

Dom Pedro war ein langer und hagerer Mann mit scharfschnittenem Gesicht und schwarzen, stechenden Augen; seine Kleidung war reich, fast überladen und seine Vorliebe für äußere Förmlichkeiten ging bis in die kleinlichsten Einzelheiten. Er stellte den edlen niederländischen Herren sein ganzes Gefolge vor, und hörte mit derselben Aufmerksamkeit, die er diesem Geschäft gewidmet hatte, die Namen der niederländischen Herren an, die ihm aufgeführt wurden. Als diese lästige Ceremonie beendigt war, und die Holländer noch eine lange Mitteilung über das bei Hofe übliche Ceremoniel hatten entgegennehmen müssen, gestattete der Minister-Staatssekretär endlich, daß man die Wagen bestieg und gab den Befehl, nach Belem zu fahren.

Der Zug langte dort an. Von der untersten Stufe der Schloßtreppe konnten die Gesandten nur allmählich bis an die Schwelle des Audienz-Saales gelangen, denn überall fanden sie Mitglieder der höhern oder niedern Dienerschaft, Hof-Kavaliere und Granden und überall wurden sie durch Anreden und sonstige Ceremonien aufgehalten. Endlich war auch das letzte Hindernis überwunden und die Abgesandten standen vor der Königin-Regentin, welche die ehrfurchtsvolle Begrüßung derselben mit einer kaum merkbaren Neigung des Hauptes erwiederte. Dann blieben sie aufrecht stehen,

um von ihrer Majestät die Erlaubnis zu erhalten, ihre Botschaft vorzubringen.

Nach einer Pause, während welcher man vergebens erwartete, daß die Gesandten um die Ehre bitten würden, der Königin ihr Gesuch vorzutragen, sagte Dom Pedro Vierra da Sylva: „Ihre Königliche Majestät wollen gnädigst gestatten, daß Ihr an den Stufen Allerhöchst Ihres Thrones die Bitte der vereinigten niederländischen Provinzen niederlegen dürfet.“

„Seine Excellenz der Herr Minister irrt,“ sagte Mynheer Ten Hove mit fester Stimme. „Wir erscheinen hier keinesweges, um eine Bitte der niederländischen Provinzen auszusprechen, da zu einer solchen nicht die geringste Veranlassung ist; ich wüßte in der weiten Christenheit nichts, was die niederländischen Provinzen entbehrten und deshalb von einer auswärtigen Macht sich erbitten müßten.“

„Sehr kühn!“ rief die Königin-Regentin.

„Eure Majestät,“ entgegnete Gisbert de Witt, „wir beabsichtigen keineswegs uns in Allerhöchst Dero Gegenwart ein Benehmen zu gestatten, welches sich weder für Euch noch für uns ziemen würde. Aber es war, um nicht den Standpunkt der Unterhandlung zu verrücken, durchaus nötig, einen Irrtum des Herrn Ministers zu berichtigen. Nicht eine Bitte führt uns her, sondern eine gerechte Beschwerde, wie aus dem Promemoria zu ersehen ist, welches wir die Ehre gehabt haben, Seiner Excellenz vor längerer Zeit zu überreichen, um es Eurer Königlichen Majestät vorzulegen. Und wir sind heute hier erschienen, die königliche Entscheidung hierüber zu vernehmen, die hoffentlich,

in anbetracht unserer gerechten Sache, so günstig ausfallen wird, als die freundschaftlichen Beziehungen, welche seit der kühn errungenen Selbstständigkeit Portugals zwischen unsern beiden Ländern bestanden, es erheischen."

„Euer Promemoria, wie Ihr es nennt," sprach die Königin rasch, „enthält eben so viele Unrichtigkeiten, als ungereimte Forderungen. Wenn Holland mit Uns irgendwie zu unterhandeln gedenkt, kann es nimmermehr auf Grund jenes Vertrages geschehen."

„Da befindet sich Euer Königliche Majestät — haltet mir's zu Gnaden, Frau Königin! — in einem großen Irrtum!" antwortete Ten Hove. „Wir haben lange Zeit von Euch Unbill ertragen, ohne uns deshalb zu beschweren, indem wir hofften, Dero Regierung werde endlich Einsicht haben. Es wohnt kein Niederländer in den Städten Eures gesegneten Königreiches, oder in den Pflanzstädten an der brasilianischen Küste, der nicht in seinem Rechte gekränkt worden wäre, und die Gerechtigkeit, welche Euer Majestät inne wohnt, wird keinen Augenblick anstehen —"

„Mit nichten, Herr Abgesandter!" unterbrach die Königin den Sprecher. „Die Fälle, von denen Ihr redet, sind so selten und von so untergeordneter Bedeutung, daß sie nicht würdig sind, Uns zu beschäftigen. Weit schwerer fallen dagegen die Ereignisse in's Gewicht, wo Portugal sich über die Holländer zu beschweren hat, welche in diesem Lande das Gastrecht nachgesucht und genossen haben. Hiernach würde es also an Euch sein, nachzugeben und gelinde Saiten aufzuziehen, wenn Ihr

nicht gewärtigen wollt, daß Unsere Regierung kräftigere Maßregeln ergreife.“

„Und was nennt Euer Majestät, wenn ich so kühn sein darf zu fragen, kräftigere Maßregeln?“

„Sankt Sebastian!“ rief die Königin mit zornfunkelnden Augen, „macht nicht, daß Ihr es durch die That erfahrt. Wenn jeder Niederländer ohne Ansehn der Person und seines Gewerbes bei Todesstrafe aus Unsern Landen verwiesen wird, wenn Wir alle ihre beweglichen und unbeweglichen Güter mit Beschlag belegen, wenn wir über alle Schiffe, welche in Unsern Häfen mit holländischer Flagge liegen, das Embargo aussprechen —“

„Dann, Euer Königliche Majestät!“ sagte Herr von Wassenaar, rasch einen Schritt vortretend, „dann werden Allerhöchstdieselben es nur thun, weil Ihr wisset, daß die also verstoßenen Niederländer nicht verlassen wären, sondern eine Zufluchtsstätte an Bord der Flotte ihres Landes fänden, die in der Mündung des Tajo Anker geworfen hat.“

Die Königin biß sich auf die Lippen und schwieg; Dom Pedro da Sylva aber wandte sich heftig an den Admiral und entgegnete: „Wie konntet Ihr es wagen, eine solche Sprache gegen eine Königin anzunehmen, die Euch in Ihrem eigenen Palaste die Gnade Ihres Anblicks gönnt? Wahrhaftig dies ist ein Vergehen, das Ihre Allerheiligste Majestät nur wegen seiner Seltenheit zu vergeben geneigt sein wird!“

„Wenn wir im Ausdruck gegen die erhabene Person Eurer Königlichen Majestät irgendwie gefehlt haben sollten, so bitten wir deshalb ehrerbietigst um Ver-

zeihung," entgegnete Herr Ten Hove rasch. „Nicht im Entferntesten konnte es uns beikommen, eine Dame zu beleidigen, deren hoher Rang und seltene Eigenschaften die unbegrenzteste Ehrfurcht erfordern. Wir haben nur von unsern verletzten Rechten gesprochen und gewünscht, daß diese unverkürzt aufrecht erhalten würden; wir haben uns auf die Verträge gestützt, welche mit der Regierung dieses Landes abgeschlossen wurden und gebeten, uns nicht in Güte zu verweigern, was wir sonst zu erzwingen genötigt wären. Denkt der Flotte, die in der Mündung Eures Hauptstromes liegt."

Die Glut des Zornes flog über das Angesicht der Königin, und die Audienz der holländischen Deputierten hätte vielleicht schon jetzt ein sehr unerwünschtes Ende genommen, wenn nicht Gisbert de Witt alsbald das Wort ergriffen hätte: „Ich flehe Euer glorreiche Majestät an, dem freien Worte eines freien Mannes keine Bedeutung unterzulegen, die dasselbe nicht hat, sondern vielmehr überzeugt zu sein, daß die Niederländer nichts eifriger wünschen, als mit Portugal in Frieden und Freundschaft zu leben. Dazu bieten wir eifrig die Hand und verlangen nichts von Euer Majestät Regierung, als Gerechtigkeit. Wir haben, allseitigen Vorteil erwägend, uns nur den Schutz von dero Majestät holländischer Unterthanen, die Unverletzlichkeit des Privat-Eigentums vorbehalten. Feierlich hat Portugal uns dies zugesichert; möge es uns nun auch erhalten bleiben. Ich flehe Euer Majestät an, im Namen meiner Landsleute, die in ihren Rechten gekränkt wurden, strenge zu untersuchen, und nach dem Richtig-Befinden unserer Beschwerde Abhülfe zu leisten. Jahrhunderte lang haben

Portugiesen und Holländer neben einander gewirkt und geschaffen; sie waren es, die den Handel jenseits der Meere aufrecht erhielten und andere Mächte von sich abhängig machten; sie haben vereint den Merkursstab geschwungen, der die höchste Gewalt übt in allen Ländern und auf allen Meeren. Laßt ein Bündnis, das niemandem schadete und allseitig Segen brachte, nicht an diesem Tage untergehen."

Die Worte des Deputierten hatten auf die Königin einigen Eindruck gemacht; vielleicht wäre dieser Augenblick der geeignete gewesen, die streitige Angelegenheit für immer friedlich beizulegen, hätte nicht ein Zufall die Ausführung verhindert. Eine Fensterscheibe klirrte und ein Federball flog herein, der den marmornen Fußboden des Audienzsaales entlang lief. Die Aufregung war allgemein und gab sich in halben Worten und Ausrufungen kund, so viel die unmittelbare Gegenwart der Königin dies irgend gestattete.

„Wer wagt es?" rief die Königin, und Dom Pedro da Sylva entsendete eben einige Kavaliere, um die Urheber dieses Majestäts-Verbrechens zu ermitteln, als ein junger Edelmann, Dom Castel Melhor, in den Saal trat und sich zu den Füßen der Königin niederwarf: „Verzeihung dem unbedachtsamen Frevler, der es gewagt —"

Die Königin ließ ihn nicht ausreden. „Ihr seid es, der sich erkühnte —?" rief sie zornentbrannt. „Habt Ihr vergessen, wie die Gewölbe in dem Fort von St. Joao aussehen, so will ich Euch aufs neue dorthin senden und Euch Zeit genug lassen, sie zu betrachten. Verhaftet diesen Frevler augenblicklich —!"

„Verzeihung, Euer Majestät!“ sprach der Edelmann, indem er sich erhob. „Wenn ich gefehlt, so geschah es nur, um dem Könige, meinem gnädigen und gebietenden Herrn, zu dienen.“

„Wie?“ fragte die Königin.

„Nimmermehr wollen Euer Königliche Majestät glauben, einer der treuesten Diener Eurer Krone werde seine Hand zur Entheiligung des Ortes bieten, den Ihr durch Eure erhabene Gegenwart ehrt. Mein Königlicher Gebieter hatte, meiner ehrerbietigen Gegenvorstellung ungeachtet, das Ballspiel unter den Fenstern des Audienz-Saales angeordnet, und geruhten mir zu befehlen, Ihnen den Ball zuzuwerfen. Ich that es, und Seine Majestät fing voll jugendlicher Lust denselben auf und schlug ihn heftig zurück, ohne zu bedenken, welche unselige Richtung —“

„Spare Dir diese Mühe, mein lieber Castel Melhor,“ sagte eine jugendliche Stimme und man erblickte den minderjährigen König, der seinem Führer gefolgt war. „Ich will es meiner Königlichen Frau Mutter schon selbst sagen, daß ich den Ball in das Fenster geworfen habe. Es geschah nicht mit Bedacht, Euer Majestät —.“

„Wir werden Uns die Entschuldigung, welche Euer Majestät zu machen hat, zu einer gelegneren Zeit erbitten!“ sprach die Königin. „Wir sind hier mit so wichtigen Dingen beschäftigt, daß Wir Euch bitten müssen, diesen Saal ohne Verzug zu verlassen.“

„Warum, gnädigste Frau Königin?“ entgegnete Alfonso und wies den Grafen Castel Melhor zurück, der sich die Miene gab, ihn fortführen zu wollen. „Gestattet huldreichst, daß ich hier noch einen Augenblick

verweile. Ihr erteilt gnädigst diesen Herren eine Audienz? Dom Pedro da Sylva, was sind dies für Herren?"

Der Minister-Staats-Sekretär war in nicht geringer Verlegenheit, wie er sich in einem so heiklen Falle benehmen sollte, ohne der jetzt regierenden Königin und dem künftigen Beherrscher des Reiches entgegen zu sein. Er verbeugte sich tief gegen die Monarchin, im Voraus für das Wagnis, das er zu unternehmen im Begriff stehe, um Verzeihung flehend, und flüsterte dann dem jungen König zu: „Das sind, mit Allerhöchster Genehmhaltung Euer Majestät die niederländischen Deputierten."

„Wenn es wirklich die niederländischen Deputierten sind, Herr Minister," entgegnete der junge König, „so bleiben sie es mit und ohne meine Genehmhaltung. — Guten Tag, werte Herren! Es ist mir angenehm, Euch hier zu sehen, und wenn die Audienz beendet ist, erfreut mich ebenfalls mit Eurem Besuche. Graf Castel Melhor wird Euch zu mir bringen."

„Zu Euer Majestät Befehl!" entgegnete Gisbert de Witt mit einer ernsten Verbeugung.

„Euer Majestät!" sagte die Königin mahnend.

Gnädigste Frau Königin Mutter," entgegnete Alfonso; „ich will Euch gern gehorchen. Lebt wohl, werte Herren; man hat mir viel Gutes von Euch und Eurem Lande erzählt. Mein Freund, Graf Castel Melhor, will Euch ebenfalls wohl —"

„Ha!" rief die Königin, und der Graf flüsterte erbleichend: „Euer Majestät!"

„Nun," sagte Alfonso verwundert, ist es etwa nicht wahr? Hast Du mir nicht gesagt, Portugal könne nur

glücklich sein, wenn die Niederländer seine treuesten Bundesgenossen wären? Ich habe es wohl behalten, wenn Du mir auch sonst den Vorwurf machst, daß ich alles vergesse, was Du mich lehrst."

„Nicht weiter, Euer Majestät!" gebot die Königin, heftig erregt. „Graf Castel Melhor! Es bleibt dabei, Ihr werdet dem Gouverneur von St. Joao noch heute Eure Aufwartung machen, und Wir werden Sorge dafür tragen, daß Ihr die Gastfreundschaft desselben so lange als nur möglich in Anspruch zu nehmen habt. Dort findet Ihr bessere Muße, Euren politischen Träumereien nachzuhängen, als hier, mit der unausgesetzten Sorge für einen unmündigen Knaben beschäftigt. Entfernt Euch!"

Der Graf Castel Melhor befolgte den Befehl der Königin und die niederländischen Herren sahen ihm mit einem Blicke des Mitleides nach.

„Wie, Frau Königin-Mutter?" fragte der junge König erschreckt. „Euer Majestät nehmen mir meinen Freund, meinen Spielgenossen? den Einzigen, der sich mit mir beschäftigt?

„Auch mit Euer Majestät haben Wir Uns angelegentlich beschäftigt," fuhr die Königin fort, und über Dero nächste Zukunft verfügt. Unser Minister-Staats-Sekretär wird dafür sorgen, daß Euer Majestät mit dem Ihren Range ziemenden Gefolge noch heute nach Mafra abgehen, und dort, unter dem Schutze der frommen Augustiner-Mönche, ferneren Studien obliegen. Besorgt das sogleich, Dom Pedro da Sylva!"

Der Minister neigte sich tief vor der Königin und diese wandte sich an die Gesandten: „Ihr werdet Euch mit der Antwort begnügen, die Ihr empfangen habt.

Die Forderungen, welche Ihr Uns stellt, können Wir nicht genehmigen. Komme es, wie es muß. Ihr seid entlassen!“

Stolz winkte die Königin mit der Hand, und Ten Hove verbeugte sich: „Wenn es so steht, haben wir nichts weiter zu thun, als in Ehrerbietung unsern Urlaub zu nehmen. Möge nie ein Tag kommen, wo Portugal es zu bereuen hat, uns so abgewiesen zu haben.“

Dom Pedro da Sylva, obgleich unter der Last des Ceremoniels erliegend, sah doch wohl ein, daß diese rücksichtslose Abweisung für Portugal sehr zum Nachteil ausschlagen könne. Er wagte es deshalb, trotz der Anwesenheit der Königin, den holländischen Deputierten einen beschwichtigenden Blick zuzuwerfen und sagte, indem er sie bis an das Portal des Palastes geleitete: „Geduldet Euch nur wenige Tage, edle Herren, bis der Zorn Ihrer Majestät sich gelegt hat, es wird sich dann alles in das rechte Geleise bringen lassen!“

„Wir werden jede Rücksicht walten lassen“, antwortete Herr Ten Hove, „die sich mit der Ehre der Niederlande vereinigen läßt. Entscheidet Euch aber bald, so lange es Euch noch vergönnt ist, eine Entscheidung zu fassen.“

Dies waren die letzten Worte, welche die Deputierten mit dem portugiesischen Minister wechselten; ohne die Begleitung desselben kehrten sie mit dem Admiral nach der Hauptstadt zurück.

III.

Verdrießlich kreuzte unterdessen der Vizeadmiral de Ruyter mit seinem Geschwader auf hoher See, um

die brasilianische Zuckerflotte zu beobachten und zu verhüten, daß sie in einen der portugiesischen Häfen einlaufe. Da die Zahl der portugiesischen Schiffe nicht gering war, sah er sich in die Notwendigkeit versetzt, seine Kräfte zu zersplittern und die einzelnen Schiffe seines Geschaders nach verschiedenen Seiten hin zu senden, um unter allen Umständen die Landung auch nur eines Schiffes zu verhindern. So befand er sich eines Morgens, von all den Seinigen getrennt, ungefähr drei Meilen von der Mündung des Tajo entfernt. Seine Vizeadmirals-Flagge wehte von dem Vortopp eines Achtundzwanzig-Kanonenschiffes „Der 26. August“, welches diesen Ehrennamen zum Andenken an die Schlacht vor Plymouth führte, worin de Ruyter seinen ersten so glänzenden Sieg über die englische Flotte errang. Es war dasselbe Schiff, welches de Ruyter in jener denkwürdigen Schlacht befehligt hatte und das damals den Namen „Neptunus“ führte.

Er war mit seinem Loggbuche beschäftigt, das er immer selbst zu führen pflegte, als der wachthabende Offizier in die Kajüte trat und ihm meldete, daß man eine Flottille von zehn Brasilianern in Sicht bekommen habe, die nahe zusammenhielten und ihren Kurs nach dem Tajo gesetzt hätten. An der Spitze derselben befinde sich eine portugiesische Brigantine, die allen Ernstes ihre Kanonenpforten geöffnet habe und sich den Anschein gebe, als würde sie jeden, der ihr den Weg zu versperren gesonnen sei, mit Gewalt zurückweisen.

„Das müssen wir sogleich näher untersuchen, mein lieber Lieutenant Mahts!“ antwortete der Admiral. „Ich will nur mein Loggbuch in Ordnung bringen und

werde dann sogleich auf dem Verdeck erscheinen. Unterdessen haltet auf den kühnen portugiesischen Ritter ab und nehmt ihm womöglich den Luv."

Der Lieutenant kehrte auf das Verdeck zurück, um die Befehle des Admirals zu vollziehen. De Ruyter kam bald darauf selbst, und als er sah, daß man sich der Brigantine bis auf Schußweite genähert hatte, befahl er, eine Kanone abzufeuern.

Diese Aufforderung, welche den Portugiesen zum Beidrehen veranlassen sollte, blieb ohne Wirkung; vielmehr zog er seinen Wimpel am großen Topp auf und wies eine rote Flagge auf dem Vortopp.

„Oho, mein Junge!" sagte de Ruyter heiter, „hast Du so viel Kourage? Nun, da müssen wir ihm doch zeigen, daß wir es der Mühe wert halten, mit ihm anzubinden. Geschwind, Geschützmeister, eine Kugel nach dem Vordersteven!"

Der Schuß ward abgefeuert und die Kugel flog hart an dem bezeichneten Punkte vorüber. Gleich darauf brannte man ein Geschütz am Bord der Brigantine ab und die Kugel fiel unfern von der Wasserlinie des holländischen Admiralschiffes nieder.

„Der Kerl hat Kourage, oder er weiß sicheren Beistand in der Nähe!" sagte der Admiral rasch. „Gleichviel, wir können einer solchen Aufforderung nicht gleichgültig zuschauen. Rasch, lauft ihm seitlängs und haltet die Geschütze klar."

Dem Befehl wurde Folge geleistet und bald lag das Admiralschiff der Brigantine gegenüber. Dies zeigte in diesem Moment von der Gaffel eine weiße Parlamentär-Flagge, und der Kapitän erschien mit einem

Sprachrohr auf der Gallerie: „Ihr werdet hoffentlich die Königliche Flagge von Portugal respektieren!“ rief er laut. Mir liegt es ob, jene Schiffe in den Tajo zu führen, und ich bitte Euch dringend, diesem Vorhaben kein Hindernis in den Weg zu legen.“

„Es thut mir leid, diesen Wunsch nicht erfüllen zu können!“ entgegnete de Ruyter. „Ich habe den strengsten Befehl, jede Landung zu verhindern. Ueberdies würdet Ihr nur schlecht im Tajo empfangen werden, indem die Mündung desselben von einem holländischen Geschwader besetzt gehalten wird. Sucht deshalb Euch an einen andern Ort zu begeben, denn hier findet Ihr schwerlich das gewünschte Unterkommen; ich werde es verhindern, sei es mit Güte oder mit Gewalt!“

„Wie es Euch beliebt!“ sagte der Portugiese stolz und verließ die Gallerie.

„Habt Ihr das gehört?“ sprach de Ruyter voll Staunen, zu seinen Offizieren gewendet. „Meine Vermutung von vorhin bestätigt sich; laßt uns wohl auf unserer Hut sein.“

Die brasilianischen Schiffe hatten unterdessen mit großer Geschicklichkeit ein eigentümliches Manöver ausgeführt. Ein Schiff sank nach dem andern zurück, am meisten die Kriegsbrigg, dann luvten die letzten wieder an, und in kurzer Zeit bildeten sie eine Linie; der Bugspriet des zweiten Schiffes wies nach dem Spiegel des ersten und so fort bis zum letzten. Zu gleicher Zeit öffneten sich ihre Kanonenpforten, und eine lange Reihe glänzender Stücke wurden sichtbar.

„Aha!“ rief der Admiral. „Ehe wir von diesem Zucker in unseren Genever thun, müssen wir uns tüchtig heran halten. Frisch, Leute! Alle Mann bei den Kanonen! — Noch einen halben Strich anluven! Jetzt! Feuer!“

Die Wirkung, welche die wohlgerichteten Geschütze hervorbrachten, war bedeutend. Einige der schwereren Kugeln bohrten sich fest in das Plankenwerk der Brigantine, die anderen fuhren in die Takelage und richteten große Verwüstungen darin an. Die Vorderstenge kam gleich bei dem ersten Male auf das Verdeck nieder und das große Stag war abgeschossen. Die Holländer waren nicht müßig; bei der vierten Lage wurden die Geschütze der Brigantine zum Schweigen gebracht und diese suchte ihr Heil in der Ferne.

Die Flucht des Kriegsschiffes, welches die Kauffahrer schützen sollte, brachte an Bord dieser letzteren eine nicht zu beschreibende Verwirrung hervor. Einige brachen sogleich aus der Linie und steuerten der Brigantine nach, andere feuerten ihre Kanonen aufs geratewohl ab und trafen auch nicht im entferntesten das holländische Schiff. Kaum war eine halbe Stunde vergangen, als die Zucker-Fahrzeuge mit so viel Linnen, als ihr Mastenwerk irgend tragen wollte, nach allen Seiten hin sich zerstreuten.

Mit übereinander geschlagenen Armen sah de Ruyter diesem Schauspiele zu. Von dem Augenblicke an, als die Brigantine in voller Flucht ihm den Spiegel wies, hatte er keinen Schuß gethan. An eine Verfolgung der Kauffahrer, die wie ein Haufen Spreu auseinanderfuhren, konnte nicht gedacht werden; er mußte sich darauf

beschränken, den beiden, die ihm zunächst lagen, nachzusegeln. Sein leicht gebautes Schiff lief bald diese unförmlichen Gefäße auf, die sich sogleich gefangen gaben, ohne nur den geringsten Widerstand zu versuchen.

Das Glück, welches de Ruyter während seines Lebens zur See bis dahin nicht verlassen hatte, blieb ihm auch jetzt treu. Der Wind, welcher so schwach geworden war, daß nur noch „Der 26. August“ sich einigermaßen schnell bewegen konnte, hörte bald ganz auf, und die Schiffe lagen machtlos nebeneinander auf eine Entfernung von drei Meilen. Der Admiral ließ die Boote aussetzen und durch diese den zunächst gelegenen Kauffahrer nehmen. Hierauf mußte er seine Thätigkeit beschränken; er hatte jetzt bereits drei Prisen mit seinen Leuten besetzt, und mehr konnte er nicht entbehren. Zudem brach die Dämmerung herein, und die Boote wurden zurückbeordert; das letzte erschien erst bei völliger Dunkelheit. Während der Nacht wurde scharf ausgelugt, ob sich irgend etwas in dem Zustande des Wetters verändern würde, was die Holländer veranlassen könnte, andere Maßregeln zu ergreifen; aber die Atmosphäre blieb still und ruhig, kein Windhauch bewegte die lang herabhängenden Wimpel.

Mit dem Anbruch des Tages erhob sich ein frischer Seewind und sogleich entstand am Bord der sieben noch nicht genommenen Brasilianer ein reges Leben. De Ruyter hielt diesen kostbaren Schatz bereits für sich verloren, als er zu seinem Staunen gewahrte, daß sämtliche Schiffe, die in seinen Luv geraten waren, keine Kenntnis von der Blockierung des Tajo zu haben schienen, denn einmütig setzten sie dorthin ihren Kurs.

Der Admiral ließ sie ungehindert steuern und begnügte sich damit, ihnen in angemessener Entfernung zu folgen.

Während de Ruyter in solcher Weise thätig war, hatten auch die Deputierten der General-Staaten das ihrige gethan. Sie überreichten dem Minister-Staatssekretär ihr Ultimatum und kehrten zur Flotte zurück, wo sie ihre Wohnung am Bord des Admiralschiffes „Die Eintracht" nahmen, um die Wirkung dieses ihres Schrittes abzuwarten. Diese trat nach einigen Tagen ein. Die Königin ließ die Gesandten nochmals in ihren Palast entbieten, allein diese machten Schwierigkeiten, einer solchen Aufforderung Folge zu leisten, bevor sie nicht von dem Minister irgend eine Entscheidung, hinsichtlich des von ihnen überreichten Ultimatums, empfangen hätten. Am folgenden Tage erschien der Minister selbst am Bord des Admiralschiffes und ward mit allen seinem Range gebührenden Ehrenbezeugungen empfangen. Er trat mit hochfahrendem Wesen auf und machte Forderungen, welche zu erfüllen den Holländern auch im entferntesten nicht einfallen konnte. Sie wiesen ihn kalt aber höflich zurück. Diese Art des Benehmens brachte ihn außer Fassung; er vergaß seine Grandezza, übersprang alle Formen und sagte mit vor Zorn bebender Stimme: „Derlei Vorschläge und derlei Benehmen gehen nur von Männern aus, die sich für den Augenblick unter dem Schutze ihrer Kanonen sicher wissen und in ihrem Uebermut statt das Recht der Völker, nur das Recht des Stärkern gelten lassen. Aber unsere Flotte wird heimkehren, sie wird sich sammeln, und wenn wir mit gleichen Kräften einander gegenüber

liegen, mag es sich zeigen, auf wessen Seite der Sieg zu finden sein wird."

Und als wollte ein neckischer Kobold sogleich die prahlende Rede des Ministers zu Schanden machen, erschien ein Offizier, welcher meldete, daß eine ganze Reihe von Seglern nach der Mündung des Flusses zu steuere. Der Minister, welcher soeben im Begriff gewesen war, aufzubrechen, betrat mit dem Oberadmiral und dessen Offizieren das Verdeck, und hier erblickte man ein Schauspiel, das die kühnen Prophezeiungen Dom Pedro Vierra's völlig zu Schanden machte. Die ganze Zuckerflotte war im Ansegeln begriffen; de Ruyter trieb sie vor sich her und jagte sie den holländischen Schiffen gerade entgegen. Als die Brasilianer ihren Irrtum einsahen, war es zu spät zum Wenden, es blieb ihnen nichts übrig, als ihre Flagge zu streichen und die fremden Herren an Bord zu empfangen. Bleich, ohne ein Wort zu sagen, verließ der Minister in seiner Barke das Admiralschiff, während de Ruyter von der ganzen Flotte mit Jubelrufen empfangen wurde.

Am folgenden Tage ward beschlossen, der allzu vorgerückten Jahreszeit wegen sich mit den errungenen Vorteilen zu begnügen und nach der Maas zurückzukehren, wo man kurz vor dem Ausbruch des Winters anlangte. Aber mit dem Beginn des Frühjahrs 1658 ging die Flotte unter dem Kommando de Ruyters wieder nach der portugiesischen Küste ab. Dem tapfern Seehelden ward leider keine Gelegenheit, sich hervorzuthun, denn die Portugiesen, zur Schlacht nicht zu bewegen, wußten den Holländern in ihrer Gesamtheit stets auszuweichen; der ganze Sommer beschränkte sich auf den

sogenannten kleinen Krieg und die Wegnahme einzelner Schiffe. Keine Großthat ward vollbracht, die ein Blatt in der ruhmvollen Geschichte der holländischen Marine hätte füllen können, und laut jauchzte de Ruyter auf, als endlich durch beharrliches Unterhandeln ein vorläufiger Friede zustande kam und man die Flotte nach Hause berief, um bei den wichtigen Ereignissen, die sich im Norden vorbereiteten, sogleich bei der Hand zu sein. Nur wenige holländische Schiffe blieben als Kreuzer an der portugiesischen Küste zurück.



XXI.

Nordische Wirren.

(1657–1658.)

Bei der Wichtigkeit, welche der Ostseehandel für Holland hatte, war es natürlich, daß die Ereignisse, welche zu dieser Zeit in Skandinavien stattfinden, die Aufmerksamkeit der General-Staaten auf sich zogen, und eine neue Expedition nach dem baltischen Meere beschlossen wurde.

Mit Unwillen dachte der König von Dänemark, Friedrich III., der Zeit, da die Schweden seinen Vater überfallen und Christian IV. mancherlei Unbill hatte ertragen müssen. In seinem Herzen sehnte er sich nach Wiedervergeltung, und da er den Schwedenkönig Karl Gustav hinlänglich mit den Polen beschäftigt glaubte, rückte er mit seinen Truppen in das Herzogtum Bremen ein und nahm Bremervörde weg, ohne einen Angriff auf Schweden selbst zu machen. Allein ehe man sich dessen versah, kehrte Karl Gustav aus Polen zurück, fiel in Holstein und Schleswig ein, eroberte beide Herzogtümer und drang nach Jütland vor. Der König von Dänemark schickte dem unaufhaltsam vordringenden Feind seinen Feldmarschall Anders Bilde entgegen; aber

letzterer benahm sich so unverzeihlich nachlässig auf diesem Zuge, daß die Schweden nicht nur in ihrem Vordringen nicht gehemmt wurden, sondern auch nach einem kaum merklichen Widerstande die Festung Friedericia eroberten, ein Besitztum, das für Schweden von außerordentlicher Wichtigkeit war. Der Winter war hart und schwer; Karl Gustav unternahm das Wagestück, mit 7000 Mann nach Fünen hinüber zu marschieren, schlug die Dänen, welche sich ihm hier noch einmal entgegen stellten, und nahm die ganze Insel in Besitz. Dieses fortdauernde Glück machte ihn stolz, und er faßte den Entschuß, das dänische Reich ganz und gar zu vernichten; er wollte dies herrliche Inselreich zu einer schwedischen Provinz machen. So schritt er nun auf seinem Siegeszuge immer weiter vor, nahm die Inseln Langeland, Laaland und Falster, ohne auf einen besonderen Widerstand zu stoßen, und faßte Fuß auf Seeland. Hier waren die Verteidigungsanstalten in einem so schlechten Zustande daß die Schweden bereits vor Wordingborg standen, ehe man in der Hauptstadt noch irgend etwas davon wußte, daß sie den großen und kleinen Belt überschritten hatten.

Man überlegte nun in aller Eile, was zu thun sei. Von einer Verteidigung war keine Rede, man sandte dem Könige zwei Reichsräte entgegen, welche einstweilige Aufhebung der Feindseligkeiten nachsuchen und Friedens-Unterhandlungen beginnen sollten. Aber der König von Schweden hatte hierzu nicht besondere Lust; mit den Worten: „Ich habe diesen Krieg nicht angefangen!“ wies er die dargebotenen Anträge zurück und machte dagegen so übertriebene Forderungen, daß

an eine Erfüllung derselben nicht zu denken war. Durch nichts aufgehalten, rückte Karl Gustav gegen Kopenhagen vor; er hatte die Absicht, diese herrliche Stadt ganz zu vernichten, und wollte, wenn er ganz Dänemark für sich erobert, in Schoonen residieren. Indessen konnte er seine Pläne nicht völlig so ausführen; die Furcht, ganz Europa gegen sich in die Schranken zu rufen, hielt ihn hiervon zurück. Von allen Seiten liefen Vorstellungen ein, und mehr als eine Macht bot ihre Vermittelung an. Der Lord-Protektor sandte den Obersten Meadau, und durch dessen geschickte Unterhandlungen kam ein Friede zu Stande, der in Roeskilde abgeschlossen wurde. Dieser Frieden war im höchsten Grade nachteilig für Dänemark. Karl Gustav sorgte nicht nur gehörig für sich selbst, sondern auch für seinen Schwiegervater, den Herzog Friedrich von Holstein, dem er die Unabhängigkeit von Dänemark erwirkte.

Als der Friede zustande gekommen war, stattete der König von Schweden seinem vielgeliebten Bruder von Dänemark einen Besuch in Kopenhagen ab, und beide Monarchen lebten einige Tage lang in vollkommener Eintracht auf dem Schlosse Frederiksborg. Man gab sich Feste, überhäufte sich mit Artigkeiten, und es hatte den Anschein, als ob hier ein dauernder Freundschaftsbund geschlossen sei. Allein dies war keineswegs der Fall. Die Kommissarien beider Souveräne, welche zusammengetreten waren, um die Friedensbedingungen in Ausführung zu bringen, stießen auf Schwierigkeiten mancherlei Art und konnten nicht einig werden. Ein Haupthindernis war auch, daß die Schweden noch immer keine Anstalt machten, ihre Truppen zurückzuziehen,

wodurch es den Anschein hatte, als ob das Land noch immer von dem Feinde besetzt gehalten werde. Karl Gustav, der nicht blos tapfer, sondern auch schlau und gewandt war, setzte unterdessen seine Beobachtungen in der Stille fort. Die Schwäche des dänischen Reiches, das geringe Einverständnis, welches zwischen dem Könige und dem hohen Adel des Landes herrschte, blieb ihm nicht verborgen, und er fand hierin Veranlassung und Bürgschaft, seine früheren Entwürfe doch noch zur Ausführung bringen zu können. Er beurlaubte sich bei seinem königlichen Wirte, rief bald darauf die Kommissarien ab, behauptete, daß gleich zu Anfang der Friedens-Vertrag von Roeskilde verletzt worden sei, und erschien mit einer Flotte im Sunde.

In der That stand es jetzt um die Existenz des dänischen Staates nicht besonders; die Lage desselben war um so gefährdeter, als das Mißverständnis welches zwischen dem Könige und dem Reichsrate herrschte, fortdauernd im Zunehmen war. Am feindseligsten bewies sich der Adel; teils stand er unter schwedischem Einfluß, mehr aber noch beschäftigte er sich in egoistischer Weise mit seinen eigenen Privilegien und kämpfte blind gegen alles an, was dieselben gefährden konnte. Man riet dem Könige allgemein, sich in Sicherheit zu bringen und entweder nach Norwegen oder zu seinen Bundesgenossen, den Holländern, zu flüchten. Aber der König antwortete mutig und unerschrocken: „Und wenn alles verloren ist, so will ich doch hier sterben, wie der Adler auf seinem Horste!“

Er verließ den falschen, zweideutigen Adel und wandte sich an die Bürger, die Studenten und die

wenigen Bauern der Landmiliz. Ihnen vertraute er seine Hauptstadt an; er versprach ihnen Schätze und große Privilegien, die sie besitzen sollten, wenn die Freiheit errungen wäre; die Leibeigenen unter den Landleuten gab er sogleich frei, denn er wollte nur mit freien Männern kämpfen. Durch diese und ähnliche Handlungen erwarb er sich die Herzen des Volks, und mit unerschütterlicher Ausdauer hielten sie eine sechsmonatliche Belagerung aus. Ein betrübendes Ereignis war es, daß auch der Schlüssel des Sundes, die Festung Kronborg, durch das jämmerliche Benehmen des Kommandanten Benfold, in die Gewalt der Schweden fiel; aber die Bürger von Kopenhagen begrüßten diese Nachricht mit einem Schrei des Unwillens, sie machten unter Anführung ihres Stadthauptmanns Turnsen einen Ausfall und brachten den Belagernden, die sich eines so heftigen Angriffs nicht versahen, eine tüchtige Niederlage bei.

Wiederholt hatte Dänemark seine holländischen Bundesgenossen zum Beistande aufgefordert; bisher hatten diese noch immer gezögert, aber nun schien es den General-Staaten an der Zeit, etwas Entscheidendes zu unternehmen, denn ein längeres Zögern konnte für sie selbst verderblich werden. Schweden hatte den Einfluß Hollands in der Ostsee immer mit Neid betrachtet; siegte es jetzt, so würde Karl Gustav keinen Augenblick Anstand genommen haben, den Handelsunternehmungen der Holländer in den Ostsee-Ländern eine gewichtige Schranke entgegenzusetzen. Die General-Staaten säumten nicht, die Ausrüstung der Flotte sofort zu befehlen. Das oberste Kommando fiel dem Herrn van Wassenaar

zu; unter ihm standen die Vizeadmirale Cornelius Witte de Witt und Pieter Florisson. Die Flotte bestand aus vierzig Schiffen und sechs Brandern, außer einer bedeutenden Anzahl von Flütschiffen und Galioten, die als Transportschiffe benutzt wurden. Außerdem schifften sich am Bord dieser Fahrzeuge zweitausend Soldaten ein, die unter dem Kommando des Obersten Pichlers standen und dazu bestimmt waren, die Besatzungen von Kopenhagen und Kronborg zu verstärken, denn man wußte in Holland noch nicht, daß diese Festung bereits den Schweden in die Hände gefallen war.

So ausgerüstet und mit den bestimmtesten Befehlen versehen, lichtete die holländische Flotte am 17. Oktober die Anker und setzte ihren Kurs nach der Ostsee.



XXII.

Die Schlacht vor Kronborg.

(8. November 1658.)

Eine frische Kühlte wehte am Morgen des genannten Tages, der Zeuge einer furchtbaren Seeschlacht werden sollte. Der Himmel war einförmig grau und das Wasser im Sunde in bedeutender Aufregung. Auf den Wällen der Festungen Kronborg und Helsingborg, welche sich an der dänischen und schwedischen Küste drohend gegenüber liegen, damals aber nur einem Herrn gehorchten, war eine lebhafte Bewegung; namentlich am letztgenannten Orte, wo die unmittelbare Anwesenheit des Königs alle zu erhöhter Thätigkeit trieb. Die schwedische Flotte, achtunddreißig Schiffe stark, unter den Befehlen des ritterlichen Admirals Gustav Wrangel, lag eine halbe Meile abwärts, und der ihr scharf entgegenstehende Wind verhinderte sie, auf die Holländer einzusegeln; sie mußten diese herankommen lassen.

Die Holländer setzten unaufgehalten ihren Weg fort. Mit einfach gerefften Toppsegeln schossen die Schiffe, welche die Vorhut der Flotte bildeten, heran, und ungefähr um acht Uhr früh befanden sie sich den Festungen gegenüber. Der Führer dieser Abteilung,

Vizeadmiral Pieter Florisson, hatte die drohende Gefahr wohl erwogen und suchte sie soviel als möglich unschädlich zu machen, indem er den Befehl erteilte, genau die Mitte des Sundes zu halten, wobei er indessen nicht ganz verhindern konnte, daß Wind und Strömung ihn mehr nach der dänischen Seite zu trieben.

Die Schweden beobachteten gespannt das Herankommen der Holländer.

„Seht einmal Vater Knudsen“, sagte ein junger Soldat zu einem alten Artilleristen, der gegen seine Kanone lehnte und nicht sonderlich auf das achtete, was um ihn her vorging, „seht einmal die Menge Offiziere an, die hier den Wall heraufkommen. Das hat etwas zu bedeuten!“

„Was gehts mich an?“ brummte der Alte. „Swen, dummer Junge, laß mich zufrieden! Ich habe es Dir heute Morgen schon einmal gesagt. Ich bin bei meiner Kanone alt und grau geworden und kenne kein anderes Geschäft, habe keine andere Freude, als sie zu laden und abzuprotzen. Nun, geladen ist sie, und losbrennen werde ich, wenn es befohlen wird.“

„Aber wenn Ihr die Kanone abfeuert, fliegt doch die Kugel irgendwo hin, und wo sie hinfliegt, richtet sie Schaden an, und man denkt doch auch ein bischen an den Schaden, den man verursacht. He?“

„Halte das Maul mit Deinem Wischiwaschi!“ entgegnete scheltend der Alte. „Ich habe keine Lust, Schaden anzurichten oder zu verhüten; ich brenne blos meine Kanone ab, wenn es befohlen wird. Hast'n Schluck?“

„Hier, Vater Knudsen, habt Ihr meine Ration! Ich habe keine Freude am Branntwein. Trinkt ihn

aus und laßt ihn Euch etwas milder stimmen. Ihr müßt nachdenken, was Ihr thut, so lehrts der Regiments-Schulmeister, der zu mir gesagt hat, ich sei ein offener Kopf."

„Laß mich zufrieden, Swen! Ist Dein Kopf offen, so laß ihn verbinden. Du verleidest mir den Branntwein. Ich habe nichts zu denken, ich habe nur loszubrennen."

„Und thuts Euch nicht leid, daß Ihr im Handumdrehen Menschen und Vieh, Schiffe und allen Kram in Grund und Boden zusammenschießt? Man muß doch ein Einsehen haben, wenn man an seine Nebenmenschen denkt."

„Ich habe keine Nebenmenschen zu bedauern", sagte Knudsen beharrlich, „ich habe nur eine Kanone zum Losbrennen."

„So seht doch nur das Schiff da mit der schönen rot-weiß-blauen Flagge; es glänzt, trotz der trüben Luft, wie Gold und ist von oben bis unten mit schneeweißen Segeln bedeckt. Es geht so still und ruhig durchs Wässer, als ob es mit der See und dem Sturm nichts zu thun hätte. Mir lacht das Herz im Leibe, wenn ich es ansehe, und ich danke Gott, daß ich nicht Kanonier bin, denn ich könnte es nicht über mich gewinnen, darauf zu schießen."

Nach diesen Worten wandte der junge Soldat sich erschrocken um, denn er fühlte eine gewichtige Hand auf seine Schulter fallen. Er sah einen Mann vor sich stehen von hoher Gestalt, der ihn mit blitzenden Augen ansah: „Was ist das? Kannst keine Kanone abfeuern? Bist Du ein schwedischer Soldat?"

Der junge Mann war in die Kniee gesunken und sagte heftig zitternd: „Ach Gott! Herr König! Ich kann alles, ja! Ach, laßt mich nur nicht niederschießen! Ach Gott! Ach Gott!“

„Fort!“ herrschte der König, und Knudsen, der sich ein wenig umgedreht hatte, riß den jungen Mann vom Boden auf, schob ihn beiseite und sagte dann: „Halten zu Gnaden, Herr König: Ich bin hier für das Losbrennen hergestellt.“

„Warte noch!“ befahl Karl Gustav, „die Kugel kommt sonst zu früh! — Hier, Ihr Herren!“ wandte er sich an die Offiziere seines Gefolges, „hier müßt Ihr Euch aufstellen. Von diesem Punkte aus könnt Ihr das ganze Schauspiel übersehen. Dort sind die Holländer, eins, zwei, drei, zehn Stück nach einander; die übrigen lassen sich Zeit, können nicht schnell genug hinter dem Kap hervorkommen. Aber nun wird es schicklich sein, den Herrn da unten einen Gruß zu bieten und meinen Bruder Frederik in Kopenhagen aus dem Schlaf zu wecken. An die Geschütze!“

„Soll ich?“ sagte Knudsen und hob die Lunte in die Höhe.

„Freilich! — Her mit der Lunte! Frisch, meine Herren, ich gehe Euch mit gutem Beispiel voran; thut mir Bescheid!“ Und der König nahm dem alten Kanonier die Lunte aus der Hand und feuerte selbst das erste Geschütz ab.

„Da!“ rief der König laut, als er die Wirkung des von ihm abgefeuerten Schusses sah, der einige Risse in dem Takelwerk des holländischen Admiral-Schiffes machte, „ich sehe, Dein Geschütz war gut ge-

richtet, Alter! Laß Dir von meinem Adjutanten einen Bankthaler zum Lohn reichen. Graf Magnus de la Gardie, beliebts Euch, näher zu treten?"

Der aufgerufene Offizier trat näher und empfing die Befehle des Königs, während die übrigen Herren des Gefolges sich ehrerbietig zurückzogen. Unterdessen donnerten die Kanonen der Citadelle unaufhaltsam, die Geschütze von Helsingborg antworteten, und mitten durch diesen Kugelregen segelte die Flotte der Holländer den schwedischen Schiffen entgegen, die sich in einen Halbmond aufgestellt hatten und sich zum Empfange rüsteten.

Der König entließ jetzt den Grafen Magnus, und dieser eilte weiter, um die Befehle seines Gebieters zu erfüllen. Karl Gustav ging bis zu dem höchsten Punkt des Walles, und trat erstaunt einen Schritt zurück, als ihm von der andern Seite eine Dame entgegen kam.

„Sehe ich recht?" rief der König überrascht. „Eure Majestät wagen sich bei so früher Tageszeit in diese feuchte Winterluft? Haben Euch die Kanonen geweckt? Ich bin untröstlich, Euch auf eine so rauhe Art aus Euren Morgenträumen aufgescheucht zu haben."

„Ich komme, mein Gemahl," entgegnete die Königin, „um Zeugin des großen Schauspiels zu sein, das Eure Königliche Majestät hier im Angesicht zweier Völker aufführt, und habe zugleich die Bitte auszusprechen, daß es Ihnen gefallen möge, dem Ritter, der mich so treu hierher geleitet hat, einen kleinen Teil der Ausführung zu übertragen."

Der Prinz von Holstein-Gottorp, der bescheiden zur Seite getreten war, näherte sich jetzt und sagte mit

einer Verbeugung: „Gebieten Sie, Sire! wohin ich mich begeben soll.“

„Ich dachte“, antwortete der König mit leichtem Stirnrunzeln, „weil ich Euch nicht in meinem Gefolge fand, Euer Liebden hätten es vorgezogen, mir die Ehre des Tages allein zu überlassen. Die Posten sind alle besetzt.“

Der Prinz entfärbte sich; die Königin aber fiel rasch ein: „Beurteilen Euer Majestät danach die Anhänglichkeit des Prinzen an unser Haus; er wußte, wie es kommen würde, und wankte doch nicht in der Ritterpflicht, die er mir gewidmet.“

„Wenn es so steht, kann ich den Prinzen nur bitten,“ sagte der König, „sich, sobald er seine Pflicht gegen Ihre Majestät erfüllt hat, zu mir zurückzubegeben, und an meiner Seite die Geschicke dieses Tages zu erwarten. Wir werden wohl bei einander aushalten, denke ich!“

„Im Leben und im Tode!“ entgegnete rasch der Prinz.

Der Donner der Kanonen verstärkte sich von Augenblick zu Augenblick, aber der Schaden, den sie anrichteten, war nur gering. Die Kanonen, welche auf der schwedischen Seite abgefeuert wurden, blieben ganz wirkungslos, die Kugeln reichten nicht herüber, und die Geschütze von Kronborg vermochten ebenfalls nicht, den niederländischen Schiffen bedeutend zu schaden, geschweige ihre Fahrt zu hemmen. Mit zusammengekniffenen Lippen sah der König diesem Zuge nach, zu Zeiten ein flüchtiges Wort an die Königin oder an den Prinzen von Holstein richtend, ward aber immer

einsilbiger, da ihm sein Plan ganz zu mißlingen schien; war überhaupt ein Sieg zu hoffen, so mußte er die Ehre des Tages seinem Admiral überlassen. Als er dem Prinzen einen Wink gab, die Königin in das Innere der Festung zurückzuführen, war auch die letzte Hoffnung verschwunden.

Schon war die erste Abteilung der Flotte, unter Pieter Florissons Befehlen, bei der schwedischen Linie angelangt; seine Flagge wehte vom Vortopp. Er stellte sich an der linken Seite auf. Ihm gegenüber legte sich Witte de Witt, der ihm auf dem Fuße gefolgt war. Das weitere Centrum blieb für den Admiral van Wassenaar, der sich dem Linienschiff des Ritters Wrangel gegenüberlegte.

Die Holländer handelten gemeinsam nach einem wohlüberlegten Plan. Pieter Florisson segelte mit seinen Schiffen so nahe als nur möglich an die Schweden heran, als ob er sich mit ihnen Bord an Bord legen wollte. Er that dies, um die Schweden zu veranlassen, das Gefecht zu beginnen. Dies geschah aber nicht; die Holländer segelten ungehindert auf die Linie ein, und einen Augenblick lang glaubte Pieter Florisson, er würde die Durchfahrt erzwingen. Aber zur rechten Zeit entging er der ihm gestellten Falle; nur noch eine halbe Kabellänge weiter, und die schwedischen Schiffe hätten ihn eingeschlossen. Er braßte seine Segel back und gab dem schwedischen Contre-Admiral Brahe die glatte Lage aus seinen Steuerbord-Kanonen. Gleich darauf war die Schlacht allgemein, überall auf der Linie griffen die einzelnen Schiffe einander an und ein dichter Pulverdampf verhüllte die Scene.

Der Dreimaster „Groningen“, auf welchem Pieter Florisson befehligte, geriet so nahe mit einem der schwedischen Schiffe zusammen, daß sich ihr Takelwerk verwickelte und sie nicht wieder von einander loskommen konnten. Die Geschütze mußten schweigen, aber desto erbitterter wütete der Kampf auf den Verdecken; die Schweden enterten den Holländer, die Holländer den Schweden; Mann gegen Mann ward der Streit geführt, Matrosen, Soldaten und Offiziere waren in wildem Handgemenge, während die Scharfschützen auf beiden Schiffen in den Marsen lagen und von oben herab ihren Mann aufs Korn nahmen; jeder neue Schuß forderte ein neues Opfer.

„Frisch, Jungens! Frisch!“ rief der Admiral, der bereits aus mehreren Wunden blutete und die Zahl der Matrosen, die sich um ihn gesammelt hatten, mit jedem Augenblick sich vermindern sah. „Ein Hurra für Hollands Flagge! Laßt Euch nicht werfen von diesen schwedischen Hunden! Drauf! Drauf!“

„Drauf! Drauf!“ wiederholten die Matrosen und drangen mit erneuertem Mut auf die Feinde ein; aber diese standen fest wie Eisen, und keinen Fußbreit Raum gewannen die Holländer auf ihrem eigenen Verdecke.

„Mit Gunst, Herr Admiral!“ sagte ein junger Offizier, der ihm zur Seite focht, „Ihr blutet bereits aus mehreren Wunden. Wollt Ihr Euch nicht zurückziehen und verbinden lassen!“

„Mit nichten, Herr Lieutenant! Bin nur geschrammt! Frisch mit mir voran! Weg da, schwedische Bestie! Hier! Da! Da! Gebt Raum!“

Mit hohem Mute focht der Admiral, und wohin er sich wandte, wichen die Schweden zurück, während sich die Lücke, welche er hinter sich gelassen, sogleich wieder mit Feinden füllte. Der junge Offizier hielt an seiner Seite aus und hatte die Augen überall, um seinen Führer, soviel er vermochte, vor feindlichen Waffen zu schützen. Er gewahrte einen Schweden, der sich auf die Hütte des Admiralschiffes geschwungen und auf Pieter Florisson angelegt hatte. Außerstande, den Kreis zu durchbrechen, schleuderte er seinen Dolch nach dem Soldaten; aber zu spät, der Schuß ging los und Pieter Florisson stürzte zusammen.

Ein lautes Hurra von schwedischer Seite ertönte bei diesem Sturze. Mit erneuerter Wut warfen sich die Holländer ihren Feinden entgegen, um den Fall eines Offiziers zu rächen, der bei der ganzen Flotte in Achtung stand. Die Verzweiflung verlieh ihnen doppelte Kraft; die Schweden wurden zurückgetrieben, und die Holländer, welche sich auf dem feindlichen Verdeck befanden, kehrten an Bord ihres Schiffes zurück, von dem dunklen Drange geleitet, noch einmal in das sterbende Angesicht ihres Admirals zu sehen und sich um seinen Leichnam zu scharen. Der Wind frischte zur selben Zeit mehr auf und riß die beiden Schiffe auseinander. Der „Groningen" holte sein Steuer auf und segelte abseits, um die teuere Leiche in Sicherheit zu bringen. Kein feindliches Fahrzeug unternahm es, ihn zu verfolgen.

Während dieser Zeit war das Gefecht auf der entgegengesetzten Seite der Kampflinie nicht minder heftig. Witte de Witt hatte seine Schiffe mit Umsicht

geordnet und den ihm an Kräften gleichen Feind angegriffen. Er glaubte diesen durch einen energischen Angriff zu erschrecken, aber er fand einen würdigen Gegner. Der Kampf wurde mit steigender Erbitterung geführt, und die Meldungen, welche von Zeit zu Zeit auf dem Halbdeck bei dem Admiral anlangten, gaben Zeugnis von der Tapferkeit, womit man sich auf beiden Seiten schlug.

„Feuer am Steuerbord!“ rief de Witt in seiner rauhen Weise, die ihm bei der Flotte so sehr geschadet hatte; „Feuer! oder ich haue Euch bei Euren Kanonen nieder! Wenn mir ein Schwede zu nahe kommt, sollt Ihr es büßen. Was da?“

„Ein schwedischer Brander hat sich an den „Vlissingen“ gehangen und diesen in Brand gesteckt!“ meldete ein Offizier. „Die Mannschaft wirft sich in die Boote!“

„Schießt die feigen Hunde in den Grund, die ihr Schiff verlassen!“ zürnte der Admiral. „Wenn sie hier landen, stürzt sie vom Fallreep . . .“ Ein furchtbarer Krach unterbrach den Admiral. „Was war's?“

„Der „Vlissingen“ ist in die Luft geflogen.“

„Zum Teufel mit ihm; wollte, sein Volk wäre mit aufgeflogen, dann brauchte man es nicht totzupeitschen! Feuer! Achtet auf Euer Werk, Herr Lieutenant, und steht nicht da, wie ein Waschlappen!“

„Erlaubt, Herr Admiral . . .“

„Nichts erlaube ich, als daß Ihr Eure Pflicht thut! Was habt Ihr da an Eurem Arm herumzukrabbeln?“

„Er ist zerschmettert.“

„So laßt'n baumeln und nehmt den Degen in die andere Hand. Holla! Neuer Feind am Bug! Werft dem Hund die Kugeln ins Gesicht und jagt ihn zu allen Teufeln! Hat unser Bugspriet zerbrochen!“

Aber der Feind war nicht so schnell zurückzuweisen. Es war der „Dalarner“, an dessen Bord der Contreadmiral Lilienström kommandierte. Die beiden Admiralschiffe gerieten heftig aneinander, und der Kampf wurde von beiden Seiten mit gleicher Erbitterung geführt. Kugeln sausten, das Plankenwerk zersplitterte, die Takelage flog abgerissen hin und her, das Verdeck war aller Orten mit Leichen bedeckt.

Das Bugspriet des Holländers war zerbrochen, ihm folgte die Vorderstenge und Kreuzstenge; jetzt schwankte auch der Fockmast, und am Steven hatten sich die Fugen so weit aufgethan, daß das Seewasser ungehindert eindrang.

„Meldets dem Admiral!“ befahl der Offizier, der auf der vorderen Schanze kommandierte. „Meldets ihm, Ihr Leute! Schnell!“

Von mehreren Seiten zugleich gelangten Meldungen an den Admiral, aber dieser stand nicht mehr auf seinen Platze. Der Schwede hatte den Holländer über die Gallerie weg geentert und ein furchtbares Blutbad war auf der Hütte und am Fuße derselben entstanden. Witte de Witt lehnte sich an den Besanmast und verteidigte sich mit Löwenstärke gegen die angreifenden Schweden. Aber endlich mußte er der Uebermacht erliegen; er fiel, mit mehren Wunden bedeckt, zerspaltenen Hauptes, ohne einen Laut auf das Verdeck nieder. Die

Holländer brachten das zweite große Opfer in dieser verhängnisvollen Schlacht.

Eine Anzahl niederländischer Matrosen bildete einen Kreis um die Leiche.

„Er ist tot!" sagte Einer. „Ganz tot!"

„Wird seinen Mund nicht mehr öffnen, um zu verfluchen und zu verdammen!"

„Hat nun auch sein Teil, und ist nicht besser oder schlechter daran, als alle Anderen, die heute daran glauben mußten."

„Was hat er nun davon, daß er sein Lebelang das arme Seevolk hudelte und es wie Hunde behandelte?"

„Laß nur, Bruder Martin. Es kommt ihm alles zu Gute da oben!"

„Meinst Du?"

„Gewiß! Der Ober-Admiral im Himmel führt auch ein Loggbuch, sagte der vorige Schiffspastor, und so gewissenhaft, wie kein Schiffsschreiber auf Erden. Darin steht alles verzeichnet, gutes und böses!"

„Nun, vom guten wird auf seinem Blatte wohl nicht viel zu finden sein. Er war ein grausamer Mann und ein Fluch für arme Matrosen."

Der Kampf hatte unterdessen aufgehört; die Schweden waren Sieger geblieben und die Holländer wurden entwaffnet; von dem Vortopp verschwand die niederländische Flagge und das gelbe schwedische Kreuz auf blauem Grunde wurde statt dessen sichtbar. Zu der Gruppe von Matrosen, die sich um die Leiche des Admirals gebildet hatte, trat einer der Schiffsoffiziere, bleichen Angesichts, den Arm in der Binde, ohne Degen:

„Was steht Ihr da und habt ein ungewaschenes Maul? Schämt Euch!“

„Herr Lieutenant . . .“ entgegnete einer aus der Menge, aber der Offizier unterbrach ihn: „Seid Ihr Richter, die über diesen Toten zu Gericht sitzen? Noch einmal, schämt Euch!“

Die Männer schwiegen.

„Hebt die Leiche auf und tragt sie hinab in die Kajüte!“

Es geschah. Die Leiche Witte de Witts ward auf eine Tafel gelegt, und die Matrosen warfen noch einen letzten Blick auf ihren toten Tyrannen.

„Die Hüte ab!“ befahl der Offizier. „Laßt uns für die letzte Ruhe des Gefallenen beten und des Himmels Segen auf ihn herabrufen.“

Stumm blieben die Matrosen; einer derselben aber faßte sich und sagte zu dem Offizier: „Mit Verlaub, Herr! Dieser Mann hat stets den geringen Leuten jedes gebrannte Herzeleid angethan, wie er nur konnte und wußte; wir sind Christen und wollens vergeben. Aber für den beten, der uns mit Füßen trat, den segnen, der uns und unseren Kindern fluchte, das wollen wir nicht!“ Langsam gingen sie hinaus.

Der Offizier blieb allein bei der Leiche zurück. Nach einer Viertelstunde trat der Contre-Admiral Lilienström ein: „Was ist das?“

„Die Leiche meines Admirals, Witte de Witt!“ antwortete der Offfzier. „Ich bin ihr Wächter.“

„Und sollt es bleiben!“ entgegnete Lilienström. „Ich entferne mich sogleich wieder. Er war ein tapferer

Offizier und soll seine Ehre finden im Tode, wie er sie im Leben fand."

Der schwedische Admiral und sein Gefolge entblößten das Haupt und sprachen ein Gebet; dann sagte der erstere: „Das Schiff mit der Leiche geht sogleich nach Landskron ab; Kapitän Arvidson geleitet dasselbe. Ich fürchte, dieser einzelne Sieg wird uns nicht viel helfen! Laßt uns sehen, wie die Schlacht im Centrum steht."

Im Centrum raste sie mit unbeschreiblicher Wut. Gustav Wrangel und Opdam van Wassenaar kämpften auf Tod und Leben mit einander. Unaufhörlich versuchten es die Holländer, die schwedische Linie zu durchbrechen; jedesmal mußten sie zurückweichen. Herr van Wassenaar lag krank in der Kajüte und leitete von hier aus die Schlacht. Als aber der Kampf immer hartnäckiger wurde, als die Schweden eine Zeit lang die Oberhand gewannen und die Holländer daran verzweifelten, den Sieg zu erringen, befahl er, ihn auf einen Stuhl zu setzen und auf das Verdeck zu tragen.

Die Offiziere widersetzten sich diesem Ansinnen: „Thut es nicht, edler Herr! Verlaßt Euch auf die Umsicht Eures Flaggenkapitäns und Eures Segelmeisters!"

„Schont sich einer von Euch?" entgegnete der Admiral, den Schmerz gewaltsam niederkämpfend, der in seinem Körper raste. „Tragt mich nach oben!"

„Laßt mich nur noch einmal nachsehen!" bat einer der Offiziere, derselbe, der ihm die Nachricht von dem Tode Pieter Florissons gebracht hatte. „Ich bringe Euch gewissenhaften Bescheid."

„Ein wackerer Mann, der Pieter! Thut mir leid, herzlich leid!“ fuhr der Admiral fort. „Horch, wie es donnert! Jetzt setzen sie wieder ein! — Haltet Euch brav, Leute! Haltet Euch brav! Was fragt Ihr nach den schwedischen Kugeln? Unsere Schiffe sind von Eisen, sie dringen nicht hindurch!“

Ein junger Offizier flog die Kajütstreppe hinab und trat, bleichen Antlitzes, zitternd vor seinen Chef hin: „Herr Admiral!“

„Was giebt's?“ stöhnte der Kranke.

„Ein neues Unglück, Herr. Nachricht vom rechten Flügel . . . .“

„Dort donnert de Witt, wie ein zweiter Cerberus.“ unterbrach ihn van Wassenaar. „Was läßt er mir melden?“

„„Von ihm empfangt Ihr keine Meldung mehr; er ist tot!“

„Tot!?“

„Contre-Admiral Lilienström hat ihn geentert. Es hat auf dem Verdeck ein Kampf auf Leben und Tod stattgefunden, und der Admiral ist, mit Wunden bedeckt, gefallen. Die Schweden haben Schiff und Leiche mit sich hinweggeführt.“

„Und ich noch immer hier? — Bringt mich auf das Verdeck, befehle ich! — Seht Ihr mich voll Mitleid an, oder ist's Spott, weil ich eigentlich kein Seemann bin! Edelmann bin ich, und Soldat! Auf das Verdeck!“

Der Wille des Kranken ward erfüllt. Man trug ihn nach oben, band ihn auf seinen Stuhl fest und diesen wieder an den großen Mast. Er erteilte seine

Befehle, und der Angriff begann aufs neue mit zwiefacher Erbitterung. Der schwedische Admiral eröffnete das Feuer mit erneuerter Stärke.

„Brav, Wrangel, brav!“ rief Herr van Wassenaar. „Bist ein tüchtiger Gegner. Wir dürfen uns einander nicht schämen.“

Mit dreifachen Kräften griffen die Schweden das holländische Admiralschiff an, dessen Flagge herausfordernd vom großen Topp wehte, und schon waren die Enterhaken erhoben, die auf das Verdeck des Holländers niederfallen sollten. Da kam Entsatz; starker mutvoller Entsatz. Die dem Admiral zunächst liegenden holländischen Fahrzeuge hatten die Schweden von sich abgeschlagen und die Linie durchbrochen. Die beiden tapferen Kapitäne Art van Neß und Jan van Kampen erschienen vor dem Spiegel und am Backbord des Admirals Wrangel und eröffneten ein mörderisches Feuer auf diesen. Eine Stunde dauerte dieser entsetzliche Kampf, dann hatte er sich zu Gunsten Hollands entschieden. Es wurde Raum an allen Enden, die Schweden zogen sich immer weiter zurück, und auch am Bord des Admiralschiffes ward der Befehl zum Weichen gegeben.

„Und wohin setzen wir den Kurs?“ fragte der Segelmeister ehrerbietig.

„Nach Landskrone!“ befahl Admiral Wrangel mit halber Stimme, und vertrauen wir dort auf Hollands Ohnmacht, sonst . . . .“

„Hurra! Hurra!“ rief Herr van Wassenaar. „Jetzt mutig vorwärts! Das Feld ist unser! Sieg! Hurra!“

Und „Hurra!“ erscholl es längs der ganzen holländischen Linie.

Der König Karl Gustav stand noch immer auf den Wällen von Kronborg; er hatte sie während der Schlacht nicht einen Augenblick verlassen. Unfern von ihm stand der Prinz von Holstein-Gottorp im Gespräch mit dem Grafen Magnus.

„Ihr solltet doch Se. Majestät nochmals ersuchen, den Wall zu verlassen, Hoheit“, bat der Graf.

„Es ist umsonst ihn zu bewegen!

„Sechs volle Stunden steht er auf derselben Stelle. Um Gott! Was ist das? Der König wankt!“

In diesem Augenblicke war es, wo die schwedische Flotte vollends zurückwich und den Holländern freien Durchzug gab; mit straffen Segeln flogen diese dahin. Sechs lange Stunden hatte der Kampf gerast, jetzt war er vorüber.

„Ist Ew. Majestät nicht wohl?“ rief der Prinz besorgt.

„Ich habe den Schlüssel von Kopenhagen verloren!“ sagte der König mit dumpfer Stimme und verließ in sich gekehrt den Wall.



XXIII.

Nach der Schlacht.

(1658.)

Die blutige Schlacht vor Kronborg war geschlagen und der letzte Donner der Geschütze verhallt. Die schwedischen Schiffe flüchteten einzeln dem gemeinschaftlichen Sammelplatze zu, denn sie fürchteten eine Verfolgung von Seiten der Holländer und glaubten, sie auf diese Weise unwirksam zu machen. Aber diese verhielten sich still; auch ihre Kräfte waren erschöpft. Als sie die beiden Flügel der Schweden gesprengt und das Centrum derselben durchbrochen hatten, ließen sie das gelbe Kreuz unangefochten der Küste von Schoonen zusteuern. Die Holländer setzten ihren Kurs nach Kopenhagen, aber sie vermochten diese Stadt an dem Tage nicht mehr zu erreichen; man ging im Schutze der Insel Hven vor Anker.

Schon dämmerte der Abend stark herein. Am Bord des Admiralschiffes waren die Kapitäne zu ernster Beratung versammelt. Zwar hatte man gesiegt, aber dieser Sieg hatte viel gekostet. Starke Havarie war gemacht worden, und die Mannschaft arbeitete unausgesetzt, um den gefährlichsten Schaden zu ersetzen. Herr

van Wassenaar hatte einen Schlachtbericht an die General-Staaten entworfen und denselben seinen Kapitänen zur Unterschrift vorgelegt. Es war augenscheinlich, daß eine Verstärkung erbeten werden mußte, und am meisten notwendig war es, an Stelle der gefallenen Admirale neue Befehlshaber zu ernennen. Einstweilen bekleidete der Admiral den Kapitän Jan Aldag mit der Würde eines Schout by Nacht und entließ dann, von Krankheit gefoltert, die Offiziere, die ihrerseits an Bord ihrer Schiffe eilten, um die Anordnungen des Admirals soweit als möglich auszuführen.

Der Schout by Nacht, Jan Aldag, blieb vorerst am Bord des Admiralschiffes zurück, um von dort aus die Angelegenheiten der Flotte zu leiten. Er und der Flaggen-Kapitän standen auf dem Halbdeck in ernster Unterredung beisammen, als sie durch einen dumpf-hallenden Schuß gestört wurden.

Eine Galiotbrigg von holländischer Bauart war im Ansegeln begriffen. Von ihrer Gaffel wehte die schwedische Orlogsflagge, auf dem Bugspriet die Flagge der Vereinigten Provinzen und von dem großen Topp eine weiße Parlamentärflagge. Alle diese Flaggen waren auf halber Stange gehißt. Nach Verlauf einer halben Minute fiel ein zweiter Schuß, und so fort in Zwischenräumen von dreißig zu dreißig Sekunden.

„Das ist ein seltsamer Anblick, Herr Schout by Nacht“, sagte der Flaggen-Kapitän des Admiralschiffes. „Habt Ihr jemals einen solchen Parlamentär gesehen? Freundes- und Feindesflagge wehen am Bord eines und desselben Schiffes als Trauersignale, und dazwischen hoch oben das Zeichen friedlicher Besprechung.“

„Allerdings seltsam genug!“ entgegnete jener. „Indessen müssen wir für einen würdigen Empfang Sorge tragen. Wollt Ihr das gefälligst einleiten, Herr Kapitän? Und Ihr, Herr Lieutenant, geht und erstattet Sr. Edelmögenden, Herrn van Wassenaar, Bericht von dem, was Ihr seht.“

Die Galiotbrigg steuerte unangefochten näher, und als sie sich seitlängs vom Admiralsschiff befand, braßte sie ihre Segel back. Auf der Gallerie der Brigg erschien der Befehlshaber derselben, zur Seite einen holländischen Offizier, mit der Bitte um freies Geleit, da er eine Botschaft Sr. Majestät des Königs von Schweden an den Oberbefehlshaber der holländischen Flotte auszurichten habe.

Das erbetene Geleit ward ohne Zögern zugesagt und dem Ober-Admiral die nötige Meldung gemacht. Die Offiziere des Admiralschiffes traten sogleich zusammen und geleiteten den Gesandten zu ihrem Führer.

„Entschuldigt, Herr Admiral, den vielleicht nicht ganz angenehmen Besuch eines Feindes kurz nach der Schlacht; mich sendet Se. Majestät der König mit der Botschaft zu Euch: „„Im wechselnden Glücke dieser Schlacht ist das Befehlshaberschiff des rechten holländischen Flügels in Meine Hände gefallen, ein Schiff, das von einem der tapfersten Seeoffiziere Hollands befehligt wurde. Er ist vor diesem Unglücksfall als ein echter Held gestorben, mit Wunden bedeckt. Mein Herz ist voll Freude über den einen Sieg inmitten der allgemeinen Niederlage, aber Ich bin weit entfernt, ein Schiff an mich reißen zu wollen, auf welchem einer der ersten unter Hollands Helden starb, und das ein Denk-

mal dieser Nation bleiben muß. Empfangt es zurück, und mit ihm die Leiche des Tapfern, würdig aufgestellt in der Staatskajüte. Es sei dies den Holländern ein Beweis, daß Ich den Krieg nicht gegen einzelne führe, sondern weil Ich nicht anders kann. Am Bord befinden sich alle Offiziere und Matrosen, welche bei der Gefangennehmung des Schiffes sich auf demselben befanden. Sie haben ihre Freiheit empfangen, nachdem sie eidlich gelobten, in diesem Kriege nicht mehr gegen mich zu dienen; mögen sie ihren ehemaligen Führer in seine Heimat geleiten."" — „Dies", schloß der schwedische Offizier, „sind die Worte meines königlichen Herrn an Euch, und wenn Ihr beabsichtigt, dieses Schiff mit seiner kostbaren Last nach Holland zu senden, so nehmt diesen Paß, der Euch überall, vor Kronborg, wie vor jedem schwedischen Schiffe vorüber, die Wege öffnet und jeden nötigen Beistand bietet; es ist der Geleitsbrief eines edlen Königs."

Der Schwede hielt inne. Mit tiefer Bewegung hatten die Holländer das Geschenk ihres königlichen Feindes empfangen. Der Gesandte kehrte am Bord einer Schaluppe, welche im Geleit der Galiotbrigg gekommen war, nach der schwedischen Küste zurück, und die gesamten niederländischen Schiffe feuerten eine Trauersalve ab.

Am andern Morgen früh steuerte die Galiotbrigg nach der Richtung von Kronborg. Am Bord derselben befanden sich die Leichname der Vizeadmirale Cornelius Witte de Witt und Pieter Florisson im Paradeschmuck. Sie wurden in Holland mit tiefer Trauer empfangen und zu ihrer ewigen Ruhestätte geleitet. Witt liegt in

Rotterdam, und Florisson in Horn; beides sind Wallfahrtsstätten für jeden echten niederländischen Seemann.

Die holländische Flotte war dagegen bei dem ersten Schimmer des Tages unter Segel gegangen und warf bald darauf ihre Anker vor Kopenhagen. Mit großer Freude ward sie hier empfangen; man begrüßte sie mit Kanonendonner, Trompetengeschmetter und Jubelgeschrei; es ward mit sämtlichen Glocken geläutet, und die Einwohner sammelten sich in zahllosen Scharen auf den Bollwerken und auf den Brücken.

Eine Staatsschaluppe legte an den Bord des Admiralschiffes. Ein dienstthuender Kammerherr lud den Herrn van Wassenaar zu einem Besuche bei Sr. Majestät dem Könige ein. Aber der Admiral war so krank, daß er seine Kajüte nicht verlassen konnte; er ließ sich vielmals entschuldigen, daß er dem königlichen Befehl nicht nachkommen könne. Nach zwei Stunden kehrte die Schaluppe mit dem König selbst zurück; Friedrich III. schenkte dem Repräsentanten seiner Bundesgenossen die Ehre seines königlichen Besuches; er begrüßte die holländischen Offiziere mit höchst gnädigen Worten und stellte ihnen dann seinen Admiral Bielke vor, der den Befehl habe, sich morgen mit seinem Geschwader der niederländischen Flotte zuzugesellen und ihr in diesen Gewässern, wo er ganz und gar zu Hause sei, als Führer zu dienen.

Am folgenden Tage ward dieser Vorsatz ausgeführt, und kaum hatten die beiden Flotten sich zusammengefunden, als auch ein gemeinschaftlicher Streifzug nach Landskrone, wo sich die gesamte schwedische Flotte befand, beschlossen wurde.

Es fehlte nicht viel, so wäre es, trotz des glänzenden Empfanges, trotz des königlichen Besuches und der vielen Freundschafts-Versicherungen, zum offenen Bruche zwischen Niederländern und Dänen gekommen, die doch dazu bestimmt waren, für längere Zeit Verbündete zu bleiben. Admiral Bielke war ein eifriger, hitziger Herr, voll Feuer und Leben, dem es nur an Mitteln gefehlt hatte, etwas gegen Schweden zu unternehmen; jetzt, wo er seine Schiffe durch die holländische Hilfsmacht so ansehnlich verstärkt sah, hielt er sich für unüberwindlich. Er drang darauf, augenblicklich nach Landskrone abzusegeln und nicht eher von dort zu weichen, bis die schwedische Flotte, so wie die Festung, das Eigentum der Dänen geworden sei. Und in der That, hätten die Holländer und die Dänen gemeinsam und eifrig diesen Zweck verfolgt, es hätte ihnen gelingen müssen; einer der wichtigsten befestigten Orte Schwedens wäre an Dänemark gekommen, die Flotte Karl Gustavs vernichtet worden, und wer weiß, welche Wendung dieser berühmte nordische Krieg noch genommen hätte. Allein Bielke fand die Holländer nicht zu einem so entscheidenden Schlage geneigt; sein Eifer scheiterte an der übergroßen Besonnenheit des Herrn van Wassenaar. Entweder machte die Krankheit, woran er litt, diesen Offizier für den Augenblick unfähig die Wichtigkeit des Unternehmens zu begreifen, oder es widerstrebte seiner Natur, einen raschen Entschluß zu fassen, oder er hatte geheime Instruktionen, die seine Handlungsweise bestimmten. Es hieß allgemein, wenn auch die Holländer es nicht gerne hören wollten, es sei den General-Staaten wenig Ernst mit dem dänischen Bündnis; sie

dächten nicht daran, die Schweden ganz und gar zu unterdrücken, vielmehr sähen sie es am liebsten, wenn zwischen den beiden nordischen Königen ein gewisses Gleichgewicht bleibe, da dies unbedingt für Holland den größten Nutzen haben müsse. Hiernach konnte die Unterhandlung, welche die beiden Oberbefehlshaber der vereinigten Flotten gleich nach dem Lichten der Anker mit einander hatten, nicht von besonderem Erfolge sein, und man sah sich bei dem Schlusse der Konferenz mit weit ungünstigeren Augen an, als bei dem Beginn derselben.

Unterdessen rückte die Flotte vor Landskrone und blockierte den Hafen einstweilen. Man machte auch Miene, durch Einsenkung von Steinen und Schiffstrümmern den Eingang desselben zu verstopfen, aber diese Arbeit wurde so mangelhaft und mit einer solchen Unkenntnis des Terrains betrieben, daß hiervon nicht der geringste Erfolg erwartet werden durfte.

Der Schwedenkönig Karl Gustav befand sich bei seiner Flotte in Landskrone, als die Expedition der Dänen und Holländer vor dem Hafen anlangte. Als der König die Meldung empfing, befand er sich gerade an Bord bei dem Admiral Wrangel, und mehrere fremde Herren bildeten seine Umgebung. Es herrschte ein dicker Nebel, sodaß man kaum von einem Schiffe zum andern deutlich sehen konnte, was auf dem Verdeck desselben vorging, und der König bezeigte nicht geringe Lust, seinen Feinden unerkannt einen Besuch abzustatten. Zwar erhoben die schwedischen Seeleute ihre Stimmen und suchten den König von diesem Gedanken abzubringen; aber Karl Gustav, der niemals eine persönliche Gefahr

gefürchtet hatte, und dem man eine einmal gefaßte Idee nur schwer ausreden konnte, hörte nicht auf die Einwendungen seiner Offiziere, sondern wandte sich an seine ausländischen Gäste und fragte, was sie davon hielten.

Der Gesandte des deutschen Kaisers, Baron Thüring, neigte sich tief vor dem Könige und meinte, Se. Majestät werde sich einer so augenscheinlichen Gefahr nicht aussetzen, die dem ganzen Norden zum dauernden Unheil gereichen könne, und der Botschafter des Protektors verbeugte sich stumm, auf den Baron deutend, zum Zeichen, daß er ihm beistimme; der französische Gesandte, Ritter Terlon, aber rief mit leichtem Sinn: „Ei nun, Euer Majestät! Wenn Sie glauben, daß dieser Nebel ein ebenso treuer Bundesgenosse Schwedens ist, als Frankreich, so können wir in seinem Schutze immer die Fahrt wagen.“

„Das glaube ich“, entgegnete der König rasch, „und nehme Eure Begleitung an. Laßt uns sehen, was wir erkunden.“

Schnell war, zum Staunen der übrigen Gesandten und zum Schrecken aller guten Schweden, die bei diesem Wagnis ihres Königs zitterten, eine Schaluppe mit erlesenen schwedischen Matrosen bemannt, und diese flog auf die Reede hinaus. Das Glück war ihrer Kühnheit hold; der Nebel stand fest wie eine Mauer und war so dicht, daß sie bereits gegen den Bug des ersten feindlichen Schiffes stießen, bevor sie dasselbe gewahrten.

„Wer da am Bug!“ rief es vom Verdeck herunter.

Schnell besonnen nahm auf einen Wink des Königs der Quartiermeister das Wort: „Armer Küstenfischer,

der das Land nicht wiederfinden kann und nur durch Zufall in die Nähe Eures Schiffes geraten ist."

„Ein Küstenfischer?" rief eine andere Stimme von oben herab. „He! haben schon lange Appetit auf ein Gericht guter Fische gehabt. Kommt seitlängs, Kerle! Wir wollen Euch gut bezahlen."

Der König gab einen Wink, und das Boot trieb rückwärts über sein Steuer. Die Holländer merkten die Bewegungen, die das Boot machte, und es erhob sich Tumult an Bord: „Das ist Verrat! Da unten sind Spione! Meldet es nach dem Halbdeck!"

Das schwedische Boot flog mit außerordentlicher Eile nach der entgegengesetzten Richtung und trieb bald darauf vor dem Spiegel eines zweiten holländischen Schiffes vorüber, nicht ohne für einen Augenblick bemerkt zu werden. So, bald rascher, bald langsamer vorwärts eilend, trieb das Königsboot längs einer großen Zahl der niederländischen Schiffe, und nur der König bewahrte seinen hohen Sinn, sodaß er selbst in dieser eigentümlichen Lage noch scherzen konnte. Denn das erste Schiff hatte zum Zeichen, daß irgend etwas Ungewöhnliches im Werke war, seine Glocke gezogen; alle Schiffe folgten diesem Beispiel; das Geläute verstärkte sich mit jeder Minute, und auf allen Schiffen wurde scharf ausgelugt.

In diesem Augenblicke änderte sich die Scene, und eine entschlossene Handlung eines Matrosen der holländisch-dänischen Flotte hätte dem nordischen Kriege sogleich ein Ende gemacht. Die Sonne brach sich Bahn in den oberen Regionen des Nebels; der Wind, der von seewärts her scharf auffrischte, kam ihr zu Hilfe und in wenigen Minuten war der Himmel klar und

heiter. Das Schwedenboot lag angesichts der feindlichen Flotte, und der überraschende Wechsel der Witterung hatte die Schweden so verdonnert, daß sie vergaßen die Ruder zu bewegen. Erst als auf den holländischen Schiffe die Soldaten nach ihren Gewehren griffen, als man Miene machte, die Boote auszusetzen, gewannen die Schweden ihre Besonnenheit wieder.

„Die Königsjagd beginnt", sagte Karl Gustav. „Wie wäre es, Herr Abgesandter, wenn eine jener Kugeln mich träfe?"

„Königlicher Herr!" rief der Ritter von Terlon, „Frankreich ist die natürliche Brustwehr seiner Freunde! Die holländischen Jäger würden mich bei dem Leichnam des Löwen treffen."

„Diesmal nicht!" entgegnete der König, dem Franzosen die Hand schüttelnd. „Seid gewiß, Ihr werdet noch Gelegenheit haben, in Euren glänzenden Schlössern zu Versailles und Trianon von dieser Löwenjagd zu erzählen; aber das alles nur, weil die Holländer schlafen, wo sie wachen sollten. Da ist Landskrone."

Und in diesem Augenblick befand sich das Königsboot unter dem Schutze der schwedischen Kanonen.

XXIV.

Fortgang des nordischen Streites.

(Januar bis Juli 1659.)

Die General-Staaten waren den Bewegungen im Norden mit Luchsaugen gefolgt; nichts entging diesem Scharfblick, und ängstlich bewachten sie jeden Schritt, den irgend eine auswärtige Macht im Interesse dieser Angelegenheit that. Neue und dringendere Aufforderungen zur ferneren Unterstützung waren von Seiten des Königs von Dänemark im Haag angelangt. Anfangs schwankte man, ob diesen Anforderungen Folge zu geben sei; aber kaum hatte man die Gewißheit erhalten, daß der Lord-Protektor von England, Richard Cromwell, der Sohn Olivers, eine Flotte dahin zu senden beabsichtige, als man beschloß, die Wünsche des Königs von Dänemark zu erfüllen. Da indessen der Winter bereits zu weit vorgerückt war, um von den Operationen der Flotte noch viel erwarten zu können, wurde die Absendung der Verstärkungen bis zum Eintritt des nächsten Frühjahrs verschoben.

Die Angelegenheit ward auch mit dem Beginn des Jahres auf das lebhafteste betrieben, aber man stieß plötzlich auf ein ebenso unerwartetes als gefähr-

liches Hindernis. Während alles, was man zur Ausrüstung einer Flotte bedurfte, vollauf vorhanden war, fehlte es an Matrosen, und die General-Staaten sahen sich genötigt, zu einem Mittel zu greifen, das einen Teil des holländischen Kaufmannsstandes stark beeinträchtigte. Es ward nämlich befohlen, daß keine Schiffe in diesem Jahre nach Grönland ausgerüstet und die zahlreichen Mannschaften der Grönlandsfahrer zum Flottendienst verwendet werden sollten. Um diesem bedrohlichen Schlage zu entgehen, einigten sich die Grönlands-Reeder mit einander und versprachen, dafern man sie ungehindert walten ließe, den Staaten zu Hilfe zu kommen und ihnen eine Anzahl von 1200 Matrosen, mit einer monatlichen Gage von 15 Gulden pro Kopf, zum Dienst der Flotte zu stellen. Dies Anerbieten wurde angenommen, und der Robben- und Wallfischfang erlitt keine gefährliche Unterbrechung.

So kam nun in den ersten Monaten des Jahres die Ausrüstung der Hilfsflotte zustande; sie war achtunggebietend und eines so mächtigen Bundesgenossen wie Holland würdig. Es waren 40 Schiffe, welche mit 1743 Kanonen bewaffnet und mit 7683 Matrosen und Soldaten bemannt waren. Die letzteren, unter den Befehlen des Obersten Killegrew, 4000 Mann stark, waren dazu bestimmt, in Dänemark ans Land gesetzt zu werden. Zum Befehlshaber dieser Flotte hatte man de Ruyter ersehen.

Bei Einhändigung des hierüber erlassenen Dekrets wurde de Ruyter noch besonders kundgethan, daß ihm, im Falle einer Krankheit oder des unvorhergesehenen Ablebens des Herrn van Wassenaar, der Oberbefehl

über die gesamte Ostseeflotte zustehe. Zum Vizeadmiral dieses stolzen Hilfsgeschwaders ernannte man Jan Evertson, den tapfern Gefährten de Ruyters in der Schlacht der fünf Admirale, und zum Schout by Nacht den früheren Kapitän Jan Cornelisson Meppel. Die Flotte ging in der dritten Woche des Mai, am 18. oder 19. des genannten Monats, in See. In dem ersten Augenblicke des Auslaufens erfuhr man von einem heimkehrenden Fischerboot, daß sich eine englische Flotte in See befinde und nach dem Sunde zusteuere. Dies erweckte nicht geringe Unruhe; denn wenn England auch seine friedliche Gesinnung offen ausgesprochen hatte, so wußte man doch auch andererseits von geheimen Unterhandlungen mit Frankreich, und die Klugheit gebot, auf der Hut zu sein.

Kaum war die Flotte in See, als der französische Gesandte, Graf du Thou, und der englische Resident Downing im Haag auftraten, um, von dem Könige von Schweden beauftragt, vorerst die Bedingungen zu einem Waffenstillstand mit Dänemark und Holland festzustellen und dann die weiteren Friedensunterhandlungen zu beginnen. Zur Leitung dieser Unterhandlungen ernannte Holland seinerseits den ersten Rat-Pensionarius von Dordrecht, Godard van Hingeland; den Rat-Pensionarius von Amsterdam, Peter Vogelsang; den Sekretär der Staaten von Seeland, Peter de Hubert, und die Friesen Willem van Haren und Grietmann van der Bildt. Die Unterhandlungen wurden mit dem größten Eifer betrieben und der vorläufige Friedens-Vertrag bereits am 21. Mai unterzeichnet. Da der dritte Artikel desselben besonders wichtig war, indem der

Befehlshaber der holländischen Flotte bei dem gegenwärtigen Stande der Angelegenheiten sehr leicht mit den englischen Schiffen in Kollision kommen konnte, so ward ihm eine Abschrift dieses Artikels nachgesendet, den er auf offener See, unfern vom Sunde, empfing. Kaum hatte der Vice-Admiral de Ruyter denselben empfangen, als er sich beeilte, sämtliche Befehlshaber der Schiffe seines Geschwaders von dem Inhalte in Kenntnis zu setzen. Er hatte sie in seiner Kajüte versammelt, und als die nötige Ruhe eingetreten war, las er Folgendes:

Dritter Articul des Tractats,
geschlossen im Hage 21. Maji MDCLIX.

„Ist vertragen, daß die Flotte, welche der durch-
„lauchtigste Herr Protektor von England, als Freund
„der beiden Könige von Dänemark und Schweden,
„nach dem Orisund gesandt hat, sich mit keiner der
„Flotten der Hochgemeldeten Könige conjugieren,
„noch keiner von beiden einige Hilfe erweisen, wie
„auch gegen keine der beiden sich feindlich erzeigen
„soll; drei Wochen nacheinander, Anfang nehmend
„mit dem Tage oder Zeit, daß dieser Vertrag dem
„englischen Admiral oder Obersten selbiger Flotte
„wird bekannt seyn, zu welchem Ende man ihm eine
„authentique Abschrift desselben durch unterschied-
„liche Wege zu Wasser und zu Lande in aller Eile
„solle zusenden, wie dann auch weiter vertragen ist,
„daß die Flotte, welche durch die Vereinigten Nieder-
„landen ausgefertigt und dahin gesandt wird, von
„diesem Tage an, bis zum Ende der vorbemeldeten

„drei Wochen, keinem der beiden Hochgemeldeten „Könige einige Hilfe leisten, noch sich gegen keinen „von beiden feindlich erweisen, auch mit keiner der „beiden königlichen Flotten conjugieren solle, selbst „auch nicht mit derjenigen Flotte, die unter dem „L. Admiral Herrn van Wassenaar allbereits zu „Hilfe des Königs von Dänemark abgesandt ist; daß „auch dieselbe Flotte unter dem mehr gemeldeten Herrn „van Wassenaar zu Hilfe des Königs von Dänemark „vorabgesandt, in währender Zeit der dreien Wochen, „keine Kriegsvölker, unter was Vorwand, daß es „auch möge Namen haben, nach einigen Insuln oder „anderen Orten in Dänemark zum Nachtheile des „Königs von Schweden solle vermögen über zu „bringen, oder derselben Ueberbringung behilflich zu „seyn, noch auch denselben König feindlich anzufallen; „daß auch die vorgemeldete niederländische Flotte, „welche itzund nach Dänemark gesandt wird, von „diesem Tage an, bis zum Ende der vorgedachten „drei Wochen, nicht solche vermögen oder trachten, „zu Copenhagen an Land zu setzen, wie auch nicht „durch den Sunt oder den Belt in die Ostsee zu „laufen, und daß die französischen, englischen und „niederländischen Abgesandten. welche sich dann der „Orten befinden werden, mit allem Fleiß und Eifer, „es sey insgesammt oder ein Jeder absonderlich, „jedoch mit gemeiner Wissenschaft und Beratschlagung „trachten sollen, zu Wege zu bringen, daß unter „währender Zeit der drei Wochen ein fester und be- „ständiger Friede zwischen den zweien Höchstgemeldeten „Königen getroffen werde.

„Nach gethaner Collation gegen das Originale
„Translatierte, ist dieses damit allerdings über-
„übereinstimmend befunden, nach welcher und keiner
„anderen Abschrift der Vice-Admiral de Ruyter
„sich solle haben zu richten.

N. Ruisch."

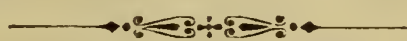
Die holländischen Schiffsführer, welche sich alle mehr oder weniger auf ein Zusammentreffen mit den Schweden oder wohl auch mit den Engländern gefreut hatten, knirschten mit den Zähnen, als sie die ihnen mitgeteilte Ordre vernahmen, doch gelobten sie mit einem Handschlage, sich streng nach derselben zu richten, und kehrten an Bord ihrer Schiffe zurück, um die Zeit einstweilen durch ein müßiges Hin- und Herkreuzen zu töten. Indessen verstrich der in dem dritten Artikel des Vergleichs festgesetzte Zeitraum von drei Wochen, und die holländischen Flotten vereinigten sich im Belt, wodurch ihre Gesamtmacht 78 Schiffe, ohne Brander und Transportfahrzeuge, betrug, die mit 3200 Kanonen bewaffnet und mit 12 900 Mann bemannt waren; der 4000 Hilfspersonen nicht zu rechnen, welche noch immer der Ausschiffung harrten.

Nun endlich glaubte man den Augenblick gekommen, da die lange gefesselte Thatkraft die ersehnte Erlaubnis erhalten sollte, sich frei zu bewegen, als man zur großen Bestürzung vernahm, daß der Termin zur Unterhandlung des Friedens abermals auf drei Wochen verlängert war. Nicht wohl zu ermitteln ist, wie ein solcher Aufschub erlangt werden konnte, von dem diejenigen der niederländischen Unterhändler, die an dem Hoflager des Königs von Dänemark sich befanden, nichts wußten;

sie hatten die Prolongation nicht unterzeichnet, vielmehr — leider ohne Erfolg — Protest gegen dieselbe eingelegt. Genug, der Waffenstillstand dauerte jetzt drei Wochen länger, eine Zeit, welche die Schweden fleißig dazu benutzten, um Truppen nach Dänemark überzuführen und Schiffe auszurüsten.

Als der englische Admiral Montague vernahm daß die beiden holländischen Flotten sich im Belt vereinigt hatten, segelte er mit seinen 42 Schiffen eben dahin ab und erreichte die Holländer am 25. Juni bei der Insel Syro, wohin sich ein paar Tage später auch die dänischen Admirale Juul und Bielke mit ihren Geschwadern begaben, um sich der holländischen Flotte anzuschließen. Wohl selten sahen diese Gewässer solche Streitmassen einander gegenüber; aber noch seltener — wohl nie — wurden solche Kräfte unbenutzt gelassen und die Zeit mit Unterhandlungen vergeudet, deren Zweck und Ziel niemand abzusehen vermochte. Die Führer der verschiedenen Flotten suchten Gelegenheit, sich gegenseitig zu besuchen und Ehren aller Art zu erweisen; es wurden Briefe und hochtönende Phrasen gewechselt, während der Geist der Mannschaft durch die fortdauernde Unthätigkeit verdummte und eine Krisis herbeizurufen drohte.

Ein heiteres Intermezzo unterbrach diese trostlose Zeit, als die holländische Flotte sich veranlaßt fand, im Angesicht der Hauptstadt Anker zu werfen.



XXV.

Die Feste vor Amak.

(Juli 1659.)

Abermals wurde die holländische Flagge mit lautem Jubel auf der Rhede von Kopenhagen begrüßt. Die lange, stolze Reihe der Schiffe, alle wohlbewaffnet und wohlgeordnet, untermischt mit Brandern, Transport- und Lazarettschiffen, imponierte den Seeländern, und sie schöpften neue Hoffnungen, durch diesen mächtigen Bundesgenossen von der drückenden Last des Krieges befreit zu werden. Vor der Insel Amak, die jetzt einen Hauptteil der glänzenden nordischen Residenz ausmacht und Christianshafen genannt wird, dehnte sich die Flotte der Holländer, kaum übersehbar, aus.

Der König hatte seinen holländischen Gästen mehrere Festlichkeiten gegeben, und sie öfters an seine Tafel gesehen; wer nach den glänzenden Banketten hätte urteilen sollen, würde nicht geglaubt haben, daß der politische Horizont von so finstern Wolken umdüstert wäre.

Die holländischen Herren ihrerseits waren bei sich darüber einig, daß man diese Höflichkeiten des Königs in irgend einer Weise erwidern müsse. Sie waren nicht

Diener des Landes, die von dem Herrn desselben einen Beweis der Gnade empfangen, indem sie an seinem Tische Platz nehmen dürfen; sie waren freie unabhängige Männer, Bundesgenossen des Königs, mit dem sie einen Vertrag abgeschlossen hatten, und wohl berechtigt, das empfangene Gastrecht in ihrer Weise zu erwidern. Die reichen, jungen Edelleute, welche auf der Flotte als Freiwillige dienten, trugen dem Herrn van Wassenaar den Wunsch vor, dem Könige von Dänemark am Bord der Flotte ein Fest zu bereiten, und dieser, der darin eine Gelegenheit sah, den alten Ruhm seines Hauses von einer neuen Seite zu bewähren, begab sich mit einem stattlichen Gefolge in den königlichen Palast, um die Einladung zu überbringen, die mit huldvollen Worten angenommen wurde.

Der Tag des Festes brach an. Er war hell und wolkenlos; Meer und Himmel strahlten in gleichem Blau. Als die fünfte Morgenstunde anbrach, fiel am Bord des Admiralschiffes ein Kanonenschuß, und die Staatsflagge stieg an der Gaffel empor; am Bord jedes einzelnen Schiffes wiederholte sich dieses Manöver, und dann rief die Trommel zum Appell. Als dieser vorüber war, begannen sämtliche Schiffsglocken zu läuten; die Masten bedeckten sich vom höchsten Topp bis fast auf das Verdeck herab mit bunten Flaggen und Wimpeln. Blendendweiße Zelte wurden über die Verdecke gespannt und die Räume unter denselben mit Blumenkränzen und Laubgewinden geziert. Die großen Ladestöcke schmückte man mit bunten Bändern und pflanzte sie, in Schäferstäbe verwandelt, neben den Kanonen auf, während diese mit Tannenreisern besteckt

wurden; aus der Mündung schaute ein Blumenstrauß hervor, und in dem Zündloche steckte eine Zitternadel, worauf sich ein künstlich ausgestopfter Vogel bewegte. Die Matrosen und Soldaten hatten ihre Festuniformen angelegt, und jede Spur einer Werktagsthätigkeit war auf das sorgfältigste aus dem Wege geräumt worden.

Mit dem Schlage neun Uhr waren alle Vorkehrungen am Bord der Schiffe beendet, und gleich darauf verfügten sich sieben Staatsschaluppen ans Land, jede von einem Ober-Offizier der Flotte befehligt. In der vordersten, welche der König selbst einnehmen sollte, befand sich Adrianson de Ruyter als Kommandierender. Als die Schaluppen in gehöriger Ordnung an der Königswerft neben einander lagen, erschien zuerst das Gefolge des Königs, zwölf Pagen, rot und weiß gekleidet, zwölf andere in himmelblauer Tracht und noch zwölf andere grün mit Gold. Nach ihnen folgte ein Zug von Posaunenbläsern und Trompetern in langen Waffenröcken, worauf das königliche Wappen gestickt war, und mit silbernen Instrumenten, die mit Goldschnüren umwunden waren. Darauf aber kam der König selbst, prachtvoll in Gold und Scharlach gekleidet, umgeben von einem erlesenen Kreis von Edelleuten, die sich einander in Pracht und Geschmack überboten; manch einer mochte den Wert mehrerer Gehöfte auf seinem Leibe tragen.

Als de Ruyter den König mit der geziemenden Ehrfurcht bewillkommnet hatte, reichte ihm dieser freundlich die Hand: „Ei, mein lieber Admiral! Welch stattliches Geleite habt Ihr mir zugedacht, daß Ihr sieben Schaluppen zu meinem Empfange ans Land bringt.“

„Halten zu Gnaden, Königliche Majestät!“ antwortete der Admiral, „das ist des Niederländers gute Gewohnheit und ehrliches Herkommen. Ihr werdet wohl bemerken, daß jede Schaluppe auf eine andere Weise gemalt und mit besonderen Tüchern und Flaggen geziert ist. Diese deuten die sieben vereinigten Provinzen der Niederlande an. Indem wir uns erlaubten, sie alle sieben hierher zu senden, solltet Ihr daraus sehen, daß es das gesamte Holland ohne Ausnahme ist, das sich der Ehre des heutigen Tages freut und Euch ehrerbietig und herzlich willkommen heißt.“

Nun bestieg man die Boote, und als die königliche Schaluppe abstieß, gefolgt von den sechs übrigen und mehreren dänischen Barken, von denen die Danebrogs-Flagge wehte, sämtlich besetzt mit festlich gekleideten Gästen, wurden am Ufer die Kanonen gelöst, die Musiker stießen in die Trompeten, und das zahllos versammelte Volk brach in ein lautes Freudengeschrei aus.

Als die königliche Schaluppe sich dem ersten holländischen Schiffe bis auf Schußweite genähert hatte, bestieg der Kapitän desselben die Gallerie und gab ein Zeichen; desgleichen that das nächstfolgende, und so fort bis zu dem im Centrum liegenden Admiralschiff, und von diesem wieder bis zum äußersten jenseitigen Flügel. Zugleich war ein reges Leben in den Wanten und auf den Stagen, die Raaen wurden lebendig, und hoch aufrecht standen die Matrosen auf denselben, Hand in Hand bis zur schwindelnden Höhe des Bramtopps, eine lange Reihe beweglicher Pyramiden. Ein lautes Hurra erscholl als Bewillkommnungsgruß; in demselben Augenblick traten die Soldaten ins Gewehr, die Musikkorps

der Befehlshaberschiffe begannen zu spielen, die Schiffsglocken läuteten, die Trommeln wirbelten, und das Admiralschiff gab die glatte Lage als Festgruß, worauf sämtliche Schiffe diesem Beispiel folgten.

Die königliche Schaluppe bewegte sich unterdessen langsam längs der Linie; bei jedem einzelnen Schiffe ward angehalten und der Festschmuck desselben in Augenschein genommen. Bei dieser Gelegenheit, wo das königliche Boot vor dem Schiffe anhielt, erschienen der Kommandeur nebst seinen Offizieren auf dem Fallreep, und der König richtete einige huldvolle Worte an sie. So gelangte man endlich zum Admiralschiffe, und obgleich man sich außerordentlich beeilt zu haben glaubte, war es doch schon Mittag, als das Königsboot vor der Staatstreppe anlegte, die zu beiden Seiten mit jungen, phantastisch gekleideten Seeleuten besetzt war. Zu gleicher Zeit flogen aus den Mündungen der Kanonen die Blumensträuße herab in die unten liegenden Boote, und von dem Verdeck herab ergoß sich ein feiner Sprühregen von wohlriechenden Wassern.

Als die ersten Herren des Gefolges die Treppe hinangeeilt waren und nun der König seinen Fuß auf die Schwelle des Fallreeps setzte, begannen die Kanonen aufs neue zu donnern, ein Ehrengruß, der vom Lande aus beantwortet wurde; zugleich ward von allen Türmen der Stadt mit sämtlichen Glocken geläutet, alles zum Zeichen, daß der Beherrscher von Dänemark und Norwegen auf holländischem Boden erschienen war. Nachdem die Begrüßungen vorüber waren, geleitete Herr van Wassenaar den König in eine wohleingerichtete Kajüte, ihn einladend, hier eine kurze Zeit der Ruhe


W. HAPPE X. A. MAGDB.

zu pflegen, denn die vielen Ehrenbezeugungen, die dem Könige auf dem Wege bis hierher zu Teil geworden waren, hatten ihn sichtlich ermüdet, und zur Fortsetzung der Feierlichkeiten waren neue Maßregeln nötig. Die angesehensten Herren des Gefolgs, sowie die unmittelbaren Diener des Königs fanden ihren Platz auf dem Admiralschiff selbst, die übrigen wurden auf die zunächst liegenden verteilt, wo alle Anstalten zu ihrer Bewirtung getroffen waren.

Ein prachtvolles Bankett fand am Bord des Admiralschiffes statt. An dem oberen Ende der Tafel saß der König und neben ihm die Herren van Wassenaar und de Ruyter, worauf einige dänische Herren von hohem Adel folgten, untermischt mit den Oberbefehlshabern der holländischen Schiffe, und so fort bis an das unterste Ende der Tafel. Bereits waren viele Gesundheiten ausgebracht und beantwortet worden, von den Holländern, den Dänen und den Gesandten fremder Nationen, sogar von den schwedischen Abgeordneten, und hätte man alle gute Wünsche für Wahrheit genommen, es wäre ein gesegneter Friede geworden, der weit über den heutigen Tag hinaus gedauert hätte.

Da erschienen vier holländische Seeleute, die trugen einen Tafelaufsatz in Form eines dreimastigen Schiffes, den setzten sie nicht ohne einige Anstrengung gerade vor den König hin. Als nun dieser das kunstvolle Werk in genauen Augenschein nahm und seine vollste Anerkennung aussprach, begann aus dem Bauche desselben eine liebliche Musik zu ertönen; aus den Speigaten von dem Verdeck herab träufelte wohlriechendes Wasser in untergestellte Schalen, und aus den Kanonen flogen

künstliche Gold- und Silberblumen. Dann aber öffnete sich das Verdeck, und aus dem Raume kam ein Knabe hervor, der war gekleidet wie ein Engel, mit einer Posaune in der Hand und Flügeln an den Schultern. Er erhielt sich einige Zeit schwebend und richtete einige zierliche Verslein an den König, worauf er demselben ein reichgearbeitetes silbern und goldenes Friedenskränzlein aufs Haupt setzte: dies sei der Ort, von welchem der Frieden ausgehen müsse über die Welt. Und es heißt: „der König sei hiervon so gerührt geworden, daß er den Knaben herzte und küßte, wobei ihm die Thränen über die Backen gelaufen.“

Als es nun allmälig dunkler wurde, das Bankettieren aber keineswegs ein Ende hatte, hinderten die Zelte, welche über Deck ausgespannt waren, am Sehen, und man befand sich in einer Art von Dämmerung. Die Wirte mußten sich hierüber von ihren Gästen allerlei scherzhafte Anspielungen gefallen lassen, kehrten sich aber nicht sonderlich daran. Als nun die Dunkelheit so sehr überhand nahm, daß sie lästig wurde, und der König deshalb seiner Verwunderung Ausdruck gab, rollte sich das große Zelt plötzlich von selbst zusammen und ein Strom von Licht drang über die Tafel hin. Man hatte eine freie Aussicht und sah nun die Masten der Admiralschiffe samt allen Raaen und Rundhölzern mit einer Menge farbiger Lampen und Laternen bedeckt; ebenso war es auf den übrigen Schiffen der Flotte, und dazwischen schwammen Boote mit brennenden Teerkesseln und Pechkränzen umher, sodaß sich fast Tageshelle verbreitete und der Sund sich wie ein Zauberbild aus einem orientalischen Märchen ausnahm.

Die überraschten Gäste begrüßten das alles mit lautem Jubel und Entzücken; der König selbst schüttelte den Admiralen die Hand und weidete sein Auge an dem Schauspiel, das sich vor ihm ausbreitete, bis auch dies von einem neuen verdrängt ward.

Es erschien nämlich plötzlich ein großer hellerleuchteter Dreimaster, der von einigen Booten heranbugsiert ward und sich gerade dem Schiffe zur Seite legte, auf welchem sich der König von Dänemark mit den übrigen erlauchten Gästen befand. Zwischen den beiden Fahrzeugen war nicht mehr Raum als eine viertel Kabellänge. Als nun dieses Schiff die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte, wandte sich Herr van Wassenaar an seinen königlichen Gast mit der Bitte, ihm zu erlauben, den fremden Segler zu fragen, wer er sei und was er um diese Zeit hier zu suchen habe. Als der König die erbetene Erlaubnis gern erteilte, bestieg Herr van Wassenaar mit dem Sprachrohr die Gallerie und rief mit starker Stimme: „Schiff ahoi!“

Nicht lange darauf erschien auf der Hütte jenes Schiffes ein Mann, der war gekleidet wie ein vornehmer Türke. Er hob das Sprachrohr und fragte gegen alle Seemanns-Regel, was man von ihm wolle. Als nun Herr van Wassenaar ihm dies bündig auseinandersetzte, gab er zur Antwort, er sei ein Türke, der sich um christliche Satzungen und Bräuche nicht sonderlich kümmere; da indessen hier ein nordischer Sultan sein Hoflager halte, so sei er gern erbötig, dieses Fest, soviel er irgend imstande, zu verherrlichen. Als der Türke dies gesagt, stieg er von der Gallerie herab, und am Bord seines Schiffes ließ sich eine sanfte Musik ver-

nehmen. Dann tauchten von allen Seiten türkische Krieger und reichgekleidete Sklavinnen auf, die führten einen kunstreichen Tanz aus, mit den seltsamsten Verschlingungen und den halsbrechendsten Stellungen, daß mancher der Zuschauer in ein ängstliches Staunen geriet und meinte, dies müsse ein betrübendes Ende herbeiführen. Aber das geschah keineswegs, sondern das Schauspiel nahm eine ganz andere Wendung. Als der Tanz immer wilder und verschlungener ward, und die Gäste vor dem schnellen Drehen der Tänzer ihren Bewegungen nicht mehr folgen konnten, erschien plötzlich eine Anzahl schwarzer Sklaven, die warfen sich unter die Menge, ergriffen die schönen weißen Sklavinnen und eilten mit ihnen hinweg. Die Krieger setzten sich zwar zur Wehre, aber es half ihnen nichts; indem sie nun ihre Säbel zogen, ordneten sie sich zu einem Waffentanz, riefen ihren Gebieter und stimmten einen lauten Schlachtgesang an. Als dieser verhallte, erschien der vornehme Türke abermals auf der Gallerie und rief nach dem Admiralschiffe hinüber: Der Raub der Sklavinnen sei auf Veranstaltung der Christen geschehen, und man solle sie ihm sogleich ohne Widerrede ausliefern. Es half nichts, daß Herr van Wassenaar dieser Behauptung widersprach und den Türken zu besänftigen versuchte. Dieser wurde immer ungeberdiger und sagte zuletzt, jene räuberischen Mohren seien verkleidete Christen gewesen, und seine jungen Männer erwarteten sie zum Kampf. Da erschienen plötzlich vor seinem Fallreep zwei Boote; niemand hatte darauf geachtet, woher sie kamen; deren eines war mit dänischen, das andere mit holländischen Soldaten angefüllt; die enterten das Verdeck und sogleich entspann-

sich ein künstliches Gefecht, das seiner seltsamen Wendungen wegen vielfach bewundert ward und mit dem endlichen Siege der Christen über die Türken endete. Nun erschienen auch die Mohren mit den Sklavinnen wieder, es ward ein allgemeiner Frieden geschlossen und des Tanzens wurde kein Ende.

Als es bereits nach Mitternacht war und der König sich erhob, um für die kostbare Bewirtung zu danken und sich nach dem Lande zurückzubegeben, stieg plötzlich am Bord des türkischen Schiffes ein Feuerwerk von Raketen und Leuchtkugeln in die Luft, das glänzte weithin wie Sonnenschein, und Herr van Wassenaar brachte Seiner Majestät in einem goldenen Pokale den Abschiedstrunk. Der König erwiderte mit dem Wunsche eines dauernden Bündnisses zwischen Holland und Dänemark, sowie auf endliche Beilegung des Zwistes mit Schweden, der seines Volkes Wohlfahrt zu untergraben drohe. Dann befahl er, daß seine Schaluppe seitlängs gelegt werde, und verließ mit seinem Gefolge das Schiff.

De Ruyter hatte den König bereits in der Schaluppe von Westfriesland empfangen und geleitete ihn in derselben Ordnung und mit denselben Ehrenbezeigungen nach dem Lande zurück, wie er am Morgen abgeholt worden. Als aber die Boote sich zur Rückfahrt wandten, verlief sich das Volk von den Werften, die Lampen auf den Schiffen erloschen, die Pechfackeln wurden über Bord geworfen, und wo noch vor kurzem Tageshelle geleuchtet hatte, herrschte jetzt finstere, undurchdringliche Nacht.

XXVI.

Im Oeresund.

(September 1659.)

Eine schwedische Fregatte lichtete unter dem Schutze der Kanonen von Kronborg die Anker und steuerte vor einer steifen Kühlte nach Landskrone. Auf dem Halbdeck stand Karl Gustav, ihm zur Seite der Admiral Wrangel, vor ihm die Gesandten Frankreichs und Englands und die holländischen Kommissarien.

„Nein", Ihr Herren, nein!" sagte der König lebhaft. „Auf diese Weise gelangen wir nimmer zum Ziel. Noch sind die Unterhandlungen nicht weiter gediehen, als an dem Tage, da sie begannen. Eine starke Landmacht harrt unseres Befehls, eine Flotte ist in den nordischen Gewässern versammelt, wie sie seit Menschengedenken nicht geschehen worden, und wir vergeuden unsere Zeit mit dem Entwerfen von Traktaten, die nicht ratifiziert werden."

„Dann, Euer Majestät!" entgegnete Godart van Hingeland, einer der Kommissarien der Republik Holland, „dann ist es nicht die Schuld der Vermittler, die sich alle nur erdenkliche Mühe geben, um Ruhe und Frieden in den nordischen Reichen wieder herzustellen und dem Handel eine freie Straße anzubahnen."

„Sollte darum so viel reger Eifer verwendet, so viel Kraft und Einsicht vergeudet sein, um auf halbem Wege stehen zu bleiben und ein schreckliches Blutbad zu beginnen?“ sagte Pieter Vogelsang. „Ew. Majestät bedenke wohl, was auf dem Spiele steht. Die Lage Dänemarks ist zwar nicht besonders günstig, aber auch Schwedens Wohlfahrt ruht nicht auf granitnen Säulen, und es könnte leicht kommen, daß ein unbedachtsam erregter Sturm auch Euer Staatsschiff in Gefahr brächte, selbst wenn es von so kundiger Hand gelenkt wird.“

„So beeilt Euch denn, Ihr Herren, beeilt Euch!“ entgegnete der König ungeduldig. „Ich kann nicht länger warten.“

„Ew. Majestät verlangen Unmögliches!“ entgegnete der Oberst Lerton, Gesandter des Lord Protektor. „Wer zu sehr eilt, eilt auch oft am Ziel vorbei. Wir sind die von den Mächten ernannten Kommissarien und bitten Ew. Majestät ehrfurchtsvoll, uns volles Vertrauen zu schenken und zu glauben, daß selbst unser Zögern . . .“

„Nein!“ unterbrach der König den Obersten lebhaft. „Nein! dieses Zögern bin ich satt, und ich ersuche Euch ernstlich, jeder Ungewißheit so schnell als möglich ein Ende zu machen, wenn Ihr nicht wollt, daß ich mich daran erinnern soll, daß ich zu einem Friedens- wie zu einem Kriegstraktat Entwurf und Ausführung hier an der Seite trage!“ Und bei diesen Worten schlug der König mit der Hand an den Degen.

Der französische Gesandte, Chevalier Terlon, der nicht nur im Interesse des Landes sich dem Könige

nahe hielt, sondern auch persönliche Teilnahme für Karl Gustav empfand, hielt es an der Zeit, diesen Auftritt zu unterbrechen, und wußte die Aufmerksamkeit des Königs geschickt auf ein Paar dänische Kreuzer zu richten, die der Fregatte die Fahrt nach Landskrone abzuschneiden suchten, aber des ungünstigen Windes wegen ihr Vorhaben vereitelt sahen. Der König und der Ritter waren bis an das äußerste Ende der Galerie gegangen, ließen die Unterhändler im Gespräch mit dem Admiral Wrangel zurück.

„Ich verstehe Euch, Ritter!“ sagte der König, „und danke Euch für die Bereitwilligkeit, mir eine Uebereilung zu sparen. Gewiß, ich hätte nicht übel Lust, meinen Degen zu ziehen und alle diese überlästigen Gesellen wie Taubenkrämer aus dem Tempel zu jagen.“

„Und doch muß ich Euer Majestät inständigst bitten, dieses Feuer zu dämpfen,“ sagte der Ritter. „Bei Gott, es lebt niemand, der den tapferen Sinn Euer Majestät bereitwilliger anerkennt, als ich, aber wir müssen uns öfter von unserer Klugheit, als von unserem Mute bestimmen lassen. Auf die Gefahr hin, Dero hohes Mißfallen zu erregen, muß ich bemerken, daß die Lage der Dinge in diesem Augenblicke für Schweden nicht besonders günstig ist, und Euer Majestät besser thun würden, die Verlängerung der Unterhandlungen zu begünstigen, statt sie übereilt abzubrechen.“

„Steht es so?“ sagte der König und richtete einen forschenden Blick auf den Ritter.

„Es ist in Wahrheit so,“ entgegnete dieser, „und Euer Majestät selbst sehen es am deutlichsten ein, wenn

Sie es auch nicht gestehen wollen. Bis jetzt sind Holland und England friedlich für Euch gesinnt; sie scheinen es wenigstens. Wenn Ihr Euch absichtlich ihren Bemühungen entgegensetzt, ist diese schwache Freundschaft sehr gefährdet. Die bedeutenden Flotten des Herrn van Wassenaar und des Lord Montague könnten sich vereint gegen Schweden richten . . .“

„Nicht weiter, Ritter!“

„Wie Euer Majestät befiehlt; doch erachte ich es für meine Pflicht, darauf aufmerksam zu machen, daß Karl Gustav bei solcher Lage der Dinge sehr leicht genötigt werden könnte, einen Frieden abzuschließen, der weniger vorteilhaft wäre.“

Der König sah einen Moment lang vor sich hin, dann ergriff er die Hand des Ritters, drückte sie lebhaft und sagte: „Und wenn es wäre, so will ich dies Ungemach lieber tragen, als zugeben, daß zwei gekrönte Häupter von zwei Republiken am Narrenseile herumgeführt werden.“ Mit diesen Worten verließ der König das Verdeck und ward nicht eher sichtbar, als bis die Fregatte unter den Kanonen von Landskrone zu Anker ging.

Als die Aufwallung des Königs vorüber war, hatte er doch, dem Drange der Umstände nachgebend, den Unterhandlungen ihren Fortgang gelassen. Er fand es sogar nach einiger Zeit für sich vorteilhafter, die Sache in die Länge zu ziehen, und zu verhindern, daß ein entscheidender Schritt geschehe. Auch trat ein neues Ereignis ein, welches den Stand der Angelegenheiten in der Ostsee veränderte. Eine neue Staats-Umwälzung bereitete sich in England vor; der General

Monk suchte es auf alle Weise dahin zu bringen, das Protektorat gänzlich abzuschaffen und den jungen König Karl II. auf den verwaisten englischen Thron zu setzen. Admiral Montague, ein Freund des Generals Monk und mit den Absichten desselben völlig einverstanden, sagte diesem den kräftigsten Beistand zu und segelte mit seiner Flotte unverzüglich nach England ab. Ein großes Gegengewicht war dadurch verschwunden, Holland konnte sich freier bewegen und seine Zuneigung zu Dänemark mehr durchblicken lassen.

Abermals steuert eine Fregatte, aber in entgegengesetzter Richtung, durch den Oeresund, und in dem Gefolge desselben ist ein ganzes Geschwader. Alle Schiffe zeigen die holländische Flagge und am Bord des Hauptschiffes kommandiert de Ruyter. Gedankenvoll lehnt der Admiral am Besanmast, die Arme übereinandergeschlagen, und beachtet es nicht, daß sein Flaggen-Kapitän ihm zur Seite getreten ist.

„Ihr verzeiht mir, Herr Admiral,“ sprach dieser endlich ziemlich laut, „wenn ich Euch störe.“

„Was giebt's? fragte de Ruyter, aufsehend.

„Eine Botschaft von der Hauptflotte,“ war die Antwort. „Herrn van Wassenaar's Zustand verschlimmert sich; die General-Staaten haben endlich seinen dringenden Bitten Gehör gegeben und gestatteten ihm, daß er nach Holland zurückkehren darf. In diesem Briefe, den ich die Ehre habe, Ew. Edlen zu überreichen, zeigt Euch Herr van Wassenaar dieses Ereignis selbst an. Durch diese Veränderung geht nun der Ober-Befehl auf Euch über, wozu ich Euch meinen besten Glückwunsch darbringe.“

De Ruyter lächelte bitter; „Worüber soll ich den Oberbefehl führen? Ueber eine Flotte, die sich selbst verzehrt und aufreibt? Bei meiner Ehre, wir hätten größeren Ruhm davon, im Texel auf der Bärenhaut zu liegen, die Soldaten in die Kasernen zu schicken und die Matrosen in den Magazinen zum Arbeiten anzuhalten, als hier alles müßig verkommen zu lassen; thatenlos zu liegen, Krankheiten zum Opfer fallen — Alles um nichts!"

„Wer weiß, Herr Admiral, ob nicht die Entfernung der englischen Flotte ... Wenn Ihr jenes Schreiben gelesen habt, ist hier eine zweite Depesche, welche das Siegel der General-Staaten trägt."

„Gebt her! Ich will sie mit Ueberlegung durchsehen. Habt die Güte, mich hinunter zu begleiten! Vielleicht, daß jetzt geschieht, was längst hätte geschehen sollen. Vor Landskrone schon mußte sich das Schicksal des Nordens entscheiden. Die ganze schwedische Flotte lag im dortigen Hafen; wir durften nur wollen, und kein Jollboot wäre ohne unsere Erlaubnis herausgekommen, während so der Schwedenkönig selbst uns in einem Ruderboote aufsuchte ... Es ist unerhört."

Die Offiziere waren unterdessen in der Kajüte angelangt und de Ruyter las die ihm zugefertigten Depeschen aufmerksam durch; sein Gesicht erheiterte sich nach und nach; in einzelnen abgerissenen Sätzen ließ er seine Empfindungen laut werden und erteilte zugleich dem ihm gegenüber sitzenden Kapitän seine Befehle.

„Es ging nicht anders, sagen sie, höhere Interessen haben vorgewaltet, die jedes entschiedene Ver-

fahren für den Sommer unmöglich machten; aber jetzt will man es einbringen.“

„Führt uns nun an, Herr Admiral! Ihr werdet gehorsam Folgende finden.“

„Daran wirds nicht fehlen. — Wie ich es gedacht und wir es längst besprochen. Englands Anwesenheit im Belt hat die General-Staaten sehr wider ihren Willen zu Rücksichten genötigt; das ist jetzt aus, und hier steht es deutlich schwarz auf weiß, daß ich unbeschränkte Vollmacht habe, die Feindseligkeiten gegen Schweden zu beginnen. Da lest selbst.“

„Hurra, Herr Admiral! Endlich werden wir uns frei bewegen dürfen. Wo soll es zuerst losgehen und wo zuletzt? Ich bin kein junger Kerl mehr, aber diese Nachricht jagt das Feuer durch meine Adern, und ich bin überzeugt, daß der geringste Bootsknecht in unserer Flotte ebenso denkt. Die Schweden haben uns viele Unbill zugefügt in Worten und Thaten, ohne daß wir mucksen durften. Aber jetzt ist die Stunde der Vergeltung gekommen.“

„Schon gut, Kapitän!“ entgegnete de Ruyter hastig. „Ich bin Eurer Meinung. Aber diese veränderte Lage wird unsere Vereinigung mit der Hauptflotte nötig machen. Laßt deshalb sogleich den Kurs abändern.“

„Sofort, Herr Admiral!“

„Die Schweden haben noch einen großen Teil ihrer Flotte in Landskrone“, fuhr de Ruyter fort; „wir müssen sie am Auslaufen hindern. Dann soll eine Abteilung nach Kiel. Holla, Kapitän, laßt Signale

machen und die Kapitäne Schey und van Saan sogleich zu mir an Bord bitten!"

Der Kapitän entfernte sich, um die verschiedenen ihm erteilten Befehle so schnell als möglich auszuführen. Der Admiral blieb allein zurück und ging in großer Bewegung auf und ab. „Abermals stellst Du mich an die Spitze einer Flotte in dem Augenblick, wo es gilt, einen entscheidenden Schlag zu thun!" sprach er, den Blick aufwärts gerichtet. „Gieb mir Kraft und Mut, die Last, die mir auferlegt wird, zu tragen und zur Ehre meines Vaterlandes auch aus diesem Kampfe siegreich hervorzugehen!"

Bald kehrte der Kapitän des Admiralschiffes zurück, und de Ruyter teilte ihm seine Dispositionen mit, während er seinem Schreiber, der gerufen wurde, einen Befehl diktierte. Als dann die Schiffsführer, die durch Signale an Bord befohlen waren, in der Kajüte des Admirals erschienen, ging er ihnen mit großer Lebhaftigkeit entgegen: „Ihr Herren, ich wünsche Euch Glück dazu, daß die Zeit der Unthätigkeit vorüber ist. Man wird Euren ganzen Eifer in Anspruch nehmen."

„Ich bin Euer mit Leib und Seele, Herr Admiral" antwortete Kapitän Schey.

„Ich weiß es, mein Freund, und darum sollt Ihr auch sogleich einen Platz einnehmen, der Euch Gelegenheit zur Auszeichnung darbietet. Mittelst dieser Ordre, die ich in Eurer Gegenwart unterzeichne, ernenne ich Euch zum Befehlshaber derjenigen acht Schiffe, die darin genannt sind und die sich in meinem Geschwader befinden. Ihr segelt damit nach Landskrone ab und blockiert den Hafen. Es liegt ein großer Teil der

schwedischen Flotte darin, und Ihr müßt doppelt wachsam sein. Seht zu, daß keiner entwischt, und habt Acht, daß ihnen niemand von außenher etwas zuführe. Geht mit Gott an Euer Werk."

„Das will ich", entgegnete der Kapitän, „und gebe Euch im voraus die Versicherung, daß keine Maus aus dem Loche entwischen und keine Katze hinein soll, es sei denn, ich läge tot auf dem Grunde der See."

„Glück mit Euch!" rief der Admiral ihm nach und wandte sich dann an den Kapitän van Saan: „Ihr werdet, laut dieser Ordre, mit den darin genannten Schiffen nach dem Kieler Fjord absegeln, um dort nach Anweisung dänische Kavallerie und Infanterie einzuschiffen und zunächst nach dem Belt zu bringen. Die nötigen Transportschiffe werden Euch ungesäumt folgen. Ich empfehle Euch Vorsicht und Eile! — Mit Gott!"

„Lebt wohl, Herr Admiral! Wir sehen uns bald und glücklich wieder!"

Als sich die Kapitäne entfernt hatten und de Ruyter nochmals Befehl erteilt hatte, so schnell als möglich die Vereinigung der verschiedenen Flotten-Abteilungen zu bewerkstelligen, entwarf er einen vollständigen Plan, wie er dem unwillkommenen Kriege für immer ein Ende machen wollte.



XXVII.

Vor Kierteminde.

(8. November 1659.)

Hatten die Holländer, mit oder ohne gegründete Ursache, gezögert, in dem nordischen Streite einen entscheidenden Schritt zu thun, so handelten sie, als er einmal gethan war, um so energischer. Die General-Staaten erließen eine Verordnung, worin sie dies ohne allen Hehl aussprachen und worin befohlen ward, daß jeder Holländer, der auf irgend eine Art bei der Person des Königs von Schweden, bei dem Staate oder bei Privatpersonen im Dienste sei, denselben binnen drei Monaten verlassen solle, bei der doppelten Strafe der Konfiszierung aller ihrer Güter im Gebiete der Vereinigten Provinzen und der ewigen Verweisung aus dem Vaterlande. Ebenso wurde es allen holländischen Staatsbürgern bei schwerer Strafe verboten, den Schweden durch Zufuhr von Waffen, Munition und Lebensmitteln oder sonstwie eine Unterstützung angedeihen zu lassen.

Während die Generalstaaten daheim diese und ähnliche Maßregeln trafen und für ihre in der Ostsee stationierte Flotte lebhaft Sorge trugen, war diese

bemüht, sich für die lange, unfreiwillige Ruhe zu entschädigen. Es galt zunächst, die Ausschiffung der Truppen auf Fühnen zu bewerkstelligen, da man hier die Schweden zuerst mit Erfolg anzugreifen hoffte. Die feste Stadt Nyborg war das lockende Ziel, welches man sich gesteckt hatte, und von hier aus wollte man den Eroberungskrieg fortsetzen. Aber dies war nicht ohne Schwierigkeiten zu bewerkstelligen, denn die Elemente traten mit Schweden in einen Bund; Wind und Wetter verhinderten die Holländer, diejenige Stellung einzunehmen, die ihnen zum Erfolg nötig war. Auch hatten die Schweden die Absichten der Holländer gemerkt und hielten eine so scharfe Wacht am Strande, daß eine Ausschiffung der Truppen in der Nähe von Nyborg ohne Niederlage nicht hätte stattfinden können.

Da faßte de Ruyter den Entschluß, den wachsamen Feind zu täuschen und von der rechten Fährte durch List abzulenken. Einige Kriegsschiffe von schwerem Kaliber, besonders dazu ausersehen, die Stadt Nyborg zu bombardieren, blieben nicht allein auf dem Platz, den sie vor dem Beginn der Belagerung eingenommen, sondern segelten so nahe heran, als es, ohne Gefahr für ihren Kiel, nur irgend thunlich war, und mehrere kleine Fahrzeuge wurden ihnen beigegeben, welche die verschiedenartigsten Scheinmanöver ausführten, alle darauf berechnet, die Aufmerksamkeit der Schweden zu fesseln und von der eigentlichen Gefahr abzulenken. Unterdessen verschwand ein Transportschiff nach dem andern aus der Nähe von Nyborg und trieb unter dem Schutze eines wohlbewaffneten Geleits, bis in die Nähe der Stadt Kierteminde, deren Bewohner bei dem Anblick

des holländischen Geschwaders von einem panischen Schrecken ergriffen wurden. Die wenigen schwedischen Soldaten, welche hier lagen, hätten im Fall eines Angriffs wenig ausrichten können; ihr Befehlshaber sandte daher Boten nach Nyborg, um die notwendige Hülfe herbeizurufen.

Der 8. November des gedachten Jahres war ein trüber Tag. Es wehte ein empfindlich kalter Wind, der stoßweise zu Sturmesmacht anschwoll; die Wolken hingen dicht herab, und einzelne Regen- und Hagelschauer wechselten mit flüchtigen Sonnenblicken. Die Transportschiffe, welche die Landtruppen an Bord hatten, lagen in einer Linie, teils vor Anker, teils vor back gebraßten Segeln; die Verdecke wimmelten von Menschen, die der Ausschiffung sehnlichst entgegensahen, denn monatelang waren sie in den engen Raum eines Schiffes eingepferdht. Das Admiralschiff lag an dem oberen Ende, und nach seinen Signalen wurden die verschiedenen Arbeiten vorgenommen. Vor dem Fallreep der Transportschiffe lagen die Boote, mit den nötigen Ruderern bemannt. Jetzt erschien auf der Spitze des großen Topps am Bord des Admiralschiffes ein blaues Signal, und alsbald wurde am Bord sämtlicher Transportschiffe die Trommel gerührt. Die Soldaten traten unter Gewehr und der Appell begann. Gleich darauf zeigte das Admiralschiff ein weißes Signal, und in demselben Augenblick steigt Oberst Killegreff, von etlichen Offizieren begleitet, in ein Boot und hält aufs Land ab. Die Schweden, welche inzwischen aus der Umgegend so viel Truppen, als nur irgend möglich, zusammengezogen haben, sammeln sich am Ufer und

nehmen eine drohende Stellung an. Kaum hat der Oberst seinen Zug nach dem Lande begonnen, als auch die andern Boote sich mit Soldaten bemannen und, fünfzig an der Zahl, in einer Linie nach dem Strande steuern. Mut und Entschlossenheit beleben jedes Herz, und ungeduldig ballt sich die Faust; der Moment der Landung wird sehnsüchtig herbeigewünscht.

Da tritt ein neues, unerwartetes Hindernis ein. Der Strand von Fühnen streckt sich lang vom Ufer aus in die See hinein, und die kurzen Wellen stürzen tobend und brausend darüber hin; die Boote sind noch mehrere hundert Schritte vom Lande entfernt, als sie mit dem Vordersteven auf Grund geraten. Auf der ganzen Linie vernimmt man Rufe des Staunens und des Schreckens. Die Soldaten erbleichen und blicken auf ihre Offiziere, die selbst ratlos sind; die Matrosen suchen die Boote wieder flott zu machen, aber vergebens; die an dem Ufer versammelten Schweden brechen in ein Freudengeschrei aus. Da erhebt sich in einem der vordern Boote ein junger französischer Edelmann, Herr André de Fleuron, der freiwillig in den Dienst der General-Staaten getreten ist, um diesen Zug nach Norden mitzumachen. Er tritt mit dem Fuß auf den Vordersteven, schwingt den Degen, ruft seinen Gefährten mit lauter Stimme zu: „Kameraden! Dort ist der Feind!“ und springt über Bord, mit lautem Kampfruf dem Ufer zuwatend. Dies Beispiel wirkt elektrisch; die Soldaten, welche mit dem jungen Franzosen in demselben Boote sind, folgen ihm auf dem Fuße; einer reißt den andern unwillkürlich mit sich fort, und binnen einer Viertelstunde sind sämtliche Boote bereits auf dem Rückwege

nach den Schiffen, um neue Zufuhr in Empfang zu nehmen. Aber ehe die neuen Truppen nur daran denken können, ihren Gefährten zu folgen, haben diese bereits das Ufer erreicht und werden von den Schweden mit Wut angegriffen; noch im Wasser stehend, müssen sie auf Tod und Leben kämpfen, und blutig röten sich die heranbrausenden Wellen.

Neues Signal am Bord des Admiralschiffes, und gleich darauf eröffnet dieses ein lebhaftes Kanonenfeuer auf die Stadt Kierteminde. Die erschreckten Einwohner, von Neugier auf die Wälle gelockt, fliehen nach allen Seiten und suchen Hab und Gut in Sicherheit zu bringen. Die Transportmittel steigen mit der Sekunde im Preise, und lange Reihen von Wagen, Packpferden und einzelne Menschen, die sich mit ihrer besten Habe beladen, fliehen landeinwärts.

Unter dem fortgesetzten Donner der Kanonen stößt die Schaluppe des Admirals vom Bord. Sie ist mit kräftigen Matrosen bemannt, und der Admiral de Ruyter steht selbst im Hinterteil derselben hoch aufrecht, um sich nach dem Landungsplatze zu begeben und die Ausschiffung zu beschleunigen. Der Matrose, der den ersten Riemen führt, ist ein alter, bärtiger Geselle, dem das Salzwasser schon oft den Rücken gewaschen hat. Sein Haar ist silberweiß, von fünfundsechzig Wintern gebleicht, aber seine Arme sind noch kräftig und das Feuer seiner Augen nicht erloschen. Er hat einen Blick auf den Admiral gerichtet und sagt leise: „Mit Erlaubnis, Herr Admiral!“

„Was willst Du, alter Flores?“

„Mit Erlaubnis, Herr! Es ist mir heute Morgen wunderlich ums Herz. Es mag schon spät sein, aber bei mir ist's noch Morgen, weil ich meine Genever-Ration nicht bekommen habe."

„Wir wollen den Bottelier tüchtig auszanken, wenn wir wieder an Bord kommen, alter Flores", sagte der Admiral mit gutmütigem Scherz.

„Es ist nicht darum, Herr Admiral; es ist mir nur seltsam zu Sinne, und es wäre möglich, daß wir nicht mehr an Bord und zu unserer gesegneten Flagge zurückkehrten."

„Wie?" fragte de Ruyter mit einem Tone des Vorwurfs, „Furcht, alter Flores?"

„Furcht?" antwortete dieser und sah den Admiral groß an, als verstände er ihn nicht. „Ihr wißt doch, daß ich schon ein befahrener Matrose war, als Ihr an Bord des Schiffes von Lampsin als Bootsmannsjunge eingeschrieben wurdet? Nun, ich bin ein befahrener Mann geblieben für das Boot und den Fockmast, während Ihr hoch gestiegen seid. Die Hände die Euch das erste Splißeisen gebrauchen lehrten, segnen Euch, und ich wünsche Euch Heil und Glück. Aber ich sage Euch, daß ich nie Furcht gekannt habe, doch ist mir wunderlich zu Sinne und ich hätte es gern gesehen, wenn Ihr an Bord geblieben wäret."

De Ruyter sah den alten Seemann ernst an, dann fuhr er mit der Hand über die Stirn und rief, seine Matrosen anfeuernd: „Hurra, Jungens! Hurra!"

„Hurra!" antworteten die Bootsgasten, und schneller flog das Boot durch die Wellen.

Dem Kapitän zur Seite saß ein Knabe, fast noch ein Kind; es war der Sohn eines wackeren Flottenoffiziers, und de Ruyter, der ihn aus der Taufe gehoben, hatte ihn zu sich an Bord genommen, um seine seemännische Erziehung zu leiten. Der Knabe sah freundlich zu dem Admiral auf und sagte unbefangen: „Glaubt ihm nicht, dem alten Flores!“

„Warum nicht, mein Junge?“

„Ei nun, Herr Pate! — Ach, verzeiht, Herr Admiral! Ich hatte heute Nacht einen wunderschönen Traum; ich stand plötzlich in einem Tempel von weißem Marmor, und da erschient Ihr mir, mit einem goldenen Kleide, einen Kranz auf dem Kopfe, und Euer Angesicht strahlte, als ob es die Sonne wäre; in der Luft aber schwebten Englein auf und ab, die sangen heilige Lieder. „Das bedeutet etwas Gutes, meine ich; und dann . . .“

„Nun, Junge, und dann?“

„Und dann war es mir, als ob ich einer von den Engeln wäre und als ob ich Euch den Kranz auf den Kopf gesetzt hätte.“

„Das sind Träumereien, mein Junge, nichts als Träumereien!“ — sagte de Ruyter mit mildem Ernst. „Daran mußt Du nicht denken. Da sieh hin, da sind die Schweden und dort unsere Leute! Sie werden handgemein! Was wirst Du thun?“

Der Knabe war bei dem Verweise des Admirals unmerklich zusammen gefahren; er hob das errötende Antlitz und sagte laut: „Ich trage einen Degen, Herr Admiral, und heiße van der Zaan!“

„Du bist mein braves Patchen!“ entgegnete de Ruyter, dem Knaben die Hand reichend; der alte Flores aber schüttelte mit dem Kopfe und brummte, den Riemen fester einsetzend, vor sich hin: „Es ist mir aber doch wunderlich zu Sinn.“

Die Admiral-Schaluppe war jetzt dem Strande nahe. Als der Kiel auf den Sand stieß, sprangen die Matrosen von beiden Seiten über Bord; dadurch hob sich das so erleichterte Fahrzeug und schob sich hoch auf den Strand. Oberst Killegreff und mehrere andere Offiziere hatten sich beritten gemacht und sprengten dem Admiral entgegen. Zwischen diesem und den Landsoldaten befanden sich noch mehrere hundert Fuß Raum, und hinter einem Zaun versteckt, lauerten hier mehrere schwedische Soldaten. Als de Ruyter mit seinen Matrosen vorrückte, erhielten sie plötzlich Feuer, und eine Kugel sauste nahe an dem Admiral vorüber. Dieser sah sich um und erblickte den alten Flores, der in die Brust getroffen, zu Boden fiel; der Admiral war ihm schnell zur Seite: „Alter Kamerad! Ermanne Dich! Steh auf! Gieb mir die Hand.“

„Es geht nicht mehr!“ sagte Flores sterbend. „Laßt mich nur hier liegen. Darum war mirs also so wunderlich.“

Der alte Seemann hatte seine Seele ausgehaucht; de Ruyter wandte sich tief erschüttert von ihm ab. Er schied von dem Manne, der ihm bei seinem ersten Erscheinen an dem Bord eines Schiffes freundlich die Hand gereicht hatte.

Die Schweden wurden aus dem Versteck vertrieben und in die Flucht gejagt; zwar wehrten sie sich

tapfer und leisteten hartnäckig Widerstand. Da trat der junge van der Zaan an den Admiral heran: „Erlaubt Ihr, daß ich mich diesen Soldaten anschließe? Ich möchte mir auch einen schwedischen Federbusch erobern."

„So geh, mein Junge, aber sei vorsichtig! Achtet auf ihn, Leute!" antwortete de Ruyter, und der junge Seemann stürmte den holländischen Matrosen voran. „Was giebts, Herr Adjutant?"

„Botschaft vom Westen der Insel," entgegnete dieser. Kapitän Scheidt ist von Kiel eingetroffen und schifft die brandenburgischen Hilfstruppen aus. Das Schwedenreich hat hier ein Ende!"

Die Stadt, welche bereits von den holländischen Geschützen arg mitgenommen war, wurde jetzt von den flüchtigen Schweden überschwemmt, welche die geängstigten Einwohner mißhandelten und den Feuerbrand in ihre Häuser warfen.

„Das ist schändlich!" rief de Ruyter, als er die Rauchsäule aufwirbeln sah und die Kunde des Frevels zu seinen Ohren drang. „Hin zur Stadt und laßt uns Hilfe bringen." Aber ehe er sie erreichte, kamen ihm die Matrosen seiner Schaluppe entgegen; sie waren niedergeschlagen und hatten den Blick zur Erde gesenkt. „Wir kommen nicht alle wieder, Herr!" sagte der Quartiermeister.

„Um Gott!" rief de Ruyter, die Reihe überfliegend. „Wo ist Johannes van der Zaan?"

„Von einer feindlichen Kugel getötet; wir bringen ihn zurück." Die Matrosen traten aus einander; vier von ihnen trugen die Leiche. De Ruyter stand blaß,

mit geschlossenen Lippen vor dem Toten, sein Herz schlug gewaltig.

Die Trommeln wirbelten, die Trompeten schmetterten; „Sieg! Sieg!“ rief es von allen Seiten.

Die Flotte hatte das Schießen eingestellt. Das Feuer griff um sich. Die Flamme flog an dem hölzernen Kirchturm empor; sie ergriff den Glockenstuhl, verkohlte die Balken, und die Glocken stürzten mit lautem Krachen, dumpf tönend, zu Boden; die Matrosen standen harrend neben ihren Booten am Strande; die Soldaten zogen mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen die Straße nach Nyborg. De Ruyter hatte die Flagge über den toten Knaben ausgebreitet, und kehrte tief erschüttert an Bord zurück.

Der Greis, der des Admirals ersten Schritt auf der See geleitet, und der Knabe, den der Admiral auf eine Heldenbahn führen wollte, liegen, zur ewigen Ruhe bestattet, neben einander auf dem Kirchhofe zu Kierteminde.

— Ende des I. Bandes. —



Druck von F. Hoede. Magdeburg